~~Misc. 9373. b.~~

Per. 12. (2,2

L36

Digitized by Google

<36615392010010

<36615392010010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Patriotisches

Archiv für Deutschland.

Der Gottheit — den Fürsten — dem Vaterlande

gewidmet

von

Sam. Chr. Wagener.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1802.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Patriotisches

Archiv für Deutschland.

Des vierten Bandes erstes Stück.

Digitized by Google

I.

Patriotiſche Belehrungen.

1.

Wie iſt Patriotismus von Vaterlandsliebe unterſchieden?

Man vermiſcht faſt immer den Patriotismus mit der Vaterlandsliebe. Beyde ſind zwar nahe verwandt, aber dennoch von einander unterſchieden.

Vaterlandsliebe iſt die natürliche Neigung, die dem Menſchen den Erdraum werth macht, wo er geboren iſt. Sie gründet ſich auf die Liebe zu unſerm beträchtlichen oder unbeträchtlichen Eigenthum; zu unſerer wahren oder eingebildeten Glückſeligkeit; zu dem Ort, wo unſere Väter und Freunde gelebt, und wo wir unſere Jugendfreuden, die uns immer in ſo ſüßem Andenken bleiben, genoſſen haben; zu unſern noch lebenden Verwandten; zu den lieb-

gewonnenen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen und Eigenheiten des mütterlichen Landes; kurz auf die Liebe zu Allem, was unser Wesen ausmacht. Sie ist eine allen Menschen gemeinsame Empfindung, sie mögen in den wildesten Horden, oder zu den cultivirtesten Völkern gehören.

Der Patriotismus hingegen ist weit seltener, weil er uneigennütziger ist. Es äußert sich durch den thätigen Diensteifer für unsere Mitbürger, und durch das ernstliche Streben, nach Möglichkeit etwas zu ihrer Wohlfahrt und zu ihrem Glücke beyzutragen. Nur Edeldenkende können so uneigennützig fühlen; denn während, daß selbst der verächtlichste Mensch sein Vaterland nach dem Verhältnisse liebt, als es mit seiner persönlichen Wohlfahrt mehr oder weniger verbunden ist: so zeigt sich der wahre Patriot, ohne Rücksicht auf eigene Vortheile, immer bereit, Alles, was ihm theuer auf der Welt ist, und nöthigen Falles selbst das Leben, für das Vaterland aufzuopfern.

2.

Eines Erz-Demokraten Bekenntniſſe über das Revolutioniren *).

1.

In unſern Tagen wird nicht leicht ein Wort gleichgültiger ausgeſprochen, als das Wort Revolution — und doch war keins ſchrecklicher in ſeinen Wirkungen für halb Europa, als dieſes furchtbare Wort. Es iſt keine Uebertreibung, wenn wir ſagen, daß ihm Millionen Schlachtopfer fielen, und daß noch alle Greuel eines ſchrecklichen Krieges (1800) gegen daſſelbe wüthen. Viele reden davon als von einem leicht zu realiſirenden Gegenſtande, und wiſſen nicht, daß bloß tauſend von allen Seiten zuſammenſtrömende Zufälle dieſe Realiſirung möglich machen.

*) Der Name dieſes Erz-Demokraten thut nichts zur Sache; auch iſt es für eine Claſſe meiner Leſer unnöthig, für eine andere vielleicht ſogar nachtheilig, ihn hier zu nennen.

Der Herausg.

2.

Es ist unendlich besser für den Weisen und Ruheliebenden, unter einer gutverwalteten Monarchie, als unter dem Despotismus von Volksführern, wie Marat, Robespierre, oder gar des Lumpengesindels von den Vorstädten Antoine und Marceau zu stehen. Reine Demokratie in solchen Händen; unbegrenzte Herrschaft unter Ausschüssen, die mit Barrere's, Callot-Herbois, Carrier's, le Bon's, kurz mit — Vandalen besetzt sind, und unter Dictaturen, wo Reubel's und la Reveillere's despotisiren; oder revolutionaire, das ist anarchische, gesetzlose Verwaltung, wo Blutmenschen an der Spitze, Schurken in den Tribunälen, und Barbaren, wie Fouquier Tinville, als öffentliche Ankläger stehen, da ist wahrlich die am schlechtesten verwaltete Monarchie eine Wohlthat dagegen.

3.

Revolutionen machen zu wollen, wo ein Fürst gut regiert, ist die unverständigste Thorheit, die man irgend wollen kann. Der Zweck aller guten Verfassungen, so wie der demokratischen Republik, kann doch

nichts anders seyn, als Sicherheit der Personen und des Eigenthums mittelst Vollstreckung weiser Gesetze. Finden wir diese unter einem guten Fürsten; so wäre es doch wohl — gelinde ausgedrückt — die unverzeihlichste Albernheit, diese zu verlassen, und den selten glücklich ausschlagenden Versuch zu wagen, ob eine größere Anzahl von Regierern weniger die Macht mißbrauchen werde, die in den Händen aller Ehrsüchtigen ein zweyschneidiges Schwert ist, das den Unschuldigen wie den Schuldigen trifft.

4.

Die Hoffnung auf den Gewinn der folgenden Generationen kann keinen Grund des Rechts zu Revolutionen hergeben, da Hoffnung, in dunkler Ferne verborgen, uns keine Aussichten von Gewißheit giebt. *)

5.

Ein kluger und redlicher Mann achtet das Gute, wo er es findet, und liebt den Schutz

*) Und da nur nach der Moral des Teufels und der Jesuiten die Mittel (Ströme Menschenbluts) durch den revolutionairen Zweck (Bewirkung politisch-besserer Zeiten) geheiliget, oder auch nur gerechtfertiget werden können.

Der Herausg.

der Gesetze gegen Eingriffe in seine Rechte, der Mann, der sie ihm ertheilt, habe eine Krone auf seinem Haupte, oder eine Bürgermütze auf seinem Kopfe. Wir wollen die Sache, nie die Formen. Sey mein Arzt, wer er wolle, und in seinen Grundsätzen monarchisch oder republikanisch — die heilende Arzeney aus seinen Händen ist mir theuer und werth, und seine Thätigkeit in der Absicht, mir zu helfen, verdient meine Achtung und herzlichen Dank.

6.

Wenn wir Ruhe des Lebens und Sicherheit für Alles, was uns lieb ist, besitzen; wenn wir von einem guten Regenten gerecht, weise, mild und nach guten Gesetzen regiert werden — was könnte dann uns vermögen, über unser Vaterland alle Unruhen einer Revolution zu bringen, welche für die Gegenwart jedesmal tausendfaches Elend mit sich führt, und für die Zukunft uns nie etwas Besseres gewähren kann, als wir dafür hingeben. Ist es doch Gott einerley; ob ihr ihn Jupiter, Jehovah oder Brama nennt: und uns sollte es nicht gleichgültig seyn können, ob die Quelle, aus der die Ruhe und das Glück unsers Lebens entspringt, Kaiser, König, Churfürst, Landgraf oder Erster Consul heißt? —

Der Fürſt, mit weiſen Räthen umgeben, iſt daſſelbe, was ein Conſul, mit klugen Miniſtern umgeben, iſt. — Die Wirkungen von Weisheit und Gerechtigkeit ſind immer dieſelben. Sich ihnen widerſetzen, iſt Verrath an dem Glücke des Staats, der unter ihnen blüht.

7.

Nie würde Frankreich unter einem Könige, wie Friedrich der Einzige war, an eine Revolution gedacht haben; denn die Weisheit ſeiner Regierung würde ſie unnöthig gemacht haben. Wollten Fürſten Tyrannen ſeyn, ſo würde deren keiner der Züchtigung in Zeiten entgehen, wo es ſo gefährlich iſt, ein Tyrann zu ſeyn; und wo nur der Regent glücklich iſt, der ſich an die Weiſen und Klugen ſeiner Nation anſchließt. Dieſe führen das Herz des Volks zur Ruhe und zum Gehorſam unter die Geſetze, die von dem guten Regenten rein und gut ausgehen.

8.

Es iſt eine Frage, ob die hier und da wahrgenommene Geneigtheit nach Veränderungen der Staatsformen, dieſe Nachahmungsſucht aus lauteren Quellen entſpringt, oder Ueberſpannung, oder Privateigennutz iſt, oder Hang, herrſchen

zu wollen? Kein Mann von guten und wahrhaft moralischen Grundsätzen kann eine Revolution wünschen, wenn der Staat ihrer nicht bedarf, oder der Fürst löblich regiert. Dieser Wunsch gereicht in diesen Fällen der Vernunft solcher Revolutionsfreunde zur Unehre, und zeigt wenigstens keine reife Beurtheilungskraft.

9.

Keine Revolution, als solche, hat irgend etwas Wünschenswürdiges; und wenn sie einen gerechten und weisen Fürsten, welcher Erleuchtung und Erleuchtete schätzt, zum Gegenstand hat, so tritt gewiß kein Vernünftiger auf ihre Seite; denn sie ist sodann wahrer Hochverrath, beydes, gegen das Glück einer gut regierten Nation, und eines gut regierenden Fürsten.

Jede Revolution an und für sich ist vielmehr eins der furchtbarsten Uebel; denn sie zerstört die Ordnung der Dinge; stürzt das Glück von vielen Tausenden um, und hat, wenn sie ausgebrochen ist, unausbleiblich den blutigen Kampf des Parteygeistes zur Seite.

10.

Kein Staat kann bestehen, wenn zügellose Freyheit und Gesetzlosigkeit an

der Tagesordnung stehen. Die Leidenschaften der Menschen würden alle Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufheben, und der Stärkere, wie im Naturstande, den Schwächern allenthalben unterdrücken. Eine Nation würde in den Stand des Krieges mit sich selbst übergehen, und zuletzt sich selbst aufreiben. Dieses macht den Zustand der Bürger in der Revolution höchst gefährlich. Der Pöbel, von keinen Gesetzen gehindert, äußert die Wirkungen seiner rohen Natur. Wer ihm in den Weg tritt, dessen Kopf trägt er zuerst auf Piken herum; zuletzt frißt er das Herz beydes, des Schuldigen und der verläumdeten Unschuld. Die Pöbelmasse zusammengerottet, und von einem Blutmenschen in Marat's Manier aufgehetzt, oder von einem Tyrannen, wie Robespierre, geleitet, schreibt der Nation Gesetze vor; fordert die tugendhaften und edelsten Männer zum Schlachtopfer, wie er mit den Girondisten that, und nur revolutionaire Despotie vermag ihn zu zügeln.

Selten sind die Menschen sich in Grundsätzen gleich. Noch seltener haben sie einerley Vorstellungen oder gleiche Meinungen. Hierdurch werden gewöhnlich, selbst unter den Vernünftigsten, Factionen erzeugt, welche dem Bösen den Sieg über die bessere Partey, die

unter sich uneinig ist, erleichtert. Ueberdieß ist die Zahl der Guten gewöhnlich kleiner, als jene der Bösen.

Ehe nun die Nation alle Perioden der Erfahrung durchlaufen hat, ehe tritt sie nicht ins Mittel, um Ordnung und Gesetze zu erhalten, und die Bessern unter sich zu unterstützen. Die Frevel einer revolutionairen Regierung müssen die Nation erst aus dem Schlafe erwecken, denn, den Pöbel ausgenommen, der nichts zu verlieren hat, ist die andere Hälfte der Nation träge, aus Besorgnissen, den Pöbel zu reizen, und aus Furcht, sich selbst zu verderben. Revolutionen müssen auf Revolutionen folgen; eine die andere stürzen, bis sich zuletzt das Ganze zu einer constitutiven Verfassung meliorirt, welche Revolutionen unmöglich macht. Diese Perioden durchliefen alle neue Republiken, die wenigen allein ausgenommen, wo eine militairische Gewalt den Pöbel im Zaume hielt. Wo dieses nicht Statt fand, trat revolutionairer Despotismus auf die höchste erreichbare Stufe.

Dieser ist nichts anders, als der Auftrag der Dictatur an einen Ausschuß der Nationalsammlung, zu sorgen, daß der Staat keinen Schaden aus dem Stande der Gesetzlosigkeit ziehe. Revolutionaire Regierung ist

darum Despotie, weil kein Gesetz sie beschränkt, und alles dem Willen einer kleinen Anzahl von Männern untergeordnet ist.

Um die Güte dieser Regierung oder ihre Abscheulichkeit zu bestimmen, kommt alles darauf an, ob die gute oder böse Partey in diesem Ausschusse die Oberhand habe und behalte. Da die Guten und Redlichen gewöhnlich die schlechtesten Politiker sind, weil sie sich nicht zu schlechten Mitteln erniedrigen können, so sind sie gewöhnlich eine Beute der List und Intrigue. Auch ist es noch lange nicht damit abgemacht, wenn der Wohlfahrtsausschuß abwechselt, und größtentheils aus rechtlichen Gliedern besteht. Ein Demagoge darf nur den Pöbel in seiner Gewalt haben, und er leitet in oberster Instanz alle Wohlfahrtsausschüsse nach seiner Willkür. Ist er ein Glied desselben, desto besser für ihn. Ist er es nicht, so schadet es ihm auch nicht. Er gilt immer als Mann des Volks für den obersten Dictator, und Niemand darf sich ihm widersetzen. Auch fehlt es keiner Nation an Ehr- und Herrschsüchtigen dieser Art. Jede Nation hat in solchen Fällen einen Mann, der ihr größtes Zutrauen besitzt, und nun kommt alles darauf an, wie dieser Mann denke — edel oder schlecht.

11.

Meinen Einſichten nach, und meinen Empfindungen zufolge, kann nur ein blutdürſtiger Tyrann von Demagogen den Grundſatz erfunden haben: „Der Baum der Freyheit könne nicht gedeihen, wenn er nicht mit Blut begoſſen werde.“ Wenn die Freyheit nicht im reinſten Lichte der Vernunft, nicht im klarſten Sonnenſchein der Menſchlichkeit gedeihen kann: ſo mag ich nie an dem nach Blut dürſtenden Ungeheuer, das ihr Freyheit nennt, Theil haben.

12.

Wer Freyheit wünſcht, muß, ſich wirklich über Knechtſchaft zu beſchweren, Urſachen haben; ſonſt lachen die Vernünftigen ſeiner, die den Grundſatz haben, daß man unter jeder geſetzlichen Regierung, ſie habe Namen, wie ſie wolle, frey ſey. Er ſteht als ein fanatiſcher Thor allein, und Niemand findet einen Grund, ihn zu unterſtützen. Seine Klagen verhallen wie läppiſches Geſchwätz in der Ueberzeugung vernünftiger Männer, welche die Gerechtigkeit, Geſetzlichkeit und Milde eines Regiments kennen, das keine Verläumdung verſchreyen kann.

13.

Das Selbstrevolutioniren in Deutschland ist, Gott Lob! eine Sache, die sich leichter aussprechen, als ausführen läßt. Ja ihre Ausführung, ohne fremde Beyhülfe, grenzt aus folgenden Gründen vielleicht an das Unmögliche:

Deutschland ist unter dreyhundert Souveraine getheilt, und macht gleichsam dreyhundert Staaten von allerley Größe aus, die sich unter sich selbst fremd sind; die keine gemeine Beschwerde und kein gemeinsames Interesse haben, das sie zu einer Coalition zu diesem Zwecke unter sich verbinden könnte. Der größeste Theil dieser Staaten und Länderchen wird mild und gut regiert, und hat keine Ursache, eine Veränderung zu wünschen. — Hier ist ein ganz protestantisches Land, gebildet und cultivirt, aber sein Regent ist es nicht weniger; er schätzt Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Erleuchtung. Die weisern Männer der Nation sind auf seiner Seite, und die Unzufriedenheit der Thoren ist ein Gespenst, das kein Regent zu fürchten Ursach hat. — Dort herrscht ein weltlicher Fürst über katholische und vermischte Länder. Er hilft den Klagen über eine verflossene Regierung voll Schwäche, voll Intoleranz, voll

Pfaffeneinfluß, voll Ungerechtigkeit, Geiz und Exactionen ab. Die größten Männer, die im Besitz des Vertrauens des bessern Theils der Nation sind, umgeben seinen Fürstenthron. Sie bilden eine mächtige Schutzwehr um ihn her; denn alle Vernünftigen im Lande schließen sich froh an seine Person und an die Personen seiner Minister an, weil kein Vernünftiger eine Revolution vom Guten im Besitz — zum Guten in der Hoffnung wünscht; weil jeder Patriot das Wohl des Vaterlandes beabsichtet, und es bereits findet ohne Revolution. — Dort ist ein ganz katholisches Land, wo Priesterregiment — — ein Volk beherrscht, das zu Allem vielleicht fähig ist, nur nicht zu einer Gemeinschaft des Zwecks mit Protestanten — —

Nehmen wir die kleinern bis zu den kleinsten Staaten, so wäre in diesen die bloße Idee: „Revolution," eben so lächerlich, als das Verhältniß des Bedeutenden gegen eine Kleinigkeit. Diese schwimmen im größern Strome der gewöhnlichen und neuen Verfassungen mit fort, wie ein Strohhalm auf einem Flusse. Von den funfzehnhundert andern Herren kann gar nicht die Rede seyn. Alle diese Staaten haben überall im Ganzen kein besonderes,

res, und kaum das allgemeine Intereſſe der Selbſthaltung unter dem Schutz der Deutſchen Conſtitution. Deſto mehr aber haben dieſe kleinen Länderchen, dieſe Reichsſtädte, dieſe Freydörfer ꝛc. gewiſſe Vorzüge, unter denen ſie ſich gegen andere vergleichen, und bis auf die freye Reichsſtadt Pfullendorf hat jedes und jede ihren eigenen Nationalſtolz, der ſich beſſer dünkt als Andere. Die unbedeutſamſten Gemeinheiten, ich will ſie nicht Länder, nicht Staaten nennen — haben einen Eſprit de Corps, nach welchem es von ihnen für Beleidigung gehalten wird, ſich der Führung der größern überlaſſen zu müſſen.

Wir haben ferner in Deutſchland Fürſten, mit denen ihre zufriedenen, glücklichen Unterthanen ernſthaft gemeinſchaftliche Sache machen würden, jeder Allgemeinheit von Revolution für Deutſchland ſich entgegen zu ſetzen. Das Intereſſe der mächtigſten Regenten Deutſchlands würde eine ſchnelle Begegnung einer Unternehmung in den Weg legen, die zuletzt ihre eigenen Staaten revolutioniren könnte. Zum Glück für die Ruhe von Deutſchland ſind die größeſten Fürſten deſſelben — mit wenigen Ausnahmen — der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen werth, ſind ihre Heere geübt und treu, und allenthalben iſt der größere Theil der Deutſchen Nation, entweder aus verdienter

Liebe und Anhänglichkeit gegen gute Regenten, oder aus dumpfem Gefühle eines gewöhnten Sclavenjochs gegen tyrannische Fürsten; oder aus Furcht vor Teufel und Fegefeuer, auf der Seite ihrer Regenten.

Ueberall ist kein vernünftiger Grund da, welcher die Ausführbarkeit einer Revolution Deutschlands, aus sich selbst und ohne fremde Beyhülfe, auch nur denkbar machen sollte. Denn es ist nicht genug, wild und ohne Nachdenken und auf Rechnung des Zufalls eine Sache beginnen, die vernünftig berechnet seyn müßte, wenn Männer daran Theil nehmen sollten, die nicht gewohnt sind, ins Blaue zu schlagen, oder gegen gute Fürsten zu conspiriren, welche gerecht und weise regieren, und Treue und Ergebenheit, statt Aufruhr und Widersetzlichkeit, verdienen.

14.

So wahrhaftig ich überzeugt bin, daß es in Deutschland große Staaten und Länder giebt, in welchen die Unterthanen unzufrieden zu seyn Ursache haben, eben so sehr bin ich überzeugt, daß sie nie auf dem mit Fluch belasteten Revolutions-Wege zu größerem Glücke gelangen werden. Man kennt die Folgen der Verschie-

denheit der Meinungen, und die schreck-lichen Folgen der Unduldsamkeit, in Beziehung auf dieselbe, besonders was die Religion betrifft. Kaum gewann, mit Hülfe der Cultur, Deutschland gegen dieses Ungeheuer einigermaßen Ruhe, als der nie ruhige Mensch zur Verschiedenheit in politischen Meinungen überging. Hier theilt sich nun die Deutsche Welt, wie die Französische, in Parteyen, wovon die eine die andere mit dem Namen der Aristokraten, oder auch mit der, leider! zum Schimpfworte herabgesunkenen Benennung: Patriot — zu brandmarken glaubt. Und doch sind beyde unschuldige Wörter sehr gleichlautend. Wahre Patrioten meinen es gut mit dem Staate — aber vernünftige Aristokraten nicht minder: wenn auch beyde über die Mittel uneinig sind, wie wahres Staatenglück begründet werde, so sind sie es doch nicht über den Zweck. Sie ist von beyden Seiten ehrwürdig und achtungswerth. Aber warum sich verfolgen, mit so viel Wuth verfolgen, so lange alles nur Meinung bleibt?

15.

Deutschland kann unmöglich eine Republik werden, ohne den bey weitem

größern Theil der Feinde dieses Systems, durch jenen ernstlichen Terrorismus in Zügel zu halten, welcher schreckt und zittern macht, und aus Furcht zurückhält, indem alle Kraft der Gesetze nicht ihre Feinde bezwingen kann. Gerade gegen die Gesetze, und daß sie nie mit Nachdruck wirken können, ist der Streit der Verfassungsfeinde gerichtet. Diesen Gesetzen kommt, leider! bloß der Terrorismus zu Hülfe, der niederschmettert, statt daß das Gesetz bloß bestraft.

Und wir sollten Deutschland zu einer Mördergrube zu machen suchen, um eine andere Verfassung zu erhalten, von welcher wir noch nicht einmal aus Erfahrung wissen, daß es sich besser unter ihr leben läßt, als unter gutregierten Monarchieen? Können wir auch eine einzige Republik unter den neuentstandenen nennen, die durch ihre Veränderung glücklicher, ruhiger, wohlhabender und achtungswürdiger geworden wäre, als sie unter ihrer vorigen guten Verfassung war?

3.

Kant über Unverletzlichkeit des Ersten im Staate.

Wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staats giebt es keinen rechtmäßigen Widerstand, kein Recht des Aufstandes, noch weniger des Aufruhrs, am allerwenigsten der Vergreifung an der Person und dem Leben desselben, unter dem Vorwande des Mißbrauchs seiner Gewalt. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath, und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden. Der Grund von der Pflicht des Volks, einen Mißbrauch der obersten Gewalt, selbst einen solchen, der für unerträglich ausgegeben wird, dennoch zu ertragen, liegt darin: daß der Widerstand wider die höchste Gesetzgebung selbst niemals anders, als gesetzwidrig, ja als die ganze gesetzliche Verfassung zernichtend, gedacht werden muß.

Unter allen Gräueln einer Staats-Umwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste. Denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht, er könne, wenn er am Leben bliebe, sich wieder ermannen, und jenes die verdiente Strafe fühlen lassen. Die Ermordung ist also nicht als eine Verfügung der Strafgerechtigkeit, sondern bloß der Selbsterhaltung zu betrachten. Die formale, gesetzliche Hinrichtung ist es, was die von Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, so bald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Carls des Ersten, oder Ludwigs des Sechzehnten.

Der Grund des Schauderhaften bey dem Gedanken von der gesetzlichen Hinrichtung eines Monarchen durch sein Volk ist aber der, daß der Mord nur als eine Ausnahme von der Regel, welche sich dasselbe zur Maxime machte, gedacht werden muß, die Hinrichtung aber als eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverain und Volk anzusehen ist, und so die Gewaltthätigkeit mit dreister Stirne, und nach Grundsätzen, über das heiligste Recht erhaben wird. Das scheint nun

ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu seyn, weil es gleichsam ein vom Staate an sich verübter Selbstmord ist.

Eine Veränderung der fehlerhaften Staatsverfassung, die wohl bisweilen nöthig seyn kann, kann nur vom Souverain selbst durch Reform, aber nicht vom Volke, nicht durch Revolution, verrichtet werden. Wenn übrigens eine Revolution einmal gelungen, und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann die Vollführung derselben die Unterthanen nicht von der Verbindlichkeit befreyen, sich in die neue Ordnung der Dinge als gute Staatsbürger zu fügen. Sie können sich nicht weigern, derjenigen Obrigkeit ehrlich zu gehorchen, die jetzt die Gewalt hat.

Die Freyheit der Feder, in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt, durch die lieberale Denkungsart der Unterthanen, die jene noch dazu selbst einflößt, gehalten, ist das einzige Palladium der Volksrechte. Denn diese Freyheit ihm auch absprechen zu wollen, ist nicht allein so viel, als ihm allen Anspruch auf Recht in Ansehung des obersten Befehlshabers nehmen, sondern auch dem letzten, dessen Wille bloß dadurch, daß er den allgemeinen Volkswillen repräsentirt, Unterthanen als Bürgern Befehle giebt, alle Kennt-

niſſe von dem entziehen, was, wenn er es wüßte, er ſelbſt abändern würde, und ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen. Dem Oberhaupte aber Beſorgniſſe einzuflößen, daß durch Selbſt- und Lautdenken Unruhen im Staate erregt werden dürften, heißt ſo viel, als ihm Mißtrauen gegen ſeine eigene Macht, oder auch Haß gegen ſein Volk, erwecken.

4.

Eins iſt nöthig zur Erhaltung des Ganzen!

(Ein Zuruf des Hrn. D. H. Fr. C. Henke.)

— — „Ihr verſchiedenen Chriſtlichen Parteyen, und Ihr, die Ihr Eure Symbolen mit Gottes heiligſten und allgemein geglaubten Chriſtlichen Wahrheiten auf gleicher Wagſchale leget! Eins iſt nöthig, zur Erhaltung des Ganzen nöthig — praktiſche Gottſeligkeit! — Liebt die Religion Eurer Väter, Eurer Kirche; nur vergeſſet nicht, auch Euch einander zu lieben, und Gutes in Gottes Welt zu

wirken. So, und nur so ist dem Staate, der Kirche Christi, der Menschheit geholfen!“

„Das sey der Grund, worauf Ihr, edle Landesväter! das wohlthätige, uns höchst nothwendige Gebäude einer dem Bedürfnisse des ausgearteten Volkes und der Cultur der Zeiten angemessenen Volkserziehung durch Schulen und Unterricht bauen könnet. Unwissenheit, Aberglaube, oder irregeführter Volksglaube sind die Erbfeinde, die der Menschheit einen moralischen Tod drohen. Frankreich und Italien — das alleinseligmachende Italien — haben in ihrer neueren Zeitgeschichte die schrecklichsten Warnungstafeln hoch aufgerichtet, die mit den Denkbildern der geschändeten Menschheit und Religion Euch zurufen: „Laßt doch Religion und Unter„richt mit der Cultur des Geistes und „Wissens und mit dem Bedürfniß der „Zeiten gleichen Schritt halten; klärt „den Verstand eurer Völker durch zweckmäßigen „Unterricht auf. Nur dann kann sie wirken in „aller ihrer Reinheit und göttlichen Einfalt, in „ihrer Gemeinfaßlichkeit, worin der göttliche, „und der größte Lehrer aller Zeiten sie gab. „Vernunft und Religion sind die unzertrennli„chen und heiligsten Geschenke, die der ewig

„gütige Vater der Menschen seinen Kindern „gab.“ — —

— — „Schafft, Gesetzgeber und Väter des Landes, die Hindernisse fort, die die Heilung des an Immoralität und Aberglauben darniederliegenden Volks unmöglich machen. Die Mittel dazu mögen Euch Eure Weisheit und Humanität an die Hand geben. Das Volk kann und will nicht ohne Religion seyn; aber wenn ihm diese so toll und verkehrt, so unzweckmäßig, wie bisher, beygebracht wird, sieht es sie entweder — als Zügel und Geissel an, oder — als ein bequemes Abfindungsmittel mit Gott und dem Gewissen, oder — es denkt gar nichts dabey. Nein, noch hat das Volk im Ganzen keine wahren sittlichen Religionsbegriffe, wovon uns die Ereignisse des Tages in Frankreich, Italien, Brabant und, leider! noch in andern Ländern — den redendsten Beweis geben.“

„Fürchtet nichts, Ihr edlen und guten Fürsten Deutschlands! worauf die Cisrhenanischen Provinzen ihre hoffnungsvollen Blicke heften, fürchtet nichts von der Aufklärung Eurer Unterthanen. War das aufgereizte Volk Frankreichs, Italiens und Brabants ein aufgeklärtes Volk? — Hatte es in

Schulen, was man wahren Unterricht nennen kann, genossen? — Herrschte nicht überall die tiefste Unwissenheit, der stumpfeste Aberglaube? — Zwar sprach es dennoch von Menschen- und Bürgerrechten, von Freyheit und Gleichheit, aber es sprach nur darum davon, weil es keinen Begriff von seinen bürgerlichen Verhältnissen, von seinen Pflichten gegen Gott, den Staat und sich selbst hatte; das heißt, weil es nicht wahrhaftig aufgeklärt war."

„Nur aus zweckmäßigem Schulunterrichte können practische Religionskenntnisse geschöpft werden, nur aus diesen die Grundsätze, worauf die Wohlfahrt des Volks und des Staats gebauet ist. Edle Freunde des Wahren und Guten! Euch trennt nicht Vaterland, nicht Sprache, nicht Secte. Der seelenverwandte Sinn für Menschenglück vereinigt Euch in der Nähe und Ferne, wie die Glieder eines Hauses! Verbesserung des Menschengeschlechts durch Unterricht sey das heilige Symbol, das Euch einigt! In Preussens gutem und weisem Könige und in seiner väterlichen Erklärung: „sich den Unterricht des Volks eine der ersten Regierungs-Angelegenheiten seyn las-

sein zu wollen“ — gehet nicht bloß seinen Staaten, geht der gesammten Menschheit die Morgenröthe eines glücklichen Jahrhunderts auf!“

„Gebe Gott nur Frieden! Frieden dem danach schmachtenden Europa, der allein die sterbende Menschheit beleben und die Wiedergeburt glücklicher Tage verschaffen kann!“ — (Ueber Religion, Mönchsunfug und Volksaberglauben in den katholischen Niederlanden.)

5.

Bildet die Volks-Aufklärung Empörer?

(Aus der Geschichte unserer Tage beantwortet.)

Es ist bekannt, daß der edle Domherr von Rochow schon vor sechs und zwanzig Jahren anfing, den Kindern seiner Unterthanen in den Schulen den Grad von Aufklärung geben zu lassen, der für sie zweckmäßig war. Dort sind also jetzt schon Männer und Weiber, die in jenen Schulen gebildet, also zweckmäßig aufgeklärt worden sind. Und was

Hat diese Aufklärung bey ihnen gewirkt? Der dortige Prediger Rudolph schreibt: *)

„Man findet die Leute bedeutsamer, bekömmt von ihnen richtigere Antworten; sie stehen einem Jeden Rede, ohne kindische Schüchternheit und ohne verdutzt zu werden. Man kann sich auch mit den Mehrsten über allerley Gegenstände aus der Landwirthschaft, dem Feld- und Gartenbau, auch von Handwerks-Arbeiten, oft umständlich unterhalten. In sittlicher Hinsicht spürt man mehr, als es vielleicht auf andern Dörfern der Fall seyn mag, äußerliche Zucht und Enthaltsamkeit von wilden, zügellosen Ausschweifungen, und weniger Immoralität. Es kommen auch einzelne, vorzüglich gerechte und gute Handlungen vor, z. B. Dienstreue und Pünktlichkeit in Abwartung der Berufspflichten, die doch wohl bey so geringen Leuten nicht anders, als mechanisch und langsam erworben werden können. Herr Prediger Riemann setzt hinzu: Es wird jetzt bey weitem weniger Leichtgläubigkeit und Aberglaube angetroffen, als sonst. Die Leute bedienen sich in Krankheitsfällen der ihnen dargebotenen Hülfe des verständigen

*) S. Riemanns Beschreibung der Reckanschen Schule. Dritte Aufl. 1798. Seite 265 u. f. w.

Arztes gern, und mit Vertrauen. Ihr Gemüth hat mehr Richtung auf alles Wahre und Gute, auch mehr Willigkeit dazu. Es ist ein Geist stilleren Fleißes bey ihren Geschäften, und mehr häusliche Ruhe. Sichtbare sittsamere Tugend und Bescheidenheit zeichnen die jungen Leute beyderley Geschlechts schon im Aeußern aus. Die Fälle unehelicher Geburten sind äußerst selten. Sie besuchen fleißiger die Kirche, sind aufmerksam darinnen, vertragen sich besser. Die Prozesse sind weit seltener; es herrscht mehr Anständigkeit bey ihren geselschaftlichen Zusammenkünften, wo auch das Spiel nicht zu ihren Haupt- und leidenschaftlichen Vergnügungen gehört. Ihre Sittlichkeit nimmt also gewiß zu.

Herr von Rochow selbst hat in seine interessante Correspondenz mit verstorbenen Gelehrten einen Brief eingerückt, den er schon vor mehreren Jahren an den trefflichen Erthal, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, einen nur noch etwas furchtsamen Freund und Beförderer der Aufklärung, geschrieben hat. „Hier (sagt er darin) sind es zwanzig Jahre, daß, Gott Lob! meine neue Schuleinrichtung auf meinen Gütern ohne Abänderung besteht. Aber noch keinen Augenblick

habe ich Urſache, die volleſte Aufklärung zu bereuen, die ich meinen Schulkindern über Alles, was ſie — wohlgemerkt — in ihrem Stande wiſſen müſſen, geben laſſe. Seit den letzten Jahren iſt keine Strafe, kein Gefängniß mehr nöthig. Von Proceſſen iſt keine Spur" u. ſ. w.

Feinde der Aufklärung hatten behauptet, daß der größte Theil der in den Jahren 1773 bis 1787 in den Reckanſchen Schulen gebildeten Kinder die Güter des Herrn von R. verlaſſen hätte; allein der ſelige Profeſſor Stuve hat in der Berliner Monathſchrift dieſen hämiſchen und durchaus falſchen Vorwurf widerlegt. Von ein und neunzig Kindern, die innerhalb der Jahre 1773 bis 1787 confirmirt wurden, haben nur funfzehn die Güter verlaſſen. Sechs wurden verheirathet, und neun bekamen auswärts Dienſte. Nur ſechs wurden Profeſſioniſten, blieben aber auf den Gütern. Die Zahl der Ausgewanderten, ſetzt er hinzu, würde noch weniger ſeyn, wenn nicht, durch die vortrefflichen Einrichtungen des Herrn v. R., die Mortalität auf ſeinen Gütern ſo ungemein gering, und die Zunahme der Volksmenge ſo beträchtlich wäre, und es eben dadurch nothwendig gemacht würde, daß mehrere junge Leute auswärts Dienſte ſuchen müßen, weil ſie auf den Gütern ſelbſt keine

erhalten können. Dieß kann aber weder für den Ort, noch für die Schule auf irgend eine Art nachtheilig ausgelegt werden, so wie es eben so wenig als ein Beweis der Untugenden der Mädchen des Dorfs angesehen werden kann, wenn sie von den benachbarten Mannspersonen häufig weggeheirathet werden.

6.

Von dem Einflusse der Gutsherrschaft auf den sittlichen Charakter der Unterthanen.

Den Einfluß, den ein Gutsherr auf seine Unterthanen, durch weise Anwendung seiner obrigkeitlichen Macht — indem er zu rechter Zeit straft und belohnt; — den, welchen er durch Fürsorge für ihr wirthschaftliches Bestes haben kann, ist ohne Zweifel der größte, oder doch der allgemeinste: aber er ist nicht der einzige. Er kann auch durch sein Beyspiel, er kann durch veranstalteten Unterricht beytragen, sie gesitteter und zur Beobachtung ihrer Pflichten bereitwilliger zu machen.

Das

Das Beyſpiel, welches der Herr geben kann, iſt von doppelter Art: er giebt es entweder durch die Verwaltung ſeines Gutes und die Ausübung ſeiner herrſchaftlichen Rechte, durch die Klugheit und die Ordnung, mit welchen er ſeine Angelegenheiten beſtellt, durch die Gerechtigkeit, die Standhaftigkeit und die Güte, mit welchen er ſeine Unterthanen behandelt; oder er giebt es durch ſeinen Charakter, durch ſeine Aufführung überhaupt.

Jenes Beyſpiel wirkt auf eine mehr poſitive, dieſes faſt auf eine bloß negative Art; jenes kann beſſern, dieſes kann Verſchlimmerung verhüten.

Ich will mich deutlicher erklären. Der Bauer iſt ein ſo nachahmendes Geſchöpf, wie der Menſch überhaupt. Er nimmt unwillkürlich Gewohnheiten an, wenn er immer gleichförmige Handlungen Anderer vor ſich ſieht: und er macht auch freywillig nach, was ſeine Obern, oder Perſonen, die er hochſchätzt, thun, und wovon er den guten Erfolg gewahr wird.

Aber um ein Beyſpiel nachzuahmen, muß man es oft vor Augen ſehen, und man muß aufmerkſam darauf gemacht werden. Deswegen nimmt der Hofmann nichts ſo leicht an, als die äußern Sitten, den Geſchmack, die Liebhabe-

reyen, die Zeitvertreibe seines Fürsten. Die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des letzten, in den Angelegenheiten der Politik, hat nicht gleichen Einfluß auf den ersten, ihn in seinen Privatgeschäften billig oder unbillig zu machen. Der Unterthan überhaupt wird nicht das gesellschaftliche Leben des Monarchen, nicht die Politik desselben zu seinem Muster nehmen: aber die Maximen, welche er in der innern Regierung beobachtet sieht, werden nach und nach die Seinigen werden.

Auf gleiche Weise, da der Bauer mit seinem Herrn nicht umgeht, aber unter ihm und mit ihm arbeitet, wofern dieser seine Güter selbst verwaltet; da er dessen Betragen im häuslichen Leben und in den allgemeinen Verhältnissen des Menschen, zu bemerken wenige Gelegenheit hat, hingegen seine Anstalten, seine Grundsätze, seinen Fleiß, seine Aufmerksamkeit, oder den Mangel von allem diesen in der Bewirthschaftung seiner Güter, durch die Wirkungen vor Augen sieht: so ist es natürlich, daß sein Nachahmungstrieb von jenen Eigenschaften wenig, von diesen sehr in Bewegung gesetzt wird.

Wenn daher auf dem herrschaftlichen Hofe eine genaue Ordnung herrscht, und alle Geschäfte nach einem regelmäßigen Plane, jedes

zu rechter Zeit, abgethan werden; wenn Gebäude und Aecker in dem besten Stande sind, und mit nie ermüdender Sorgfalt darinnen erhalten werden; wenn alle, welche dem Hofe dienen, oder für denselben arbeiten, das Ihrige ohne Abkürzung bekommen, aber auch dazu angehalten werden, das Ihrige zu thun; wenn der Bauer allenthalben, wo er in die Scheunen, Ställe, Gebäude und Ländereyen seines Herrn hinsieht, Reinlichkeit, Fleiß, Aufsicht von Seiten der Obern, Sorgfalt und Genauigkeit der Dienstboten, gewahr wird: so ist es fast unmöglich, daß sich nicht dieser Geist der guten Wirthschaft, des Fleißes und der Ordnung auch auf das übrige Dorf ausbreite.

Wie laut und deutlich bestätigt dieses die Erfahrung auch dem flüchtigsten Beobachter! Wo ist ein zu Grunde gerichteter, vernachläßigter Herrnhof, um welchen nicht eben so zerfallene, durchlöcherte Bauerhütten herum ständen? Wenn man hingegen auf dem Wohnsitze des Edelmannes gut unterhaltene Gebäude, das Ackergeräthe in Ordnung, reinliche und arbeitsame Knechte und Mägde erblickt: ist man da nicht beynahe sicher, auch die Häuser der Bau-

ern beſſer gedeckt und ihre Höfe in größerer Ordnung zu finden?

Es giebt Ausnahmen von dieſer Regel: beſonders da, wo der Vortheil der Bauern von dem Vortheil der Herrſchaft mehr, wie gewöhnlich, getrennt iſt. Es können vielleicht die Bauern ſich, auf Unkoſten eines fahrläßigen Herrn, bereichert haben, und, ſo wie dieſer in ſeinen Glücksumſtänden zurückgegangen iſt, zu mehrern Kräften gekommen ſeyn, die Ihrigen zu beſſern; oder es kann eine fremde Urſache die Bauern zu einer Art von Erwerb gebracht haben, an welchem der Herr keinen Theil hat nehmen können. — Auf der andern Seite kann ein habſüchtiger Herr, eben durch die Bedrückung der Bauern, ſich bereichert haben, und daher unter baufälligen Hütten prächtig wohnen, unter hungerigen Unterthanen ſchwelgen. — Auch kann jene Wirkung des Beyſpiels ſich nicht in wenig Jahren zeigen, und ſie wird geſtört, wenn die Herrſchaft ſich oft verändert. — Aber dieß hebt die Wahrheit der Regel nicht auf: „die Herrſchaft „eines Orts iſt gewöhnlicher Weiſe das Beyſpiel „für die Unterthanen in ihren wirthſchaftlichen „Verrichtungen; und ſie kann dieſe „fleißiger, ordentlicher und alſo „beſſer machen, wenn ſie ſelbſt

„dieſe Tugenden in der Beſorgung „ihrer Wirthſchaft ausübt.“

Was nun aber die übrigen Stücke des Charakters betrifft, wobey es entweder auf Beherrſchung der Leidenſchaften, oder auf geſellige Neigungen ankommt: ſo kann das Beyſpiel eines Gutsherrn mehr negativ wirken, indem es die Verſchlimmerung verhindert, als poſitiv, indem es die Verbeſſerung befördert; er kann verführen, er kann ſchaden, wenn er ſchlecht handelt, aber er kann durch ſeine pflicht; mäßige Aufführung nicht unmittelbar nützen.

Diejenigen Eigenſchaften, welche einen Mann von Stande unter ſeines Gleichen am meiſten beliebt oder ſchätzbar machen, bleiben dem, welcher tief unter ihm iſt, verborgen, oder werden von ihm mit weniger Aufmerkſamkeit angeſehen. Wenn der Herr ein zärtlicher Ehemann und Vater, ein Freund, ein nachgebender, dienſtfertiger Geſellſchafter iſt: ſo erfährt der Bauer dieſes höchſtens durch den allgemeinen Ruf; er ſelbſt hat nicht Geſegenheit es zu bemerken, und noch weniger Anlaß, davon gerührt zu werden. Er achtet vielleicht, wenn er ſchon gut denkt, deswegen ſeinen Herrn etwas höher; aber er wird dadurch nicht gereizt, eben ſo zu handeln. Mit den gegenſeitigen ſchlimmen Eigenſchaften

ist es ganz anders beschaffen. Wenn viele der Tugenden des Herrn in den Wänden seines Hauses verschlossen bleiben, so werden hingegen seine Ausschweifungen, seine Laster auch außerhalb desselben sichtbar: und geschieht dieß, so verderben sie auch die Untergebenen, entweder, in so fern sie dieselben anstecken, oder in so fern sie ihren Gehorsam vermindern.

Besonders sind es zwey Fehler, welche am leichtesten den Weg aus dem Hause des Edelmanns in die Hütte des Bauern finden; wenn jener dem Trunke, und wenn er den Ausschweifungen der Wollust ergeben ist.

Erstlich, die Vergehungen dieser Art machen Aufsehen, und können nicht verborgen bleiben. Sie werden ferner von dem, welcher die Leidenschaft dazu einmal hat, oft wiederholt: und das Beyspiel wirkt also in der Länge der Zeit stärker. Drittens trifft die Versuchung gerade dahin, wo die schwache Seite des gemeinen Mannes ist.

Diejenigen, welche von den Ausschweifungen des Herrn nicht angesteckt werden, lernen ihn verachten. Und was kann eine Obrigkeit Gutes ausrichten, die ihr Ansehen verloren hat?

Noch größern Schaden thut es dem Herrn, sowohl in Absicht der Ehrerbietung, die er seinen Unterthanen, um ruhig zu regieren, einflößen muß, als in Absicht der Sittlichkeit, die er bey ihnen befördern soll, wenn ihn die Sinnlichkeit so weit verleitet, selbst ihr Verführer zu werden. Er erniedrigt sich alsdann bis zu den Verächtlichsten unter ihnen; er wird also selbst verächtlich. Zeigt er sich noch überdieß für die, welche seinen Lüsten fröhnen und für ihre Anverwandten, parteyisch: so wird er den Uebrigen verhaßt.

Garve.

7.

Nur Tyrannen, nicht anerkannte Menschenfreunde, fallen in das Schwert der Empörten.

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclaven-Menge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis

auf das Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wütheriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sclaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen sie bey der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib, Megallis, war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden, war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Eltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hätte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sclaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis

in alle drey Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sclaven.

Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Eunus, sollte über den Damophilus ein förmliches Verhör gehalten werden, bey welchem Ankläger und Zeugen auftreten, und die Menge richten sollte. Die unaufhaltsame Wuth zweyer Sclaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte indessen diesem Scheingerichte ein Ende; sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erst mit Furien-Wollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften, und sie dann nach ersättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein gänzlich verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft

bewieſenes Erbarmen war in Aller Herzen; das Lob ihrer Menſchlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringſte Vergehen gegen ſie mit Wort oder That würde auf das Empfindlichſte seyn gerächt worden. Man beſchloß, ſie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Eltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorſtehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein ſicheres Gefolge brachte man ſie hinweg nach Catana, und überlieferte ſie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geſchichte hat uns ſo manche verabſcheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten: warum hat ſie uns doch den Namen dieſer Guten, dieſer Edlen verſchwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menſchheit ihr Andenken, und freut ſich der ſo ſchön an ihr beſtätigten Wahrheit: daß auch über die roheſten und fühlloſeſten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

8.

Lehren aus der Vergangenheit.

Es gab eine Zeit, wo die Franzöſiſche Nation ihre Bürger in Heftige (enragés) und Gemäßigte (moderés) theilen konnte. Dieſe Nation war nämlich mit dem Alten in jeder Art unzufrieden, und wollte geſchwind Alles neu, und wo möglich, beſſer haben. Die Heftigen griffen nun raſch zu, zerſtörten das Alte bis auf den Grund. Die Gemäßigten aber (ob aus Grundſätzen oder aus Schwäche?) nahmen ſich Zeit, mochten nicht ſo raſch zufahren, und noch weniger das Kind mit dem Bade verſchütten. Natürlicherweiſe behielt, ſo lange es nur darauf ankam, raſch zu ſeyn, die Partey der Heftigen den Sieg, und in ihren Händen die Macht und die Geſchäfte.

Sie verfolgten nun leidenſchaftlich die Gemäßigten, als tadelnde Verhinderer ihrer Wirkſamkeit, und ſuchten ſich ihrer durch alle Mittel zu entledigen. Von dieſer Seite nicht mehr gehindert, errichteten alſo die Heftigen eine Staatsverfaſſung, die, nach manchen Abände-

rungen; endlich das wurde, was sie jetzt ist: — Herrschaft eines Einzigen über Viele. —

Ob, wenn die Partey der Gemäßigten gesiegt hätte, manche Greuelthaten, welche die Heftigen sich erlaubten, nicht ungeschehen geblieben wären? Wer wird das bezweifeln! — Ob das Drama, bey aller Verschiedenheit seiner ersten vier Acten, dann auch denselbigen jetzigen fünften, zum letzten Act gehabt haben würde? Wer kann das bejahen und erweisen! —

Aber was nach meinem Bedünken sonnenklar diese Geschichte (und alle Geschichte soll ja vitae Magistra Lehrerinn der Lebensweisheit seyn!) für uns lehrt, besteht in folgendem:

1. Heftigkeit thut selten gut: am wenigsten in eingerichteten Staatsverfassungen.
2. In Monarchie löset sich ja doch am Ende jeder Versuch, es besser zu haben, wieder auf, wie auch in dem angezogenen Falle die Figur zeigt.
3. Die Leiden, welche jede Haupt-Reform im Staate mit sich führt, sind schon groß: wie vielmehr jene Leiden, die eine Revolution, das ist, eine Umstürzung aller Ordnung, begleiten! Ihr Erfolg ist stets ungewiß: gewiß aber in jedem Falle ist Verlust und Zerstörung.

4. Denn Parteyen sind dabey nicht zu vermeiden; und diese führen unmittelbar zum Bürgerkriege, dem schrecklichsten aller Uebel.

5. Es ist überall schwer, aber doch vielleicht nicht halb so schwer, eine Revolution anzufangen, als ihr wieder Grenzen zu setzen.

6. Da alle Staatsverfassungen — menschliche — sind — das ist — mehr oder minder Mängel haben, sollte wohl der Erfinder eines Revolutions-Projects, welcher doch auch ein Mensch ist, verbürgen können, seine von ihm erfundene neue Staatsverfassung werde keine Mängel haben, vorausgesetzt, daß die Revolution gelänge?

7. Es ist ein Irrthum, zu behaupten, der Endzweck heilige die Mittel. Nein, wahrlich! er heiligt sie nicht! Denn in einer guten Sache müssen Endzweck und Mittel gleich heilig, das heißt — Plan und Ausführung muß gerecht seyn.

8. Wie läßt sich aber Gerechtigkeit bey Anarchie oder Gesetzlosigkeit, (die im Gefolge aller Revolutionen ist!) gedenken? —

Darum, o Ihr Heftigen Alle! die Ihr das Euch Besserscheinende nicht erwarten, sondern erzwingen möchtet, durchdenkt diese acht Sätze zuvörderst mit Ernst! Bessert lieber Euch selbst; und glaubt dem richtigen Ausspruch des Dichters:

„Laßt uns besser werden —
„Gleich wird's besser seyn."

Reckan, den 30sten Julius 1800.

Friedrich Eberhard von Rochow.

9.

Vernunftreligion? oder Christenthum?

Ein patriotisches Wort über Volksreligion

von

einem Freunde der Wahrheit und der Menschen.

Je mehr es das Ansehen gewinnt, als arbeiteten einige Anhänger der neuesten Systeme in dem Reiche der Philosophie darauf hin, eine sogenannte Religion der Vernunft, im Gegensatze der Religion des Christenthums, also: eine, von allem Positiven, allen Geschichtsfacten, allen ehemaligen Formen entkleideten, reingeistige Religions- und Pflichtenlehre zur Volksreligion zu erheben, und dadurch die, mit uralter Sanction versehene, durch ihren Stifter und dessen Geschichte, ihre Stiftungsurkunde und deren Erhebung zu einem allgemeinen Volks-Religionsbuche, positiv gewordene Christenreligion nach und nach aufzuheben: desto lauter und ernstlicher muß der warme Freund des Volks und der ächte

Freund der Wahrheit und Tugend, also der wahre Patriot und Christ *) seine Stimme dagegen erheben und feyerlich darauf ausrufen:

„Wohl zu bedenken, was man will und „was man thut, was man wollen dürfe „und was man thun könne, um nicht „durch voreilige Erklärungen und unbedachtsame Schritte dem allgemeinen Wohl der „Menschen und der Menschheit eben so „gewiß, als dem allgemeinen Verkehr der „Wahrheit und Sittlichkeit den unersetzlichsten Schaden zu thun.“

Es ist hier und kann hier der Ort nicht seyn, jenes — wie soll ich sagen? — unverständige und muthwillige? — Verwechseln der Christenthumslehre, wie sie von dem Mehrtheil der öffentlichen Religionsdiener und Volkslehrer des Protestantismus seit den letzten Decennien gelehrt wird, mit den Systemen der vor 100, 200, 300 Jahren üblich gewesenen Dogmatik speculirender Theologen, zu rügen; und noch weniger der

*) Ein Name, dessen sich der gebildetste, freymüthigste, aufgeklärteste Bekenner der Lehre Jesu Christi bey dem Beginnen des neunzehnten Jahrhunderts fürwahr nicht zu schämen hat!

der Ort, die Unbilligkeit und Verwerflichkeit jenes Methodus anzuklagen, nach welchem man durch Gegeneinanderstellung der Vernunftreligion und der Christenthumsreligion diese in den Verdacht setzt, als verdiene sie den Namen einer Religion der Unvernunft; ob es gleich gerade die Religion der Vernunft und des Gewissens — (Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit) — ist, welche durch das Christenthum allgemein und practisch gemacht werden kann und soll, und obgleich eben diese Vernünftigkeit oder Vernunftgemäßheit es ist, welche der Religion des Christenthums, oder eigentlich der Religion Christi bisher den Sieg über alle übrigen Religionen der Erde verschafft und gesichert hat.

Allein — zu zeigen: wie wenig das Volk geeignet sey, eine im Gegensatze des Christenthums sogenannte Vernunftreligion als seine, d. h. als Volksreligion, anzuerkennen und anzunehmen, und wie wenig solch eine Vernunftreligion dazu geeignet sey, dem Volke als seine, d. h. als Volksreligion empfohlen und gegeben zu werden, dazu ist hier allerdings der Ort. Gilt es doch einer Angelegenheit, welche für Alle wichtig ist, einer Frage, welche — je nachdem sie nun beant-

wortet wird — auf das allgemeine Wohl und die allgemeine intellectuelle und moralische Bildung der Nationen den entschiedensten Einfluß hat.

Kann nun also und darf eine Religion der Vernunft, welche nichts Positives mehr an sich trüge und jede positive Form und Lehre des Christenthums von sich würfe, je, oder doch für jetzt schon zur Religion des Volks erhoben werden? — Sie kann es und sie darf es nicht!

Sie kann es nicht, weil das voraussetzen würde, daß Alle, vom geschäftsvollen Staatsmanne bis zum Tagelöhner, vom Güterbesitzer bis zum Hirten des Dorfes herab über die Religion zu philosophiren Zeit und Kraft hätten, und Zeit und Kraft auch wirklich dazu benutzten. Das ist undenkbar und unmöglich. Es bliebe also nur noch eine halb schreckliche, halb widrige Alternative übrig. Entweder: Alle, welche nicht Selbstdenker in Sachen der Religion seyn könnten, müßten ohne alle Religion, d. h. ohne alle Gewissensverpflichtung *) dahin leben, oder es müßten Alle den Lehrern aufs Wort glauben, und also eben so viel Autoritäten als Wortführer stipulirt werden. Dieß

*) Religion heißt ein Band.

darf nicht geschehen, wenn alles besser und weiser werden soll, als es ist.

Denn das hieße ja nur: Eine Autorität in die Stelle der andern setzen, und den göttlich sanctionirten Ausspruch der Bibel mit dem individuellen Ausspruch eines einzelnen Religionslehrers vertauschen.

Dieß führt nun aber seine ganz eigenen, und, wie mich dünkt, unüberwindlichen Schwierigkeiten mit sich. Dem Volke die Urkunden seiner Religion vorenthalten, verdächtig machen, rauben, das heißt: ihm seine Religion selbst nehmen, und dadurch auch seine Religiosität untergraben, und — welches für das Volk gewiß Eins ist — seine ganze Moralität Preis geben. Menschen, die nicht selbst denken und gehen können, müssen glauben und folgen. Sie bedürfen einer schätzenswerthen, in Ansehen stehenden, bey allem Wechsel der Lehrer und aller Verschiedenheit der Lehrarten unwandelbaren Autorität, an welche die ihnen gegebenen Anweisungen und Lehren geknüpft, auf welche ihre Ueberzeugungen und Vorsätze gebauet werden müssen. Solch eine Autorität ist für die Bekenner des Christenthums die Bibel und jedes Erbauungsbuch, jedes öffentlich sanctionirte Religionsbuch, das, seinem Inhalte und Zwecke nach, dem Geiste

der Bibel gemäß eingerichtet ist, und in seiner Form auch die Sprache der biblischen Aussprüche nicht vernachläßiget. An Bücher dieser Art, Gesangbücher, Predigtbücher, Gebetbücher ist der gemeine Mann so gewöhnt, wie an seine Bibel; und es gehört große Weisheit dazu, die veralteten mit besseren zu vertauschen, und noch größere, Eins und das Andere davon ganz außer Cours zu setzen, wie dieß Letzte seit zwanzig und mehreren Jahren durch Einführung der allgemeinen Abendmahlsvorbereitungen hier und da, aber auch nur nach und nach, mit den sogenannten Communionbüchern geschehen ist. Nehme man aber dem Volke seine christlichen Erbauungsbücher, seine christlichen Religionsformen, sein christliches Bibelbuch ganz, und gebe ihm statt dessen eine sogenannte philosophische Religion ohne christliche Bibel, christliche Geschichte, christliche Gebräuche, und — man nimmt ihm Alles! Denn jene göttlich beglaubigte, aus den frühesten Zeiten herabgeerbte, durch Alter und Inhalt, durch Kraft und Erfahrung ehrwürdig gewordene Urkunde ist nun einmal das geheiligte Palladium der Volksreligion. An die Geschichte des christlichen Religionsstifters schließt sich nun einmal

alles das an, was die Vernunft und das Gewissen aller Zeiten und aller Menschen für wahr und recht erkannt hat. Und die wenigen, einfachen Ceremonien und Gebräuche der christlichen Religion sind nun einmal die in die Sinne fallenden Stützen des Religionsgebäudes und die Gemeinschaftszeichen und Vereinigungssymbole der Religionsbekenner geworden. Hat der sinnliche Haufe jenes himmlische Palladium und jene denkwürdigen Facta und diese heiligen Zeichen nicht mehr, so dürfte leicht, und wahrscheinlich gewiß, das ganze darauf gegründete Religionsgebäude und die ganze darauf gebauete Ordnung und Ordnungerhaltung, Tugend und Tugendbeförderung — zusammenfallen. Eine sehr traurige Erfahrung der allgemeinsten Irreligiosität und Sittenverwilderung würde dann die Führer der Völker, die Weisen der Nationen, die Vorsteher der Regierungen nur zu bald nöthigen, sich nach neuen Stiftern neuer Volksreligionen umzusehen, das heißt, dahin zu arbeiten, die Begründung neuer Religionsbücher, Religionsautoritäten und Symbole zu veranlassen und zu bestätigen. Aber, welch ein Geschäft! Wie mißlich bey dem Geiste der Zeit, wie er jetzt schon überall da ist, und künftighin noch allgemeiner sich ausbreiten wird.

Wo würde, bey dieser Summe von widerstreitenden Geisteskräften, von widersprechenden Ideen, von entgegengesetzten Neigungen, Ansprüchen, Talenten der Mann gefunden werden, der Weisheit und Kraft und Ernst genug in sich vereinigte, und Umstände und Zustände genug um sich her anträfe oder schaffen könnte, um nun ein gestürztes Werk vieler Jahrhunderte neu aufzubauen, und an die Stelle einer untergrabenen Autorität und verletzten Heiligkeit, eine Andere von gleicher Ehrwürdigkeit und gleicher Würde hinzusetzen.

Wie höchstnöthig ist es, daß die Aufklärer der Köpfe und die Zerstörer des Hergebrachten bey ihren Aufklärungsversuchen und bey ihren Neuerungen, Betrachtungen dieser Art nicht aus dem Auge verlieren! Wie höchstnöthig, daß sie Zweyerley nicht verwechseln, das Verbessern nämlich und Benutzen dessen, was da ist, und das — völlige Ausrotten und Hinwegwerfen des Alten und Herkömmlichen. Jenes thut der weise und vorsichtige Reformator; dieses der leichtsinnige und unbedachtsame Revolutionair. Jenes gebietet die Pflicht zu allen Zeiten; dieses untersagt — schon die Klugheit, geschweige denn die Weisheit!

Da ist denn meine Meinung durchaus nicht, daß in der wichtigen Angelegenheit der Volksreligion Alles beym Alten bleiben müsse, daß jede Verbesserung ein Wagstück, oder eine Thorheit, oder ein Unrecht sey; oder, daß keine der philosophischen und rein vernünftigen Belehrungen und Ansichten der Dinge für den Volksunterricht tauge; oder, daß der eigenen Vernunft und Denkkraft der Menschen nichts überlassen, das eigene Gewissensgefühl des großen Haufens in einem trägen, verderblichen, gefahrvollen Schlummer erhalten oder darein eingewiegt werden müßte, und diese Pfleglinge und Unmündigen durch ihre Erzieher und Vormünder nie auf der Bahn der Vervollkommnung weiter geführt werden dürften. Dieß hieße geradezu, und mit dem gelindesten Namen: seine Vormundspflichten verletzen, die Sache der Menschenerziehung verwahrlosen, und an der Menschheit auf das Allerunverantwortlichste sich versündigen.

Meine Meinung ist nur die: Dieses Weiterführen des Volkes, dieses Erheben des großen Haufens aus dem blinden und trägen Köhlerglauben zu vernünftigem Nachdenken über die Wahrheit, und vernünftiger Ueberzeugung von der Wahrheit, dieses Erziehen der Menschheit von der Legalität

zur Moralität kann und soll geschehen, ohne gewaltsame Hand an die uralten, ehrwürdigen, geheiligten Monumente und Formen der Religion zu legen; ohne abzuschaffen, was nur weislich benutzt, ohne wegzuwerfen, was nur vernünftig gebraucht werden sollte. So — vernünftig gebraucht und weise benutzt — bleibt die äußerliche Anstalt und Form der öffentlichen Religion für Mitwelt und Nachwelt die silberne Schale, in welcher goldene Früchte liegen. Aber, zerbrecht die Schale, und die Früchte gehen wahrscheinlich für die Alle verloren, welche nicht im Stande sind, sie mit eigener Hand aufzufassen oder im eigenen Garten zu ziehen. Dazu dürfte aber der große Haufe, der im Schweiß seines Angesichts sein Brod suchen und schaffen und essen muß, wohl nie heranreifen. Je industriöser die Menge werden muß, um bey der vermehrten Bevölkerung und dem wachsenden Luxus und dem steigenden Werthe aller Dinge, doch immer noch zur Genüge jedes Lebensbedürfniß befriedigen zu können, desto weniger Zeit und Lust nnd Kraft bleibt den sämmtlichen Individuen aus den Classen der Ungelehrten und Ungebildeten übrig, bey den Gegenständen des Nachdenkens und der Geistescultur bis zum eigenen Fortschreiten zu verweilen; desto

ſorgfältiger und gewiſſenhafter müſſen alſo ihre Führer und Pfleger darauf denken, dieſe bedeutenden und reſpectablen Claſſen von arbeitenden Menſchen auf die vernünftigſte und zweckmäßigſte Weiſe in den wichtigſten Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens zu leiten. Mit Vorſicht werden da nun die Regierungen der Völker die öffentliche Religionsanſtalt in Ehren halten, und mit Behutſamkeit werden die Lehrer der Völker jeden rein vernünftigen Begriff, von dem ſie glauben, daß das Volk ihn faſſen könne, und jeden ächt moraliſchen Grundſatz, von dem ſie überzeugt ſind, daß er die Sittlichkeit der Menge befördern könne, an die, dem Volke ſchon bekannten, Religionslehren knüpfen, und in die uralten Religionsgebote legen. Da werden denn Führer und Lehrer des Volkes darauf denken und dahin arbeiten, die Schätze der Wahrheit und Weisheit, die Lehren der Tugend, die Ermunterungen zum Guten, welche in den Religionsbüchern der Kirche vorhanden ſind, und die Anregungen der religiöſen Empfindung, zu welchen die Religionsceremonieen benutzt werden ſollen, haushälteriſch und treulich zu gebrauchen, und das Volk immer mehr auf den Sinn und Geiſt, der unter der äußerlichen Hülle liegt, aufmerkſam zu machen.

Auf dieſe Art würde dem Verſtande und dem Herzen die wahre, ächte Religion der Vernunft und des Gewiſſens nicht vorenthalten, aber auch dem äußeren Sinne die äußerliche Form, der ungeübten Denkkraft des Nichtdenkers die Hülle der religiöſen Geſchichte, dem regen Gefühle die Kraft ſchicklicher Ceremonieen — nicht geraubt. Auf dieſe Art würde man die Gefahr, auf einmal Alles, was Religion und Religioſität heißt, für den großen Haufen zu vernichten, und dadurch ihre ganze Moralität und bürgerliche Subordination und policeyliche Ordnung und Rechtlichkeit zu untergraben, glücklich umgehen, ohne zu jenen entehrenden Mitteln, welche Aberglaube und Bigotterie, Gewiſſenszwang und Glaubenstyranney in den Jahrhunderten der Geiſtesfinſterniß darboten, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Nun würde nur reformirt, aber nicht umgeſtürzt. Aber nun würde auch nicht Alles bey dem Alten und Hergebrachten gelaſſen, ſondern in der That — gebeſſert. — Der Genius des Lichts und der Aufklärung würde nicht durch die Dunkelheit des Aberglaubens verſcheucht; aber eben ſo wenig würde der Geiſt der Weisheit durch Untergrabung des Heiligſten und Ehrwürdigſten gekränkt. — Die Rechte der Denkenden, Gebildeten, Aufgeklärteren im

Volke würden geschützt und geehrt, und ihren Anforderungen geschähe Genüge; aber eben so würden auch die Mindergebildeten, die Nichtdenkenden, die mehr Sinnlichen, die Kinder am Verstande respectirt, und ihrem innigsten Bedürfnisse und ihrem höchsten Interesse Befriedigung gewährt.

Dabey, und nur dabey stehen die Thronen der Fürsten fest, und bleiben die Versammlungssäle der republikanischen Oberhäupter und Gesetzgeber gesichert. Dabey, und nur dabey wird für die Geistesbildung und Geistesnahrung, für die Herzensveredelung und Moralität Aller und jedes Einzelnen gesorgt. Und dieser innige Verein zwischen den Lehren der Weisheit und Tugend und den Anstalten der Religion und Frömmigkeit, dieser Freundschaftsbund zwischen Vernunft und Offenbarung ist auch der einzige Weg, auf welchem das sinkende Ansehen der öffentlichen, gemeinschaftlichen Religionsübung vielleicht, das heißt: wenn die gebildeten Stände, wenn Landescollegien und Obrigkeiten wollen, und durch ihr Beyspiel helfen — wieder gehoben werden könnte. Dagegen würde eine philosophische Religion ihrer Natur nach allen äußeren Cultus, alles in

die Sinne fallende Ceremoniell durchaus verläugnen und verdrängen müssen, und höchstens eine Lehranstalt für die Unwissenden und Unmündigen begünstigen, wobey das

Zusammenhalten und Vereinigtbleiben der Erwachsenen zu dem Einen, ehrwürdigen Endzweck der Moralität

wahrscheinlich nur zu bald in einen schönen Traum verwandelt werden dürfte.

Man denke an die Versammlungen der Theophilanthropen. Sie waren der Achtung würdig. Sie verdienten längere Dauer, und ein allgemeineres Interesse. Aber der treffende Vereinigungspunkt, der wahre Geist, die Seele des Ganzen, als eine Gesellschaft, fehlte:

eine ehrwürdige Urkunde, eine höhere Autorität, an welche der Nichtdenkende sich halten, und ein weise gewähltes Ceremoniell, in welchem auch die Empfindung des sinnlichen Menschen eine zweckmäßige Nahrung finden könne.

Hanstein.

10.

Die Vorzüge unsers Zeitalters in Hinsicht auf bürgerliche und Religions-Freyheit.

Wo in einem Staate jeder willkürliche Zwang verbannt ist, und weise und gute Gesetze uneingeschränkt herrschen: da ist Freyheit, wahre bürgerliche Freyheit. — Ob sie indessen in ihrer grösseten Vollkommenheit irgendwo jemals geherrscht habe, oder in unserm gegenwärtigen Zustande herrschen könne? — das ist eine Frage, welche, nach der Geschichte und Erfahrung aller Zeiten, eher verneinet, als bejahet werden kann. Wer es weiß, welch eine vielumfassende Weisheit, welche tiefe Einsichten in die Natur des Menschen, und in seine gesellschaftlichen Verhältnisse, welch ein reiner Sinn für menschliche Wohlfahrt und Glückseligkeit, welch unerschütterliche Redlichkeit zu einer weisen und guten Gesetzgebung, zu einer glücklichen Auswahl der verständigsten und edelsten Menschen (als Ge-

ſetzgeber, Häupter, Führer des Volkes) erfordert werden: der wird gewiß jene Weisheit, jene tiefen Einſichten, jenen reinen Sinn für Wahrheit und Glückſeligkeit, jene unerſchütterliche Rechtſchaffenheit weder von dem ganzen Volke, noch von dem größeſten Theile des Volkes erwarten. Dieſes würde ja offenbar weder der Geſetze, noch der Handhaber und Ausführer derſelben bedürfen, wenn es ſelbſt ſo weiſe und ſo gut wäre, oder im Allgemeinen ſeyn könnte.

Alles kommt hier alſo hauptſächlich darauf an, was die weiſeſten und beſten Menſchen zur Gründung und Beförderung der Wohlfahrt ihrer Brüder vorgeſchlagen und gethan haben, oder noch vorſchlagen und thun. Hingegen, ob dieſe ihre weiſen und guten Vorſchläge und Entwürfe von dem ganzen Volke, als Geſetze angenommen, ob von Einem oder mehreren, ob von erblichen oder nicht erblichen Stellvertretern: das alles kann dem wahren Weiſen, dem aufrichtigen Menſchenfreunde, wo nicht ganz, doch ſo ziemlich gleichgültig ſeyn. Denn ihm ſind die Mängel und Gebrechen, ſo wie die Vorzüge und Vortheile jeder Regierungs-Verfaſſung bekannt. Er verkennt keine derſelben,

und weiß es ſich ſehr wohl zu beſcheiden, daß ein ganz vollkommner Zuſtand der Dinge noch nie auf dieſer Erde Statt gefunden hat, und, aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach, nie darauf Statt finden wird.

Weder Vorurtheil noch Leidenſchaft hindern ihn, es zu erkennen, daß in vielen Monarchieen und Ariſtokratieen wahre Freyheit Statt gefunden habe, oder noch Statt finde, weil gerechte und billige Geſetze Alles gelten, und Alle vor ihrem Richterſtuhle gleich ſtellen; und daß im Gegentheil in vielen freyen Republiken die härteſte Tyranney geherrſcht habe, oder noch herrſche, weil die ſelbſterwählten Häupter des Volkes, über deſſen Eigenthum aller Art nach Eigenmacht und Willkür verfuhren, oder noch verfahren. —

Eben ſo verhindern ihn auf der andern Seite weder Vorurtheile noch Leidenſchaften, es einzuſehen, daß oft in Republiken Eigenthum und Freyheit und Leben der Bürger, unter dem Schutze der Geſetze ſicher und heilig waren, während daß in monarchiſchen und ariſtokratiſchen Verfaſſungen dieſe koſtbaren Güter nicht ſelten unter der Willkür und dem Schwerte der Tyranney ſtanden. Wo er daher weiſe

und gute Gesetze findet; wo er sieht, daß Alles nach denselben geleitet und geführet, Eigenmacht und Willkür aber von jeder Verwaltung bürgerlicher Angelegenheiten ausgeschlossen und verbannt wird; wo die Würde des Menschen erkannt; wo seine Rechte geschützt und gesichert; wo alle Gelegenheit zu seiner größeren Ausbildung und Vervollkommnung ergriffen und benutzt werden: da findet und siehet er auch Freyheit; da verehret er ihren Geist und ihre Wirkungen; da freuet er sich ihrer mannigfaltigen Segnungen und Wohlthaten. Nicht die Form, sondern die Sache, wird von ihm gesucht und geschätzt, und auf alle Weise befördert. Indem er unermüdet thätig für diese ist, so siehet er ruhig jedem Streite und jeder Anstrengung um jene zu. Ja oft beweinet er um so viel mehr die Thorheiten und Ausschweifungen seiner Brüder, je leichter und schneller sie zuweilen über dem Ringen und Streben nach äußeren Formen, das so sehnlich verlangte, so mühsam erstrebte tröstliche Kleinod verlieren.

Wo in einem solchen Staate auch in Hinsicht auf den religiösen Glauben und die Ueberzeugungen der Staatsglieder aller Zwang und alle Herrscher-Willkür gänzlich entfernt wird: da ist neben der bürgerlichen, auch Religions-Freyheit. Sie ist in ihrer größten

Voll-

Vollkommenheit da, wo man sich in Religions-Sachen keinen anderen, als den Gesetzen der Vernunft und des Gewissens unterwerfen darf. Wo sie herrschet, da denket man nicht nur frey über Religions-Wahrheiten und Lehren, sondern darf auch ungehindert seine Gedanken und Meinungen darüber äußern, ungehindert den Aussprüchen und Antrieben seiner Vernunft und seines Gewissens folgen. Wo sie herrscht, da sind mit öffentlich geäußerten, und übrigens auf einer vernünftigen Ueberzeugung beruhenden Religions-Meinungen, keine bürgerlichen Nachtheile, keine Strafen und Verfolgungen verknüpft. Wo sie herrschet, da giebt es keine herrschende, jeden andern verdammende, und von dem Genusse menschlicher und bürgerlicher Vorrechte, ausschließende Religions-Partey. Wo sie herrschet, da leben die Bekenner verschiedener, auch weit von einander abweichender kirchlichen Parteyen, als Brüder und Schwestern zusammen, und freuen sich in gemeinschaftlicher Eintracht der Güte ihres gemeinschaftlichen himmlischen Vaters, der Wohlthaten und Segnungen ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes. Kein gegenseitiger Haß, keine Zwietracht in Meinungen, über welche nur die Vernunft und das Gewissen eines Jeden entscheiden können, verhindert sie, ihr gemein-

schaftliches und das allgemeine Beste nach allen ihren Kräften zu befördern.

Zwar kann die besondere Verfassung eines Staats, und überhaupt die Unvollkommenheit menschlicher Verfassungen und Einrichtungen, auch diese Freyheit einigen Einschränkungen unterwerfen, weil vielleicht aus ihrer zu großen Allgemeinheit, in unserm gegenwärtigen Zustande, mehr Nachtheile als Vortheile erwachsen könnten. Indessen scheint es mir doch klar zu seyn, daß in einem Staate, wo bürgerliche Freyheit herrscht, wo die Würde des Menschen erkannt wird, wo seine Rechte geschätzt, und zur Ausbildung und Veredlung seiner Anlagen und Fähigkeiten, Mittel und Anstalten gesucht und getroffen werden; daß sich da auch Niemand eine willkürliche Macht über die Vernunft und das Gewissen seiner Brüder anmaßen; daß es da einem Jeden frey stehen werde, seine ehrwürdigsten und heiligsten Rechte auszuüben, und Gott, nach den eigenen klaren Aussprüchen und Ueberzeugungen der Vernunft und des Gewissens, nicht aber nach willkürlich vorgeschriebenen Gesetzen und Formeln, zu dienen und zu verehren.

Wir behaupteten vorhin, daß wahre bürgerliche und Religions-Freyheit noch nie, in irgend einem Lande, oder in irgend einem Zeit-

alter, in ihrer größesten Vollkommenheit geherrscht habe. Und es ist allerdings traurig, daß dieses vielleicht auch nie, so lange Menschen Menschen bleiben, geschehen könne oder werde. Denn die Umstände, welche bisher die göttliche Freyheit in ihrem größten Glanze unter den Sterblichen zu erscheinen verhinderten, liegen tief in der menschlichen Natur, und können nur mit derselben aufgehoben und vertilgt, das heißt, gar nicht vertilgt und aufgehoben werden. Es sind die nämlichen Ursachen, welche auch die allgemeine Erkenntniß und den allgemeinen Einfluß der Wahrheit verhindern. Sie liegen in der Unwissenheit, den Vorurtheilen, den mannigfaltigen sich stets durchkreuzenden, und auch das Gute so oft verhindernden Begierden und Leidenschaften der Menschen. Wen hat hiervon nicht die Betrachtung der Geschichte unsers Geschlechts, wen nicht eigene Aufmerksamkeit und Erfahrung überzeugt? Und wer wollte sich überreden lassen, daß Unwissenheit und Vorurtheile je ganz von dem Erdboden vertrieben, oder unordentliche Begierden und Leidenschaften je völlig aus menschlichen Herzen vertilgt werden könnten? Ich will damit gar nicht läugnen, daß die einer vollkommnen bürgerlichen und Religions-Freyheit im Wege stehenden Hindernisse

gröſtentheils gehoben, daß bey einem groſsen Theile unſers Geſchlechts Unwiſſenheit und Vorurtheile durch das Licht der Wahrheit vertrieben, daß durch Religion und Tugend menſchliche Begierden und Leidenſchaften veredelt, und zur Beförderung des höchſten Zwecks menſchlicher Vollkommenheit fähig und geſchickt gemacht werden können. Ich rühme und freue mich vielmehr der mannigfaltigen und groſsen Vorzüge und Vortheile, welche auch in dieſer Rückſicht unſerm Jahrhunderte eigen ſind; der wichtigen Fortſchritte, welche man während dem Laufe deſſelben, zu dem Ziele einer gröſseren, edleren bürgerlichen und Religions-Freyheit gethan hat. Und wenn ich gleich dafür halte, daß es auch in dieſer Sache beſſer iſt, an die Unvollkommenheit aller irrdiſchen Dinge, ſelbſt mitten unter ſo vielen Mitteln zu ihrer Verbeſſerung und Vervollkommnung erinnert zu werden, als ſich mit einer eingebildeten, hier oder dort geglaubten Vollkommenheit zu ſchmeicheln, weil ſolche Träume doch nur die Wahrheit vor unſern Augen verbergen, und uns immer weiter von dem gewünſchten Ziele entfernen: ſo glaube ich doch auch auf der andern Seite, daß wir in dieſem Jahrhunderte

1) durch den lebendigen, anerkannten Werth und die tiefer gefühlte Würde des Menſchen;

2) durch die lebendiger erkannte und tiefer empfundene natürliche Gleichheit aller Menschen;
3) durch die dadurch entstandene gröſsere Einschränkung der Eigenmacht und Willkür und den edlen Haſs gegen dieselbe;
4) durch die klaren, bestimmten und empfundenen menschlichen Rechte;
5) durch die verbesserte und veredelte Gesetzgebung;
6) durch die gröſsere Denk- und Preſsfreyheit;
7) durch die gröſsere Duldung aller, auch der verschiedensten Religions-Verwandten —

der wahren bürgerlichen und Religions-Freyheit nicht allein fähiger und würdiger, sondern derselben in der That auch theilhaftiger geworden sind. Man kann die eben genannten sieben Stücke, als eben so viele besondere Vorzüge und Vortheile des scheidenden Jahrhunderts ansehen.

1.

Es ist also zuförderst der lebendige anerkannte Werth, und die tiefer gefühlte Würde des Menschen, welche

in unsern Zeiten den wohlthätigsten Einfluß auf die größere, bürgerliche und Religions-Freyheit haben. Wie viel richtiger sind diese bestimmt, und wie viel klarer und inniger ist dadurch der Adel der menschlichen Natur, und der Werth jedes einzelnen Menschen, anerkannt und gefühlt worden! In jedem Menschen erkennen wir jetzt einen Mitgenossen unserer gemeinschaftlichen Natur, einen Mitbürger unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, dem wir schon deswegen Achtung und Wohlwollen und Hülfe schuldig sind. Durch das hellere Licht der Religion, durch die größere Ausbildung des menschlichen Geistes, durch das allgemein verbreitete Nachdenken, und die allgemeinere Aufklärung über die Bestimmung jedes einzelnen Menschen und der Menschheit, siehet und verehret jetzt jeder denkende und fühlende Mensch in dem andern, ein durch Vernunft und Freyheit geadeltes, vor allen niedrigeren Bewohnern der Erde mit den erhabensten Vorzügen, den edelsten Fähigkeiten versehenes, der Gottheit ähnliches Geschöpf, welches nach eigenen Einsichten zwischen dem Guten und dem Bösen wählen, und mit rastloser Thätigkeit nach einem immer größeren Maße von Kräften, nach einer immer höheren Ausbildung und Vollkommenheit streben und dieselbe erringen kann;

ein Geschöpf, welches nicht ein bloßer Insasse des Staubes, sondern für höhere Gegenden des Lichts und der Wahrheit bestimmt, in seiner Fortdauer unvergänglich, so wie in seinem Ringen und Streben nach größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit unersättlich ist; ein Geschöpf, welches dereinst einen unermeßlichen Wirkungskreis für seine veredelten Fähigkeiten und Kräfte hoffen und erwarten darf. Sind nicht diese richtigere Schätzung aller Vorzüge und Vorrechte der menschlichen Natur; dieses lebendige Gefühl für sittliche Freyheit und Würde; dieses Bewußtseyn unserer hohen Bestimmung — sind sie nicht unterscheidende Vorzüge und Vortheile unsers Jahrhunderts? In welchem, nicht etwa finsteren, sondern auch schon durch Wissenschaften und Künste blühenden Zeitalter, ist zuvor je der sittliche Werth, und die sittliche Würde des Menschen, so klar und richtig aufgefaßt und so allgemein unter allen Ständen und Menschen verbreitet worden?

Und wie könnte man den mannigfaltigsten und wohlthätigsten Einfluß davon in die größere bürgerliche und Religions-Freyheit verkennen? Sind Menschen, die ihren Werth und ihre Würde recht einsehen, wohl fähig, Sclaven zu seyn? fähig, sich durch Eigenmacht und Willkür beherrschen zu lassen? fähig, durch blin-

den Gehorsam gegen die Befehle ihrer Treiber, sich selbst unter ihre Würde, zu den Thieren des Feldes herabzusetzen? Wahrlich nicht. Sie werden in ihren verschiedenen Verhältnissen wohl eines weisen Führers, eines väterlichen Regenten bedürfen, und ihm freudig folgen; aber Machtsprüche und Tyranneyen werden sie — empören. — Und wo ist der Mensch von Gefühl und Empfindung, der nicht lieber der Vater und Führer freyer und edler, als der Treiber und Tyrann halbthierischer Sclaven seyn wollte? — Daher dann auch in unsern Zeiten das allgemeinere Verlangen nach gerechten und guten Gesetzen, und die größere Bereitwilligkeit, sich denselben, nicht aus Furcht und Zwang, sondern aus der Ueberzeugung von ihrer Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, zu unterwerfen. Daher das Streben unserer weisen und guten Fürsten, lieber der Erste und Beste unter einem edlen, gebildeten und freyen Volke, als der unumschränkte Gebieter seiner Brüder zu seyn.

2.

Es ist zweytens die lebendiger erkannte und tiefer empfundene natürliche Gleichheit aller Menschen, welche in unserm Jahrhunderte das Reich der Freyheit befördert und ausgebreitet hat. Ich sage: die Gleichheit der Menschen;

und nicht: die Gleichheit der Stände. So gewiß es eine natürliche Gleichheit aller Menschen giebt, eben so gewiß muß eine Verschiedenheit der Stände unter ihnen seyn. So gewiß das lebendige Gefühl von jener Allen gegenseitige Achtung und Liebe unter einander einflößt, eben so gewiß dienet auch diese zur Vermehrung und Beförderung der gemeinschaftlichen Wohlfahrt und Glückseligkeit

„Diese vorläufige Bemerkung mag „mich gegen den Verdacht schützen, „als ob ich auf irgend eine Weise „die rasenden Unternehmungen Derer „begünstigen wollte, welche in unsern Tagen voll Truges und Wahnes, taumelnd alle göttliche und „menschliche Ordnung mit Füßen „treten, und, indem sie die Gleichheit der Menschen predigen, die „Menschheit selbst in den tiefsten „Abgrund des Verderbens stürzen!“ Aber ungeachtet ihrer Raserey und des dadurch verbreiteten Alles verheerenden Jammers, freue ich mich der, ebenfalls in unsern Tagen, lebendiger erkannten und tiefer empfundenen natürlichen Gleichheit der Menschen! Denn daraus sind die reizendsten Früchte für mensch-

liche Würde und menschliches Wohl entsprungen, und dem Reiche der Freyheit und höheren Vollkommenheit die herrlichsten Siege bereitet! Wenn ich mir den größesten Theil unsers Geschlechts in den früheren Jahrhunderten, und selbst noch bis gegen die Mitte des eben erst vollendeten denke: welch ein Mangel menschlichen Sinnes und Gefühls! Welche Stumpfheit der edelsten Empfindungen des Herzens! Welch' unüberwindliche Lust zur Unterdrückung, und welch' unbegreifliche Neigung, sich unterdrücken zu lassen! — Da finde ich auf der einen Seite Menschen, welche mit einer eben so albernen und lächerlichen, als heißen und rastlosen Begierde nach äußerlichem Tand, nach Titeln, nach Rang, nach Schimmer und Prunk ringen, als hinge davon allein der wahre Werth und die ganze Würde des Menschen ab; und auf der andern, Menschen, die, ohne Sinn und Gefühl für höheren Werth und höhere Würde, vor diesen Titeln und Ehrenzeichen, vor diesem eitlen und kindischen Prunke niederfallen und anbeten!

Wenn ich mich zurückdenke in diese Zeiten des Wahns und der Sclaverey, so sehe ich das stille Verdienst des Ahnenlosen oder Armen von den wichtigsten Bedienungen des Staats ganz verdrängt; und dagegen Aemter, welche die größeste Thätigkeit, Rechtschaffenheit und

Geschicklichkeit erfordern, von einem reichen oder kühnen Erbadel, bloß dieses Erbadels wegen, erschlichen oder ertrotzt! Bald sehe ich Fürsten, die nur in dem zahlreichen Gefolge ihrer Vasallen, und in den Schwertern ihrer Trabanten, nicht aber in der Liebe und Ehrfurcht der von ihnen verachteten Völker, den Glanz ihrer Throne und die Sicherheit ihrer Personen suchen; und bald wieder Völker, welche ein eisernes Schicksal zwingt, solche Fürsten zu fürchten, solchen Fürsten zu dienen!

Und selbst dann, wenn ich mich in frühere Jahrhunderte, in die schönen Zeiten der Freyheit Roms und Griechenlands versetze, sehe ich zwar die natürliche Gleichheit unter den Staatsbürgern weniger verkannt, mehr geschätzt und geachtet; aber ich entdecke auch mit kummervollem Erstaunen zahlreiche Geschlechter von Menschen, denen man menschliche und bürgerliche Rechte verweigert, die man mit unmenschlicher Gefühllosigkeit für Sclaven erklärt und als solche behandelt.

Ich kann mir dieses Alles nicht denken, ohne mich unserer Zeiten innig zu freuen! Unserer Zeiten, in welchen es der Vernunft und Religion gelungen ist, über der Menschen natürliche Gleichheit ein helleres Licht zu verbrei-

keit? Unſerer Zeiten, in welchen es zwar nicht allgemein iſt, aber doch immer allgemeiner wird und werden muß, den Menſchen als Menſchen, als ein edles, zu hoher Vollkommenheit beſtimmtes Geſchöpf Gottes, ohne Rückſicht auf ſeine Geburt und ſeine äußeren Verhältniſſe, zu ſchützen und zu ehren! Es kann mich innig erfreuen, wenn ich bemerke, daß der Reiche nicht mehr um ſeines Reichthums willen geſchmeichelt wird; nicht mehr, ſeines Reichthums wegen, auch nur den ärmſten ſeiner Brüder verachtet; — wenn ich bemerke, daß hier und dort der Adel keinen Troſt und keine Zuflucht mehr in ſeinen Ahnen ſuchet, ſondern ſeine Ehre und ſein Glück in eigenen Verdienſten auf dem Wege der Pflicht und der Tugend zu finden gelernt hat! — Ich freue mich der Fürſten, die nicht bloß Herren, ſondern auch Väter ihrer Völker ſind und ſeyn wollen! — Ich freue mich der Unterthanen, die ſolcher Fürſten werth ſind, weil ſie den Geſetzen aus lebendig erkannter Pflicht, nicht, als Sclaven, gehorchen. Ich freue mich, daß Menſchen von gleicher Natur und Beſtimmung, obgleich ſehr verſchieden durch Kräfte und Verhältniſſe, ihr Glück und ihre Ehre immer mehr auf einem und demſelben Wege, auf dem Wege der Pflicht,

der Tugend und des Verdienstes suchen müssen! — Ich freue mich, daß die öffentliche Achtung nicht mehr dem Sterne oder dem Bande, sondern dem Geiste und dem Herzen des Mannes, der sie trägt, zu Theil wird, und daß gegenseitig Stern und Ahnen vor der öffentlichen Verachtung nicht schützen, wenn es an diesem Geiste oder an diesem Herzen fehlet! —

3.

Die größere Einschränkung der Eigenmacht und Willkür, und der edle Haß gegen dieselbe, sind ein dritter Vorzug des scheidenden Jahrhunderts. Sie sind eine natürliche, unvermeidliche Folge der lebendiger erkannten und tiefer empfundenen menschlichen Würde und Gleichheit. Streben nach Macht und Herrschsucht liegen zwar tief in der menschlichen Seele; und man hat wohl nicht ganz mit Unrecht behauptet, daß sie Eigenschaften und Vorzüge edler Menschen sind. Sie zeugen wenigstens von einer großen Thätigkeit und Kraft des menschlichen Geistes, und von der regen Begierde, beyde zu vermehren und zu üben. Wenn sie sich aber in weniger erleuchteten Zeiten äußern, in Zeiten, worin die menschliche Würde weniger allgemein erkannt und die menschliche Gleichheit nicht so lebhaft

empfunden wird, dann lähmen und hemmen sie nur gar zu oft die Geisteskraft und Thätigkeit der Beherrschten; dann sind ihre Wirkungen für menschliche Freyheit und Wohlfahrt im höchsten Grade zerstörend und tödtlich. In solchen Zeiten gelingt es dann einigen Wenigen, sich zu tyrannischen Beherrschern ihrer Brüder aufzuwerfen. In solchen Zeiten gelten Eigenmacht und Willkür, und absolute Befehle statt aller Gründe und Gesetze. In solchen Zeiten werden die Aussprüche und Satzungen fehlbarer Menschen nicht nur zum Range göttlicher Gebote, sondern noch über dieselben erhoben. Vernunft und Gewissen seufzen dann unter dem unerträglichsten, schmachvollsten Joche. In solchen Zeiten und unter solchen Umständen sind dann freylich Streben nach Macht und Herrschbegierde der Menschen gefährlichste Feinde, welche jede Art der menschlichen Wohlfahrt und Vollkommenheit untergraben und vernichten. Allein ganz anders verhält es sich mit diesen Leidenschaften in Zeiten, wie die unserigen sind. Wenn das heilige Gefühl seiner Würde den Menschen erwärmt, dann widersteht er nicht nur der Eigenmacht, der Willkür, der Herrschsucht, sondern diese werden auch genöthigt, dem allgemeinen wohlthätigen Lichte der Erkenntniß zu weichen, und eine sanftere, menschlichere Gestalt anzunehmen.

Wo sonst absolute Befehle galten, da werden dann vernünftige Gründe gehört. Wo sonst Machtsprüche Alles vermogten, da wirken dann nur deutliche und gerechte Gesetze. Wo sonst die Aussprüche des Menschen in Rom Vernunft und Gewissen tyrannisirten, da gelten dann nur die Gebote der Vernunft selbst, des Gewissens und der Religion. Freylich hat dieses Alles die große Kunst zu herrschen sehr erschweret; aber eben dadurch auch edler, der Herrscher und der Beherrschten würdiger, wohlthätiger und segensvoller gemacht.

Und sehen und finden wir nun nicht in diesem Allen den Geist und Vorzug unsers Jahrhunderts? — Sollten wir es nicht dankbar erkennen, daß der blinde Gehorsam, als unterscheidendes Kennzeichen der Staatsbürger, daß der blinde Glaube, als auszeichnendes Merkmal der Religionsbekenner jener finstern Zeiten, jetzt dem vernünftigen Gehorsam gegen die Gesetze, dem vernünftigen Glauben an die Religionslehren Platz gemacht hat? In der That, dieser Widerstand gegen Willkür, dieses Verlangen nach gerechten und billigen Gesetzen, dieses Streben nach Selbstüberzeugung ist ein großer Vorzug, eine große Wohlthat des scheidenden Jahrhunderts! Es ist die feste Burg, welche sich die wahre und edle Freyheit, in der

Brust jedes Rechtschaffenen, gegen alle Angriffe der Tyranney und wilden Herrschsucht errichtet hat.

Dieß edle Gefühl von der gemeinschaftlichen Würde und Bestimmung der Menschen hat uns indessen nicht allein einer wahren bürgerlichen und Religions-Freyheit fähiger und würdiger gemacht, wir sind derselben während des nun geschlossenen Jahrhunderts auch theilhaftiger geworden; und zwar durch die anerkannten menschlichen Rechte; durch die veredelte Gesetzgebung; durch die größere Denk- und Preß-Freyheit; durch die größere Duldung aller Religionen und Religions-Verwandten.

4.

Die Rechte des Menschen sind anerkannt, sind klarer bestimmt und empfunden worden. Von welchem gebildeten Staate unsers Zeitalters kann man dieß nicht mit Wahrheit behaupten? Als heilig anerkannt ist z. B. das Recht jedes Menschen, von seinen Fähigkeiten und Kräften den freyesten, uneingeschränktesten Gebrauch zu machen, so lange er dadurch nicht die Rechte Anderer kränkt; das Recht, nur den Gesetzen, nicht aber der Will-

Willkür eines andern, noch so großen oder mächtigen, unterworfen, und vor dem Gesetze auch mit dem mächtigsten, reichsten und geehrtesten Gegner gleich zu seyn; das heilige Recht der öffentlichen Sicherheit für Personen und Eigenthum; das Recht, zu allen Aemtern und Bedienungen der bürgerlichen Gesellschaft, in so fern es weder an Geschicklichkeit, noch an den zu ihrer Verwaltung erforderlichen Tugenden fehlet; das Recht, Gott nach seiner eigenen Ueberzeugung und seinem Gewissen, und nicht nach willkürlichen menschlichen Vorschriften, zu verehren. — Ich weiß wohl, daß diese und viele andere Rechte nicht allenthalben gleich lebhaft und laut anerkannt sind, nicht allenthalben in gleichem Grade und mit gleichem Segen herrschen; es bleibt hierin dem Menschenfreunde allerdings noch Vieles zu wünschen übrig. Und alle seine Wünsche können vielleicht, und sollen vielleicht nie in einem so unvollkommnen Zustande, wie der gegenwärtige ist, erfüllt werden. Aber das kann man doch getrost fragen: Wo ist der gebildete Staat in unsern Zeiten, in welchem sich nicht Willkür und Eigenmacht immer tiefer vor der siegreichen Allgewalt der Gesetze verbergen müßten? — Wo der Staat, in welchem man

noch zu behaupten wagte, daß andere Geſetze dem Vornehmen oder Reichen, und andere dem Niedrigen oder Armen im Volke gebieten dürften? — Wo der Staat, in welchem man nicht in einer gleichen und unparteyiſchen Rechtspflege eben ſowohl die Wohlfahrt, als den Ruhm eines Volkes ſuchte? — Wo iſt die Regierung, welche nicht Schutz des Eigenthums und Sicherheit der Perſonen, als ihre erſten und weſentlichſten Pflichten betrachtete? — Wo die Regierung, welche noch in dem thörichten Wahne beharrte, daß die gute und nützliche Verwaltung der Staats-Bedienungen nur an gewiſſe Stände der Menſchen geknüpft, und nicht vielmehr ein unterſcheidendes Eigenthum des Verdienſtes und der Tugend wäre? und welche deswegen nicht ihre eigene Ehre darin ſetzte, Tugend und Verdienſt unter allen Ständen und Gattungen von Menſchen zu ehren und zu erheben? — Wo iſt die Regierung eines gebildeten Volkes, welche noch eine willkürliche Gewalt über das Gewiſſen der Staatsbürger ſich anzumaßen begehrte? — —

Wahrlich, die Stimme der Wahrheit iſt in allen dieſen Stücken, während dieſem Jahrhunderte, weit umher erſchallt und tief in die Herzen der Hohen und Niedrigen gedrungen. Ihre

Kraft hat allenthalben der wahren Freyheit die herrlichsten Siege bereitet. Und hier sehen wir es deutlich, wie wenig diese an äußere Formen gebunden ist, oder gebunden werden kann. Denn wenn sie einmal ihrer Natur nach in der Anerkennung und Ausübung der menschlichen Rechte besteht; wenn sie sich ohne die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gar nicht denken läßt; wenn sie nur dem Verdienste und der Tugend, und nicht der List oder der Gewalt den Zutritt zu den Staatsbedienungen erlaubt; wenn sie sich keine tyrannische Macht über Vernunft und Gewissen der Staatsbürger anmaßt: wo? wo ist sie dann zu finden, diese Tochter des Himmels und der Wahrheit? — Ach, nicht da, wo man ihr zwar Tempel und Altäre errichtet, aber ihren Geist nicht kennt, und auf ihre Lehren nicht höret! Nicht da, wo man monarchische Verfassungen abschafft, und despotischen Greuel an ihre Stelle setzt! Nicht da, wo man zu Gunsten der Großen und Reichen Gesetze geltend macht, aber für den großen Haufen der Armen und Niedrigen keine hat! Nicht da, wo man neuen Gesetzen eine alte und rückwirkende Kraft giebt! Nicht da, wo selbsterwählte Volksführer nur eine desto tyranni-

ſchere Macht über das Leben und die Güter des unglücklich wählenden Volks ſich anmaßen! Nicht da, wo Liſt und Trug alles, Einſicht und Redlichkeit wenig oder gar nichts gelten! — Nicht da, wo eine vermeſſene Philoſophie der Vernunft, — (und welcher Vernunft?) — die Religion der Väter mit Füßen tritt, und ihre Verehrer ächtet und tödtet! — — Sicherer ruhte ſie einſt in den dunkeln Hainen unſers Vaterlandes, als unter den dürren Zweigen der ihr jüngſt errichteten Bäume! —

„Nein, Staatsbürger! laſſet Euch durch „keine äußere Formen und Verfaſ„ſungen täuſchen, wenn Ihr Freyheit „und die Rechte der Freyheit ſuchet! „Nur da, wo Fürſten und Völker über ihre „Würde und Beſtimmung aufgeklärt ſind, „dieſelben kennen und ſchätzen; nur da „wo die Geſetze herrſchen, und feſt und „ſicher gehandhabt werden; nur da, wo „das heilige Band der Religion Men„ſchen mit Menſchen verbindet, und ſie des „Genuſſes aller ihrer Vorzüge und Rechte fä„higer und würdiger macht; nur da, „nur unter ſolchen Völkern iſt ſie, „und kann ſie ſeyn; nur da kann

„und wird sie verweilen, und ihre Wohlthaten „und Segnungen ausschütten, sie mögen nun „von einem, oder von mehreren, von „erblichen, oder selbsterwählten Stell„vertretern beherrschet und regieret werden.“

5.

„Die Gesetzgebung ist verbessert und veredelt worden.“ — Und wer weiß es nicht, daß in ihrem Heiligthume die Freyheit wohnet? daß diese, ohne gute und befolgte Gesetze, gar nicht einmal statt finden kann, sondern vor der Uebermacht der Ausschweifung und Zügellosigkeit fliehen muß? Durch die Gesetze sollen die Rechte und Freyheit eines Jeden bestimmt und gesichert, durch sie der Eigenmacht und Willkür gewehret, durch sie das Leben und Eigenthum der Bürger geschützt, das Verdienst aufgemuntert, und das Freyheit und Wohlfahrt mordende Laster bezähmt und abgeschreckt werden! „Ohne Gesetze und Ansehen der Ge„setze würden Willkür und Herrschsucht bald „jeden Keim der öffentlichen Freyheit und Wohl„fahrt ersticken, und ungebundene Zügellosigkeit „Alles allenthalben mit Verwirrung und Jam„mer erfüllen. Die Gesetze sind die rechte „Schutzwehr der Freyheit. Ohne dieselben ist sie „ohnmächtig und kraftlos, jedes verworfenen

„Buben empörendes Spiel! Ja, viel, unend„lich viel kommt also bey der Sache der öf„fentlichen Freyheit, auf gute, wohl„thätige, Jedermann klare und ver„ständliche Gesetze und deren Handha„bung an!“ —

Aber hatten wir denn dieselben schon in den verflossenen Jahrhunderten? oder fehlte es nicht vielmehr unsern Gesetzen sehr oft noch an der so nöthigen Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit? Waren sie nicht so lange, und sind sie nicht zum Theile noch, durch ihre Verworrenheit und Dunkelheit, eben sowohl eine Glücksgrube gewissenloser Sachwalter, als ein Abgrund des Elendes für ganze Länder und Völker? Waren sie nicht zum Theile mit Blut geschrieben? Hat nicht die Menschheit laut unter ihrem eisernen Joche geseufzet, und ist nicht manchem edlen Richter, bey ihren furchtbaren Aussprüchen, das Blut in den Adern erstarrt?

O gewiß, auch darin bestehet ein großer Vorzug, ein wesentlicher Vortheil des scheidenden Jahrhunderts, daß man jene traurigen Mängel erkannte und immer mehr einsieht; daß man mit Sorgfalt und Eifer auf verbesserte und veredelte Gesetze dachte und immer mehr denkt. Schon haben sich durch die wohlthätigsten Bemühungen und Anstrengungen in diesem Stücke

viele edle Fürsten und viele erhabene Weisen ein unvergängliches Recht auf den wärmsten Dank der Mitwelt und Nachwelt erworben. Schon ist manche Härte und Grausamkeit aus unsern Gesetzen vertilgt, und Wahrheit und Billigkeit an ihre Stelle getreten; immer mehr fängt man an, sie auf die Natur und Wahrheit zu gründen; und immer überzeugter sieht man ein, daß sie darauf allein gegründet werden müssen. Jetzt fragt man, Gott Lob! auch bey den Gesetzen nicht mehr: „Was hat dieser oder jener Fürst, dieser oder jener Rechtslehrer, dieses oder jenes Volk, darüber gedacht und verordnet?“ — sondern: „Was „ist der Natur des Menschen angemessen, und „in sich selbst wahr und recht und gut? „wodurch wird seine natürliche Freyheit am wenigsten beschränkt, und seiner ganzen Kraft „und Thätigkeit die beste und edelste Richtung „gegeben? wodurch der einzelne Mensch, zur „Beförderung des Wohls der ganzen Gesellschaft, zur Vermehrung der Wohlfahrt jedes „ihrer einzelnen Glieder, am geschicktesten „und fähigsten gemacht?“ — Durch diese und ähnliche Untersuchungen und Prüfungen hat das beendete Jahrhundert der Sache der menschlichen Freyheit und Wohlfahrt unaussprechlich wichtige Dienste geleistet; ihr die glänzendsten Siege er-

leichtert; und allen künftigen Zeiten noch reizendere, noch edlere Früchte der öffentlichen Wohlfahrt und Freyheit vorbereitet! —

6.

„Die größere Denk- und Preß-Freyheit," ist nicht weniger ein großer und eigener Vorzug des scheidenden Jahrhunderts, und keine geringere Stütze der öffentlichen Freyheit und Wohlfahrt. Die Zügellosigkeit und Frechheit der Presse kann ich so wenig, als die Zügellosigkeit und Frechheit der Menschen billigen. Höchst sträflich sind diejenigen, welche Freyheit in Frechheit verwandeln. Unverantwortlich handeln alle Regierungen, welche diese schändliche Verwandlung gut heißen, oder gar begünstigen und schützen. — Fragen: „ob man Alles für Alle dürfe drucken lassen?" — heißt fragen: „ob man Alles für Alle verkaufen dürfe?" — Unstreitig! Aber doch wohl kein Gift für Menschen, die keines bedürfen, oder damit nicht umzugehen wissen.

Eine ähnliche Grenze ist es, wo die Freyheit der Presse nicht in Frechheit und Zügellosigkeit ausartet. Immerhin mag für und wider jede Wahrheit und Lehre öffentlich gestritten; immerhin über die Vorzüge und Mängel jeder bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung alles öffentlich gesagt werden, was mit

Ueberzeugung davon gesagt werden kann. Das Alles kann und wird Wahrheit und Freyheit, und durch sie menschliche Wohlfahrt und Vollkommenheit befördern. Nur das, was offenbar oder heimlich die Sittlichkeit untergräbt, zum Laster verführt, zur Empörung reizt, was mithin den Wohlstand der Gesellschaft und die Ruhe der Familien zerreißt, das bleibe von dieser Freyheit ausgeschlossen; das werde in die Finsterniß zurückgewiesen, zu deren Reiche es gehöret; das werde eben so wenig öffentlich erlaubt und geduldet, als man öffentliche Giftmischer und Giftverkäufer duldet und zuläßt. — Aber das Recht des Menschen selbst, frey zu denken und seine Gedanken und Ueberzeugungen frey und ungehindert zu äußern, müsse stets geehrt, und, unter allen äußerlichen Verfassungen und Formen, ungeschändet und heilig erhalten werden! Lange war es verkannt, lange unterdrückt, endlich ist es, nach vielen harten Kämpfen, in unserm Zeitalter errungen und fest gegründet worden. Aber ganz unschätzbar sind auch die Vortheile und Segnungen, welche es demselben gebracht hat. Dadurch sind die Fesseln zersprungen, welche den menschlichen Geist so lange, so viele Jahrhunderte hindurch drückten und auf das Engste beschränkten! Da-

durch ist der dichte, fast undurchdringliche Nebel zerstreut, der auf so vielen großen und wichtigen Gegenständen menschlichen Wissens, menschlicher Erkenntnisse lag! Dadurch ist die Stimme der Wahrheit von einem Volke zu dem andern erschollen, und mancher helle, wohlthätige Strahl ihres Lichts auch in die verborgensten Schlupfwinkel des Irrthums und Aberglaubens gefallen! Dadurch der ächten Freyheit mächtiger Ruf zu allen gebildeten Nationen durchgedrungen, und Furcht und Schrecken im Reiche der Finsterniß, und namentlich unter den zahllosen kleinen Tyrannen der Erde, verbreitet! Heilig sey uns daher dieß hohe und unveräußerliche Recht des Menschen, frey zu denken, und frey seine Gedanken zu äußern! So lange es erkannt und ausgeübt wird, wird auch die menschliche Vernunft nicht wieder unter das Joch zurückkehren, das sie seit Luther, nach hartem Kampfe endlich abgeworfen hat! So lange es erkannt und ausgeübt wird, werden Vorurtheile und Irrthum und Aberglaube, vor den Strahlen der Wahrheit zitternd zurückweichen müssen! So lange es erkannt und ausgeübt wird, werden menschliche Freyheit und Würde mit allen ihren Wohlthaten und Segnungen auf Erden verweilen, und jeden ihrer Unterdrücker mit Scham und Schande bedecken!

So lange es erkannt und ausgeübt wird, werden Tugend und Verdienst ein großes Hülfsmittel mehr haben, sich empor zu heben; und Thorheit und Laster nie mehr vor Schmach und Verachtung gesichert seyn! —

Ehrwürdig sey und bleibe uns dann aber auch jede Regierung und jede Regierungs-Verfassung, unter welcher dieses Recht gilt, und Denk- und Preß-Freyheit herrschet! Wo man nicht, wie es in den neuesten und allerneuesten Freystaaten der Fall ist, nur das denken, oder nur solche Gedanken und Meinungen äußern darf, welche mit den Gedanken und Meinungen der zeitigen Herrscher übereinstimmen! Wo es zwar erlaubt ist, die Volks-Regierung zu predigen, aber bey Aechtung und Tod verboten, seinen Beyfall einer andern Verfassung zu schenken! Wo man zwar Unglauben und Sittenlosigkeit öffentlich verkündigen, aber ja kein Wort für Religion und Sittlichkeit sprechen darf, wenn man nicht als ein Beförderer des Aberglaubens, als ein Ruhestörer und Freyheitsfeind angesehen, geächtet oder ermordet werden will! Nein, nur da, wo man alle Gegenstände des menschlichen Wissens unparteyisch und freymüthig von allen Seiten

betrachten darf, nur da ist und herrschet Denk- und Preß-Freyheit. Nur die Regierungen, welche sie so in ihrem ganzen wohlthätigen Umfange begünstigen und schätzen, geben dadurch zu erkennen, daß ihnen die Wahrheit in jedem Gewande ehrwürdig, und nie verhaßt oder furchtbar ist. Nur sie werden die mannigfaltigsten und edelsten Früchte des Geistes davon einernten, und höhere menschliche Vollkommenheit unter sich aufblühen und emporkommen sehen, während daß jede andere der Finsterniß und Barbarey mit schnellen Schritten entgegen eilet.

7.

Was soll ich endlich noch von der gröſseren Religions-Duldung und Freyheit sagen, welche ein so unterscheidender Vorzug unsers Zeitalters ist? In allen Jahrhunderten, und fast unter allen Völkern der Erde, hatte man herrschende und verdammende Religionen und Kirchen. In allen Jahrhunderten, und fast unter allen Völkern der Erde, war es gebräuchlich, jeden von der herrschenden Religion und Kirche Abweichenden, entweder heimlich zu kränken und zu unterdrücken, oder gar öffentlich zu martern und zu morden. So wütheten die Juden gegen die Heiden, die Heiden gegen die Juden und Christen, die Christen gegen die

Juden, Heiden und Muhammedaner, die Muhammedaner gegen Heiden, Juden und Christen. So wütheten alle diese Fanatiker wieder unter sich gegen diejenigen von ihren eigenen Glaubens-Genossen, welche von ihren allgemein angenommenen Lehrbegriffen abweichende Secten bildeten. — Wer kann die Thränen, wer den unermeßlichen Jammer, das namenlose Elend sich auch nur denken, welches der Religionshaß und die Unterdrückung in der Religion verursacht und verbreitet haben? Wer die unermeßliche Zahl unglücklicher Opfer berechnen, welche Verfolgungsgeist und Tyranney in allen Jahrhunderten und unter allen Völkern geschlachtet haben? Wer wird bey der Erinnerung an alle diese Auftritte des mannigfaltigsten Jammers sich nicht des sanfteren, milderen Geistes unserer Zeiten, nicht des Geistes der Duldung und Freyheit, erfreuen? Wie lebendig erkennt man jetzt nicht das unveräußerliche Recht jedes Menschen, Gott nach seiner Ueberzeugung, nach den Gründen und Antrieben der Vernunft und des Gewissens zu verehren! Mit welcher Klarheit wird es nicht fast allenthalben eingesehen, daß Religion und Gottesverehrung keine Staatssachen sind, und daß also auch kein Mitglied des Staates sich eine willkürliche Gewalt über das Gewissen

und die Einsichten der Religionsbekenner erlauben darf! Daß das Bekenntniß irgend einer Religionslehre keinen Menschen von bürgerlichen Vorzügen und Freyheiten ausschließt, wenn nur diese Lehre selbst nicht dem höchsten Zweck aller menschlichen und bürgerlichen Vereinigung zuwiderläuft, und sittliche Freyheit und Vollkommenheit verhindert! — Und welche edle Früchte des Geistes hat nicht diese hellere Erkenntniß, diese klare Einsicht in die Natur der Gottesverehrung, bisher getragen! Und welche noch reizendere Früchte verheißt sie nicht der Zukunft! Wie weit ist man jetzt nicht von allem Zwange in Glaubenssachen entfernt! Wie sehr wird die innere, eigene Ueberzeugung eines Jeden geachtet und geehrt! Mit welcher gegenseitigen Achtung und Liebe wohnen nicht auch die verschiedensten am weitesten von einander abweichenden Religions-Verwandten bey einander! Welche Duldung gegen irrende und fehlende Brüder hat sich nicht allenthalben verbreitet! Und wie selten ist es in diesen Zeiten, daß Jemand, der verschiedenen Religionen wegen, von dem Genusse irgend eines menschlichen oder bürgerlichen Rechtes ausgeschlossen, auf irgend eine Weise gekränkt oder verfolgt wird! — So ist denn die Menschheit in diesem Jahrhunderte von den Qualen eines verheerenden Uebels befreyt worden,

welches seit Jahrtausenden ihrem Wohlstande die schmerzlichsten, und fast unheilbare Wunden schlug! Der Fanatismus des Aberglaubens hat den Strahlen der Wahrheit weichen müssen! Der Religions-Zwang ist verbannt, und die Religions-Freyheit, dieses ganz unschätzbare Gut des denkenden Menschen, wieder hergestellt! Mit Recht ist dieß der Gegenstand der reinsten Freude und des lautesten Frohlockens aller Menschenfreunde! Und ach! noch ungetrübter und reiner würde ihre Freude, noch lauter und durchdringender ihr Jubelgeschrey über die Siege der Wahrheit und Freyheit seyn, wenn sie nicht zugleich auch den politischen Fanatismus, den Fanatismus des Unglaubens, aus der schwarzen Nacht der Hölle emporsteigen und bereit sähen, die kaum von einer Art der Sclaverey befreyete Welt wieder auf eine andere Art zu berücken, und auf's Neue mit unaussprechlichem Jammer zu bedecken!

Doch diese traurigen, unwillkürlich sich aufdringenden Gedanken und Aussichten sollen uns am Schlusse dieser Betrachtung im Genusse der reinen Freude über die Fortschritte unsers Zeitalters nicht weiter stören! Vernunft und Wahrheit haben im langen, langen Kampfe über Irrthümer aller Art den Sieg davon ge-

tragen: Vernunft und Wahrheit werden auch jetzt nicht unterliegen — werden auch über den politischen Fanatismus, und über den Fanatismus des Unglaubens den Sieg davon tragen.

In dieser frohen, entzückenden Hoffnung und Aussicht auf die Erhaltung und Vermehrung der menschlichen und bürgerlichen Freyheit und Wohlfahrt, rufe ich Euch, Ihr Deutschen Brüder insgesammt! nochmals des großen Apostels erhabene Worte zu: „Ihr seyd zur Freyheit berufen!“ Sehet zurück auf die Vorzüge und Vortheile unsers Zeitalters, auf die lebendiger erkannte und inniger gefühlte menschliche Bestimmung und Würde; auf die klarer eingesehene und tiefer empfundene menschliche Gleichheit; auf die bezügelte Willkür und den allenthalben entflammten edlen Haß gegen dieselbe; — denket an die anerkannten menschlichen Rechte, an die verbesserten und veredelten Gesetze, an die große Denk- und Druck- und Religions-Freyheit — und dann stimmt mit mir in den frohen Ausruf, in das jeden denkenden und fühlenden Menschen entzückende Triumph-Geschrey ein: „Wir sind zur Freyheit berufen!“ Berufen, um als gute und edle Menschen nach den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Freyheit zu denken

und

und zu leben! Berufen, einer des Andern Werth und Würde zu schätzen, und einer des Andern Vollkommenheit und Wohlfahrt zu befördern und zu vermehren! Berufen an dem Glücke und Wohlstande unsers Vaterlandes den innigsten Antheil zu nehmen, und mit aller uns verliehenen Kraft darauf zu wirken!

Aber suchet dann auch diese Freyheit nur da, wo sie allein zu finden ist. Von Religions-Schwärmern ertönten einst die abergläubigen Worte: „Hier ist des Herrn Tempel!“ Von politischen Fanatikern erschallet auch in unsern Tagen noch häufig das alberne Geschrey: „Hier ist der Freyheit Tempel!“ — Aber so wenig der Geist des Herrn im Tempel wohnet, von Menschen Händen gemacht: eben so wenig kann der Geist der Freyheit in menschliche, äußere Formen und Verfassungen eingeschlossen werden. So wie jener Leben und Odem einem Jeden und allenthalben giebt, so verbreitet auch dieser Leben und Glückseligkeit überall, wo gute, edle, über ihre Bestimmung und Würde erleuchtete Menschen sind. In Eurer eigenen Brust, da, oder nirgends ist der Freyheit Tempel! Da müssen jene

heiligen Erkenntniſſe und Gefühle ihren Thron aufſchlagen und befeſtigen, wenn die Freyheit nicht aus jeder Staatsform und äußeren Verfaſſung entweichen ſoll. Da müſſen ſie Euch mit Ehrfurcht gegen Gott, mit Gehorſam gegen die Geſetze, mit Liebe zu Eurem Vaterlande, mit feurigem Eifer in der Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beleben und durchdringen! Und thun ſie dieß nicht, ſo werdet Ihr in allen Ländern, und unter allen Verfaſſungen, unter der Regierung von Einem oder von Mehreren, unter erblichen oder ſelbſterwählten Stellvertretern, nur elende und verworfene Sclaven Eurer Gelüſte, nur verächtliche Knechte der Menſchen ſeyn!

Strebet denn immerhin, menſchliche Freyheit und Wohlfahrt zu befördern; aber werdet zuvor ſelbſt erſt ehrwürdige Unterthanen des Reiches der Freyheit und Glückſeligkeit! Dieß geſchiehet indeſſen gewiß nicht durch jenes, in unſern Tagen ſo laute und wüthende Geſchrey über Tyranney und Unterdrückung. Die Tyrannen, wenn ja welche da ſind, werden, ſobald es ihnen an Gegenſtänden der Unterdrückung gebricht, von ſelbſt zu unterdrücken aufhören! — Dieß, geſchiehet ferner eben ſo wenig durch die ewig wiederholten Worte von Freyheit

und Gleichheit, womit man so oft entweder gar keinen Sinn und Verstand, oder einen sehr verkehrten verbindet. Dieß geschiehet endlich auch nicht durch jenen heftigen, glühenden Drang, alte Verfassungen umzustürzen, und sie mit Leichtsinn gegen neue, noch ungeprüfte zu vertauschen; nicht durch jenen elenden und verächtlichen Muthwillen, der sich gegen alle innere und äußere, oft unvermeidliche und wohlthätige Einschränkungen mit Frechheit empört. Nein, das geschiehet nur, wenn man selbst an seinem Theile die Wahrheit erkennet, und die Wahrheit verbreitet; wenn man selbst richtige Begriffe und Gefühle von menschlicher Würde und Vollkommenheit hat, und beyde auch in Andern ehret und befördert; wenn man nicht nur seine Rechte, sondern auch seine Pflichten kennet, und indem man jene handhabet, auch diese ausübet; wenn man unbedingt bereit ist, den Gesetzen des Vaterlandes zu gehorchen, und sich durch feurigen Eifer für die Sache der allgemeinen Wohlfahrt, als den Besten im Staate zu erweisen!

Dahin ſtrebet alſo, Deutſchlands Bürger! Darnach ringet aus allen Kräften, wenn Ihr ſelbſt frey und glücklich ſeyn, und auch Andere freyer und glücklicher machen wollet. Denn Wahrheit und Tugend allein ſind feſte Stützen und ſichere Bürgen der öffentlichen Wohlfahrt und Freyheit!

II.

Ueber die Verpachtung der Gerichts-Verwaltung.

„Was an sich ehrenvoll ist, kann nicht aufs „hören so zu seyn, wenn es im Kleinen getrie„ben wird, sonst müßte auch der Stand eines „Friedensrichters, der nur kleine Zwiste zu schlich„ten hat, weniger ehrenvoll seyn, als der Stand „eines Richters, vor welchem wichtige Processe „geführet werden. Wäre es nicht unsinnig, so „etwas behaupten zu wollen? Nur in Polen „darf der Edelmann Magistrats-Stellen in klei„nen Städten nicht annehmen.“

Girtanner.

„Erst Obrigkeit und Gesetzgeber; dann Held und Krieger zu seyn, ist der Beruf eines Fürsten“ — diesen Grundsatz stellt der erhabene Widerleger des Machiavell auf. Die Grenzen seiner Staaten gegen den Einfall feindlicher Mächte zu sichern, ist daher Regenten-Pflicht; in den Staaten selbst aber, durch Handhabung der Gerechtigkeit, die Gesetze in Ansehen und das Eigenthums-Recht in seiner Würde zu er-

halten, ist es nicht minder. Jenen doppelten großen Zweck zu erfüllen, war zu allen Zeiten das Augenmerk der Preußischen Monarchen. Mustermäßig schuf Friedrich der Einzige den Entwurf zur Sammlung der Gesetze, wornach seine Unterthanen gerichtet werden sollten, Gesetze, die der Vorwelt kaum als Ideal vorschwebten, und der Nachwelt ein Gegenstand der höchsten Bewunderung seyn werden; mustermäßig zeichnete er den Gang, den der Richter bey Verhandlung seiner Geschäfte zu betreten habe, und dennoch entging seinem scharfen Auge und allen, die an der Maschine der Justiz-Verwaltung nicht ohne Erfolg Verbesserungen vornahmen, eine Zeitlang die Entdeckung einer Quelle so mancherley Unheils, nämlich:

die in trüben Zeiten aufgekommene, hier und da noch immer beybehaltene Gewohnheit, die Rechtspflege in Pacht zu geben.

Schlechterdings eben so weit davon entfernt, Neid, Privat-Gehässigkeit, oder eine andere widrige Leidenschaft als die Grundlage meines Urtheils anerkennen zu müssen, (denn ich lebe keinesweges unter dem Druck, den mancher rechtschaffene Diener Aſträens, bey verpachteter Gerichtspflege unterworfen seyn mag); als entfernt, durch diesen Aufsatz meiner Gedanken

Auffehen erregen, oder eigennützigen Wünſchen anderer Art Vorſchub thun zu wollen, (denn ich kann, wo ich ſtehe, Gutes ſtiften, und begehre ein Mehreres nicht) kann ich nur in dem warmen Patriotismus, der mich belebt, und in dem ernſthaften Nachdenken, das ich der Sache widmete, den Grund meines Unwillens gegen alles, was Verpachtung der Gerichtsſtuben genannt werden mag, entdecken.

Schon im Jahr 1783. ſchrieb ich, nachdem ich mehrere Jahre vorher unter Vorſitz eines Juſtiz-Pächters eine Gerichtsſtube verwaltet und triftige Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt hatte, die Flugſchrift:

> Beantwortung der Frage: iſt es löblich, wenn der Gerichtsherr die Rechtspflege dem Generalpächter ſeines Guts in Pacht giebt, oder wäre es nicht ſchicklicher und rathſamer, daß er beſondere Gerichtsbeamten anſtellete? (Deſſau, Buchhandlung der Gelehrten.)

Nicht Abhandlung, ſondern Vorläuferinn einer ſolchen, ſollte dieſe Piece ſeyn. Ich vermuthete, es würde ſich ein Widerleger finden, der einer ſo widerſprechenden Einrichtung Vortheile anzudichten wagte; alsdann hätte ich gleichſam replicirt, die Duplic erwartet und ſo

ein Ganzes dem Publicum zur Beurtheilung vorzulegen vermogt. Meine Vermuthung vermehrte sich, als verschiedene Kunstrichter, und unter diesen ein Schott, denselben Wunsch äußerten; allein hat man Widerlegung des Behaupteten und Vertheidigung des Gegentheils aufzubringen, sich außer Stand gesetzt gesehen, oder hat man die Sache als zu kleinlich und die Sprache der Widerlegung nicht werth erachtet, genug, unsere Wünsche sind unerfüllt geblieben.

In dieser Art auf sich beruhen, kann die Sache nicht, und wenn es auch klüglicher wäre, eine Abhandlung, die den Haß eines ganzen Standes zu erregen fähig wäre, ungedruckt zu lassen; so dünkt es mich doch nicht recht, der Klugheitsmaxime die Beleuchtung eines allerdings sehr wichtigen Gegenstandes aufzuopfern. Und so mögen hier wenigstens einige Bemerkungen darüber ihren Platz finden, bis zu einer weitläuftigeren Auseinandersetzung Zeit und Gelegenheit kommt.

Wenn man ein Wesen, das vom Hause aus und im weiteren Fortgang verwerflich, tadelnswerth und unzulässig war, eine Gewohnheit, wie die, nach welcher die Rechtspflege verpachtet wird, in ihren Grundfesten zu erschüttern bemühet ist; so dringen sich der Ma-

terialien so viele auf, daß man zweifelhaft wird, in welcher Ordnung man sie geben soll. Zuförderst führe ich an:

1.) Die Verpachtung der Gerichtsstuben ist eben so dunkeln, als unedlen Ursprungs. Alle Fürsten Europens übten in grauer Vorzeit die Justiz-Verwaltung unmittelbar aus. Es war Irrthum des Zeitalters, ein Irrthum, den eben das Zeitalter entschuldigte. Da, wo wenig oder gar keine positiven Gesetze vorhanden sind, ist der Rechtsgelehrte ganz entbehrlich; der mit gesundem, natürlichem Verstande versehene Laie ist zum Richter der geschickteste Mann, und warum sollte also der Landesherr selbst, in Verbindung allenfalls mit geprüften rechtschaffenen Männern, nicht über Mein und Dein zwischen den Unterthanen, oder über deren Vergehungen und andere Verhältnisse entscheiden können? Seit dem Eindringen des Römischen Rechts in Deutschland änderte sich indessen die Scene ganz vorzüglich. Die wenigen Constitutionen der Deutschen wurden zum Theil verdrängt, die Verwaltung des Rechts war chaotisch geworden, und die Rechts-Wissenschaft mußte wissenschaftlich erlernt und betrieben werden. Von der Zeit an ward die Besetzung der Gerichtsstühle mit Leuten vom Metier erforderlich, und

ſie wurden mit ſolchen beſetzt. Natürlicher Weiſe mußte, was von den Gerichten überhaupt gilt, auch von den Untergerichten gelten, und auch der Unterrichter war jedesmal ein der Rechte erfahrner, desfalls geprüfter und zur Handhabung der Gerechtigkeit verpflichteter Mann.

So blieb es, bis ſich irgend ein Fürſt zu der unglücklichen Speculation verleiten ließ, die Rechtspflege unter andere Pacht-Gegenſtände zu bringen. Eine Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte war auf den Charakter mancher Pachtluſtigen ſehr richtig calculirt; allein eine Lucrative aus der Verwaltung der Juſtiz zu machen, iſt nicht mehr und nicht weniger, als dem Pächter der Wirthſchaft eines Guts auch die Seelſorge der Einwohner des Orts in Pacht geben.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn Leute, die oft den Buchſtaben des Geſetzes nicht kennen, ſich die Anwendung des Geſetzes auf den vorkommenden Fall verpachten laſſen, und nach einer ſolchen Verpachtung vorzüglich ringen, ſich nicht auch Leute finden ſollten, die, wenn ſie vielleicht nicht die Hauptſtücke chriſtlicher Lehre wiſſen, die Einkünfte einer Pfarre mit in Pacht nehmen und das Wort Gottes durch den Mindeſtfordernden lehren und durch ihn die Sacramente, wenn anders der höchſte Biſchoff der-

gleichen Beginnen gestatten würde, verwalten, und in der kirchlichen Verfassung den Unfug treiben dürften, den jene Justiz-Pächter bey Handhabung der Gerechtigkeit zu treiben, sich nicht selten entblöden.

Ist also Finanz-Operation von der einen, und Sucht, eine Rolle zu spielen, von der andern Seite, die Quelle der Ver- und Erpachtung der Justiz, ja dann ist doch der Ursprung einer so sonderbaren Einrichtung gewiß mehr, als verdächtig.

2) Die Verpachtung der Gerichts-Pflege ist vom Hause aus unzulässig. Es bedarf keiner Weitläuftigkeit, um zu zeigen, daß, was die königl. preuß. Staaten, (um auf diese allein sich einzuschränken) betrifft, dem Monarchen auch nicht einmal der Gedanke je eingefallen seyn kann, die Justiz-Verwaltung bey Verpachtung seiner eigenen Güter mit zur Arrende zu schlagen, oder andern Güterbesitzern dieß zu gestatten. Das Recht sey so vereinfacht, als es wolle, es bleibt eine Wissenschaft, dasselbe auf den bestimmten Fall anzuwenden, und diese Wissenschaft ist so ganz leicht und unbedeutend nicht, als derjenige vielleicht wähnen möchte, der unerwogen läßt, daß (der nöthigen Vorkenntnisse zu geschweigen) man die Summe statutarischer, dann provin-

cieller, dann der Landes-, dann der subsidiarischen Gesetze inne haben muß, um mit Zuverlässigkeit über den vorliegenden Fall urtheilen zu können. Dieß kann unfehlbar keinem Landesherren fremd seyn. Er verpachtet daher keinesweges Landes-Justiz-Collegia, und kann sie nicht in Pacht geben; thut er aber dieß nicht und kann er dieß nicht thun, so mag man auch von ihm nicht vermuthen, daß er das kleinste Untergericht in Pacht zu geben gesonnen sey, oder in Pacht gegeben habe. Eben so verhält es sich mit Patrimonial-Gerichten. Der Gerichtsherr derselben ist ein solcher, Kraft der vom Landesherrn erhaltenen Belehnung. Diese Belehnung erhielt er unter der stillschweigenden Clausel, daß die verliehene Justizverwaltung auf dem Fuß, wie sie zu verwalten stehe, verwaltet werde, das heißt, daß sie nicht verpachtet, sondern von einem geprüften und verpflichteten Manne versehen werden müsse. Wenn daher der Landesherr oder der Patrimonial-Gerichtsherr die Verwaltung der Rechtspflege an dem Wirthschaftskundigen beschließt, so kann Verpächter nichts anders sagen wollen und sagt nichts anders, als:

ich, der Gerichtsherr, habe auch von der Gerichts-Verwaltung an Strafgeldern, Lehnen, Abschoß ꝛc. etwas zu genießen;

dieß ist unbestimmt, weil es zufällig ist, da ich aber doch gern eine runde Summe hierunter haben möchte, so schlage ich auch diese Einkünfte der Generalpächter zu, dagegen genießest Du das, was ich an Jurisdictions-Früchten genießen würde, wenn ich Dir diese Einnahme in Pacht nicht überlassen hätte.

3) Diese Einrichtung gewährt nicht den mindesten Nutzen. Es sey ferne, daß ich dem Oekonomie-Verständigen, der sich auch auf Erpachtung der Justiz einläßt, die Talente absprechen wollte, daß er vielleicht ein weit brauchbarerer Gerichtsbeamter, als der Justizdirector des erpachteten Amtes ist, geworden seyn würde, wenn er sich des Rechtsstudiums förmlich beflissen hätte, ja ich gestehe es mit Vergnügen, daß mir in dieser Classe Männer bekannt sind, die allgemeine Hochachtung verdienen; allein es steht doch einmal fest, daß theoretische Kenntnisse der Ausübung zum Grunde liegen müssen, und daß derjenige, der das Recht auf den vorkommenden Fall anwenden will, in genauer Bekanntschaft mit den Vorschriften der Gesetze sowohl, als der Verfahrungsart, stehen muß. Gefühl des Rechtlichen reicht da nicht aus, wo positive gesetzliche Bestimmungen eintreten. Wozu also das Blend-

werk, nach welchem der General-Pacht-Inhaber

a. auch die Verwaltung der Justiz mit in Pacht nimmt, wenn er den Rechtskundigen
b. dazu anstellen muß, den Justizverwalter zu machen.

Will man sagen: wenn diese angefochtene Einrichtung nicht nutzet, so schadet sie doch nicht; so kann ich nicht anders, als widersprechen, und zwar aus mancherley Gründen; denn

1) steht es, wenigstens in verschiedenen Ländern, dahin, ob der angehende Pächter den vorgefundenen Gerichts-Verwalter beybehalten will, oder nicht. Wer dieß nicht weiß, wird es nicht glauben, und wird vermuthen, ich spreche von einer in Utopien Statt findenden Einrichtung, und dennoch ist es, leider! wahr und nichts weniger als Fabel. Was soll man nun aber dazu denken? So nöthige Eigenschaften des Gerichts-Beamten es sind, Wissenschaften zu haben und von geprüfter Redlichkeit zu seyn, so unentbehrlich ist ihm eine Bekanntschaft mit des Gerichtssprengels-Verfassung und den Eingesessenen desselben und deren Lage. Wie gefährlich ist daher jede Veränderung in der Person des Gerichts-Beamten?

2) Findet sich mancher sogenannter Justizpächter veranlaßt (und sonach nicht ohne Grund) zu denken und zu sagen: N. N. ist mein Gerichtshalter; ja nicht selten handelt er auch diesem seinen Bedünken und einer solchen Aeußerung gemäß. Was daraus folgt, darüber lasse ich willig den Vorhang fallen.

3) Mischt sich der Justizpächter in Angelegenheiten, die er zu beurtheilen nicht vermag. Sagt er gleich, wenn die Rede von dem Defuncto ist: „nun, man lasse doch den Defunctum hereinkommen," und macht er gleich dadurch nur sich selbst lächerlich, so giebt er doch häufige Veranlassungen zu Weiterungen, die nicht vorhanden seyn würden, wenn dieser Justizpräses nicht vorhanden wäre.

4) Eingehende Briefe, Anträge, Resolutionen ꝛc. erbricht der Justizpächter, nicht der, an den sie doch eigentlich hätten gerichtet werden sollen. Welcher Unfug kann aus diesem Nebenumstande entstehen!

5) Wie steht es mit der gerichtlichen Glaubwürdigkeit? Der Mann, der oft weiter nichts, als seinen Namen zu schreiben weiß, beglaubigt Urkunden und ist des Gerichtssiegels mächtig.

6) Welch ein Unterschied, wenn der Gerichtshalter die Unterschrift und mit ihr die Verantwortung hat, dagegen, wenn er in fremden Namen sich verantworten kann?

7) Wozu das ganze Spiegel-Gefecht?

8) Selbst den Gerichtsdiener ohne Zuziehung und Vorwissen des Gerichtsbeamten anzunehmen oder zu entlassen, müßte der Justizpächter nicht befugt seyn: denn jener kann für seinen Posten die besten Eigenschaften haben und diesem doch aus Nebengründen nicht anständig seyn, so wird leicht zum Nachtheil des Gerichts verfügt.

9) Wenn es heißt: der Oekonomie- und Justizbeamte — was soll denn der Gerichts-Unterthan denken, auf wen in Justizsachen etwas ankomme oder nicht?

10) Das Ansehen des Richters darf durchaus nicht geschmälert werden. Dieß ist aber offenbar der Fall, wenn der eigentliche Richter in Subordination — noch außer der, in welcher er gegen den Oberrichter steht — gesetzt wird.

Jedoch wann würde ich fertig werden, um alles das Nachtheilige, welches dergleichen Einrichtung haben kann, herzuzählen, wenn ich mich darauf einlassen wollte, es zu erschöpfen! — Es ist ja ohnehin hier nicht von einer Abhandlung, sondern nur davon die Rede, was allenfalls abgehandelt werden könnte.

N — i.

II.

Patriotiſche Vorſchläge.

I.

Unfehlbares Mittel, Landſtreicher und Diebe unſchädlich und ſogar nützlich zu machen.

Ich bin Beamter in einem Lande, worin es, leider! — wie faſt überall — noch ſehr an guten Policey-Anſtalten gebricht. Gleichwohl habe ich es im erſten Jahre meiner Amtsführung dahin gebracht: daß Landſtreicher, Bettler und Diebsgeſindel in meinem, obwohl aus mehreren zerſtreutliegenden Dörfern beſtehenden, Amte höchſt ſeltene Erſcheinungen ſind, während die aus der Nachbarſchaft eingehenden Klagen über die Menge und den Unfug der Landſtreicher über alle Beſchreibung gehen. Ich verfolge dieſe Gäſte auf allen nur möglichen Wegen; keinen Augenblick ſind ſie vor meinen Nachſtellungen

ſicher; und geräth ein ſolcher Menſch in die Hände meiner überall herumſpürenden Policey-diener, ſo können ihn nur Krankheit und hohes Alter, nicht aber vorgebliche Gebrechen, die ich unterſuche und kenne, vor einer ſchweren öffentlichen Arbeit unter der Aufſicht eines nicht an die ſanfteſte Behandlung ſolcher Menſchen gewöhnten Policeydieners ſichern.

Ich benutze dieſe Leute vorzüglich zum Straßenbau, einer Arbeit, welche ſie, bey der großen Anſtrengung, die ſie erfordert, gar nicht gern ertragen, unter dem Stocke des Policey-dieners aber ertragen lernen müſſen. Da es mir an guten Verwahrungs-Anſtalten für dieſe Müßiggänger, und an Mitteln, ſolche zu unterhalten fehlt; ſo gehen mir zwar die Meiſten eben ſo bald wieder durch, als ſie Gelegenheit finden, ſich dem Auge des Aufſehers zu entziehen; allein ich habe doch noch kein Beyſpiel gehabt, daß ein ſolcher Flüchtling wieder zurückgekommen wäre. Ja es ſcheint, als ob ſie ſich einander von der erlittenen unfreundlichen Behandlung unterrichteten. In den Dorfſchenken dulde ich durchaus keinen fremden, unbekannten, und mit keinen richtigen Päſſen verſehenen Menſchen; und außer den Wirthen darf ſich Keiner unterſtehen, dergleichen Reiſende zu beherbergen.

Uebrigens lasse ich von Zeit zu Zeit Haussuchung in den Dörfern vornehmen, um mich zu überzeugen, daß meine Vorschriften genau befolgt werden, und die Förster sind auf den Fall, wenn sich fremdes verdächtiges Gesindel in den Wäldern erblicken läßt, angewiesen, mir auf das Schleunigste Nachricht davon zu geben. —

Dieses sind die Maßregeln, denen ich, ungeachtet des hiesigen Mangels an öffentlichen Zucht- und Arbeitshäusern, die Sicherheit und Reinheit meines Amts von Landstreichern, Dieben und Bettlern verdanke. Ich bin überzeugt, daß eine allgemeine Anwendung dieser so einfachen, als leichtausführbaren Mittel den nämlichen glücklichen und höchsterwünschten Erfolg auch allgemein hervorbringen würde.

2.

Unfehlbares Mittel, die Arbeitsscheu und Betteley auf immer aus dem Staate zu verbannen.

Man arbeitet jetzt in der Schweiz an Einrichtung von Arbeits-Gesellschaften, von deren baldiger Vollendung sich dieses Land den ausgebreitetsten Nutzen und unausbleiblichen Segen versprechen darf. Diese Staatsanstalt hat eine so gemeinnützige Tendenz und ist so allgemein ausführbar, daß jeder Patriot herzlich wünschen und sehnlichst hoffen muß, sie von allen Landesregierungen, zu deren Notiz sie gelangt, je einmal nachgeahmet zu sehen.

„Den Arbeitshäusern sind Arbeitsgesellschaften vorzuziehen, von welchen Mitglied zu seyn, nichts weniger als entehrend seyn darf. Strafsweise darf daher Niemand zur Arbeitsgesellschaft verdammt werden.“

In dem folgenden Entwurfe zu solchen Gesellschaften hat man sich zuförderst nur auf die

Nützlichmachung der Arbeitsfähigen eingeschränkt, und noch nicht auf Unerwachsene, auf Kranke, Krüppel u. s. w. Rücksicht nehmen können.

Diese Arbeitsgesellschaften sollen militairisch behandelt werden. Der Staat kleidet und besoldet sie; und wie der Soldat zur Wache oder gegen den Feind zieht, so geht der Arbeiter an die ihm bestimmte Arbeit.

Jeder Arbeiter behält seine bürgerliche Freyheit; er kann aus der Gesellschaft treten, wenn er will und beweisen kann, wo und wie er sich künftig auf eine anständige Weise ernähren mag, ohne wieder in Betteley zurückzufallen. Entrinnt er aber ohne Erlaubniß, so wird er als Deserteur bestraft und dem Zuchthause übergeben.

Jede Person, die nicht beweisen kann, auf welche Art sie sich Winters und Sommers zu ernähren im Stande ist, ohne zur Betteley ihre Zuflucht zu nehmen, soll als Mitglied der zu errichtenden Arbeitsgesellschaft in jedem Districte aufgeschrieben werden.

Jeder District, oder wenn in ihm der Armen zu wenig seyn sollten, je zwey oder drey Districte, sollen eine solche Arbeitsgesellschaft besitzen.

Der Districts- oder Bezirksstatthalter sammelt das Verzeichniß dieser Armen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, mit Rücksicht auf ihre physischen Umstände, nach welchen bestimmt werde, ob sie zur Arbeit fähig sind oder nicht.

Er verleibt alle fremde Bettler oder Bettlerinnen der Arbeitsgesellschaft ein.

Die Unglücklichen werden gern in die neuen Verbindlichkeiten eintreten, wenn man ihnen die zu erwartenden Vortheile von der einen, und die Gefahren von der andern Seite klar vorstellt, welchen sie außer den Gesellschaften entgegen laufen. Diese Vorstellungen mögen enthalten:

„Das Betteln ist bey Zuchthausstrafe verboten.“

„Der Staat giebt die Kleidung und Behausung; du darfst nie wieder sorgen: woher soll ich Brot nehmen?“

„Du kannst dir Manches ersparen, ein kleines Capital erwerben, und mit diesem und dem Erlernten dich irgendwo niederlassen und dein eigenes Hauswesen errichten.“

„Für alle diese Vortheile dienest du dem Staate, und verrichtest deine dir angewiesene Arbeit treu und redlich.“

„Läufst du davon, so wirst du leicht ertappt, und als ein Flüchtling, der der Regie-

rung untreu und meineidig an seinen Pflichten geworden, hart bestraft.“ ꝛc.

Ein Vorsteher erwählt aus den Arbeitern den geschicktesten und rechtschaffensten Mann zum Aufseher der Gesellschaft, und aus den Arbeiterinnen eine oder zwey Personen, die für die Küche, Wäsche und die Unterhaltung der Kleidungsstücke sorgen.

Der Staat giebt zur Unterhaltung dieser Arbeitsgesellschaften Wohnung, Holz, und für die ersten zwey Monathe Brot und Fleisch oder Gemüse.

a) Wohnung: Fast in allen Districten giebt es öffentliche Gebäude, von denen eines oder das andere dem Aufenthalt der Arbeitsgesellschaft gewidmet werden kann. Bettler bedürfen nur Schlafstätten. Tische und Bänke können ihnen, wenn sie nicht vorhanden sind, sammt den nöthigen Betten mit einem kleinen Aufwande verschafft werden. Von ihrer Arbeit wird es abhängen, ob sie künftig mehr Bequemlichkeit zu genießen haben sollen.

b) Holz: Die streifenden Bettlergesellschaften richten in den Wäldern beym Bivouaquiren manchen nicht unbedeutenden Schaden an. — Viele Districte haben ihr besonderes Armenholz, welches den Arbeitsgesellschaften zu gut kommen könnte. — Sollte auch der Staat aus National-

wäldern das nöthige Brennholz liefern müſſen, ſo würde dem Lande kein groſser Nachtheil erwachſen. Der Staat könnte die Vorſchüſſe, Ausgaben und ſelbſt den Miethzins der Gebäude in Rechnung bringen, und ſich vom Gewinn der durch die Geſellſchaften gelieferten Arbeiten, oder durch die Arbeiten ſelbſt, unmittelbar bezahlen laſſen.

c) Brot, Fleiſch oder Gemüſe, Salz: Die Bettler ſind im Allgemeinen an frugale Mahlzeiten gewöhnt. Doch hat hier der Staat einige reelle Ausgaben zu machen, die aber nur Vorſchüſſe für die erſten Monathe ſeyn würden.

Wenn die Regierung jeder Arbeitsgeſellſchaft irgend eine Abtheilung von Grundſtücken, um Korn und Erdäpfel anzubauen, anweiſen würde, deren Zins von dem Ertrage der Arbeiten erhoben werden könnte: ſo wird dadurch für das künftige Jahr ein groſser Vorſchub geleiſtet.

Zur Unterſtützung der Armen können an öffentlichen Orten Armenbüchſen ausgeſtellt werden. Da man gewohnt iſt, den Armen zu geben und für ſie einzuſammeln: ſo widme man nun ſeine Gaben den armen Arbeitsgeſellſchaften.

Die Unterhaltung dieſer weiland Bettler, nunmehrigen Arbeiter, wird ſchon dadurch ungemein erleichtert, weil ſie überall in der

Nähe und in allen Districten vertheilt sind. Wären sie in wenige große Arbeitshäuser zusammengedrängt: so würden die milden Beyträge karger fließen und minder zureichen.

Wie sollen die Arbeitsgesellschaften beschäftiget werden, und wie kann der Staat von ihnen den nothwendigen Nutzen ziehen?

Die Arbeitsgesellschaften können von verschiedenen Arbeiter-Dürftigen benutzt werden.

a) Von Privatpersonen: Wohlhabende Landleute haben im Sommer immer Arbeiter nöthig; oft können sie dergleichen kaum für Geld haben. Sobald die Einrichtung und der Zweck der Arbeitsgesellschaften bekannt seyn wird, wird es nicht an Personen fehlen, die Arbeiter fordern. Diese werden sich deßhalb an den Vorsteher wenden, diesem den Taglohn auszahlen, von welchem er zwey Drittel in die Casse der Arbeiter legt, und ein Drittel dem Arbeiter zukommen läßt.

Diejenigen, welche zum Dienste im Felde nicht brauchbar sind, können von Fabrikanten, Handwerksleuten ꝛc. beschäftigt werden.

Kann man den Privatpersonen die Arbeiter um einen etwas geringeren Taglohn überlassen; so wird man sie um so mehr begehren. Der Preis des Taglohns würde überhaupt in dem

Verhältniß steigen oder fallen, als man mehr oder weniger Glieder der Arbeitsgesellschaft entbehren kann.

b) Gemeinden: Es giebt wenige Districte, in welchen nicht gewisse Gemeinden jährlich irgend eine Art von öffentlicher Arbeit zu verrichten haben, sey es in Ausbesserung von Wehren oder Dämmen gegen austretende Ströme, oder in Verbesserung der Straßen und Wege, oder in Bauten ꝛc. Die Orts-Obrigkeiten werden sich um so williger an die Arbeitsgesellschaften wenden, sobald sie von dieser regelmäßig und um einen billigen Preis bedient werden.

c) Staat: Der Staat hat überall die mannichfaltigsten Gelegenheiten, sich der Arbeitsgesellschaften mit nicht geringem Vortheile zu bedienen. Er könnte sie bey dem Damm- und Straßenbau, bey Steinbrüchen, Urbarmachungen, Torfgräbereyen u. s. w. anstellen, und so aus ihrer Arbeit unmittelbaren Nutzen ziehen.

Indem also fast jeder District seine Arbeitsgesellschaft hat, kommt sie allen zu gut: nicht so ist es mit den Arbeitshäusern in großen Städten.

Bedarf aber der Staat zu einer großen Arbeit je zuweilen vieler Hände: so ist es ein

Leichtes, aus allen Districten Arbeiter zusammen zu ziehen.

Halb verwilderte Menschen treten hierdurch als nützliche Bürger in die menschliche Gesellschaft zurück. Die öffentliche Ordnung und Sicherheit gewinnt. Der Staat erspart nicht nur die Abgabe an das Reich der Bettler, sondern er gewinnt durch ihre Arbeitsamkeit.

Diese Anstalten werden ihren letzten Zweck erreicht haben, wenn sie sich selbst wieder auflösen; weil dann jeder für sich sein Brot wohl verdienen kann. Dann aber ist auch im Lande kein arbeitsfähiger Bettler mehr! —

III.

Patriotiſche Charakterzüge.

I.

Der edle Stellmacher in Coſtnitz.

Eine Bemerkung, die ſchon der jüngere Plinius in einem Briefe an den Gallus über eine ſonderbare Erſcheinung in der moraliſchen Welt macht, gilt vorzüglich auch von unſern Landesleuten. Dinge, ſagt er, die in der Entfernung vorgehen, ſpannen unſere ganze Aufmerkſamkeit; wir ſcheuen keine weiten Reiſen, ſchiffen über Meere, um uns durch den Augenſchein zu überzeugen, während das Nämliche, wenn es unter unſern Augen geſchieht, entweder gar nicht bemerkt, oder doch auf eine unverzeihliche Art vernachläſſiget wird. — Ob die Entfernung im Raum, oder in der Zeit ſey, iſt einerley. — Noch jetzt iſt es unſer Fehler, daß wir ausgezeichnete Thaten der Griechen und Römer bis zum Enthuſiasmus bewundern, und das,

was unsere Landesleute, von dem nämlichen Geiste, wie jene Völker beseelt ausführten, vergessen, oder mit gleichgültigen Blicken ansehen. Als Beaurepaire zu Verdün, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen, sich selbst erschoß; als Desilles zu Nancy in der vergeblichen Bemühung, seine Waffenbrüder von der Ermordung ihrer Mitbürger zurückzuhalten, den edlen Tod für das Vaterland freywillig starb, waren alle Zeitschriften von dem Lobe dieser Männer voll. Jedermann traute sich die Gegenstücke dazu nur in der Griechischen und Römischen Geschichte zu finden; kaum daß sich das vergeßliche Zeitalter noch auf den edlen Arnold von Winkelried besann. Ohne zu untersuchen, ob Beaurepaire's That mehr Tadel als Lob verdient, ob nicht Desilles in der festen Ueberzeugung, daß seine Kameraden in sich gehen, und wenigstens das Leben ihres Waffenbruders schonen würden, sich den aufgepflanzten Bajonnetten entgegen warf, und mit den Händen die Zündlöcher der zum Abfeuern bereitstehenden Kanonen zudeckte, wollen wir die Geschichte eines Deutschen Bürgers erzählen, der sicher keinem der drey gedachten Männer an Patriotismus nachsteht. Die Muse der Geschichte trauert, daß sie gleich fahrlässig, wie die Nation, deren Thaten sie damals vor-

züglich beschäftigten, nicht einmal seinen Namen auf die Nachwelt brachte.

Im Anfange des Krieges, den Karl V. mit den Protestanten in Deutschland führte, war Costnitz noch eine freye Reichsstadt. Sie war der eben angefangenen Religions-Verbesserung treu ergeben, und suchte deßhalb in Augsburg bey dem Kaiser, der eben mehr in der Gestalt eines Feldherrn, als eines Oberhaupts des Reiches, einen Reichstag daselbst hielt, um die Erlaubniß an, nach ihrer Ueberzeugung handeln zu dürfen. Kaiser Karl, der schon lange nach dem Besitze dieser Reichsstadt mochte lüstern gewesen seyn, wollte diese Widersetzlichkeit zu einer Gelegenheit benutzen, sich der Stadt zu bemächtigen. Der Feldherr Alphonsus Vives, der mit Spanischen Völkern im Würtenbergischen lag, erhielt deßhalb die nöthigen Aufträge.

Die Spanier wollten List mit Gewalt vereinigen, und ersannen daher folgenden Anschlag. Zwey Spanische Lanzknechte, die der Deutschen Sprache mächtig waren, schlichen einzeln sich heimlich in die Stadt, und kehrten in zwey verschiedenen Wirthshäusern ein. Auf einmal stellten sie sich, als ob sie ganz von ungefähr sich auf der Gasse erkennten. Der eine fiel den andern mit heftigen Worten an, be-

hauptete gegen das zusammenlaufende Volk, daß dieser ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldig sey, und gab zugleich seine Freude zu erkennen, daß er endlich so glücklich gewesen sey, seinen Schuldner, der ihn mit der Bezahlung so lange aufgezogen habe, zu erwischen. Der angebliche Schuldner wurde vor das Gericht gebracht und die Sache anhängig gemacht. Diese konnte indessen, ganz nach den Wünschen des Klägers, nicht sogleich entschieden werden. Mitlerweile kundschafteten die beyden Spanier die Lage der Bürgerschaft, und was sonst zu ihrem Zwecke diente, aus, und ehe man es sich versahe, waren Kläger und Beklagter verschwunden.

Bald darauf, an einem Montage, wo die Stadt ein besonderes Fest feyerte, und die meisten Bürger zu dem Ende sich in der Kirche befanden, begann die Ausführung des feindlichen Plans. In aller Stille rückten die Spanier gegen die Stadt vor, und langten unbemerkt bey der Vorstadt Petershausen, die auf der andern Seite des Rheins liegt, aber durch eine Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden ist, an. Plötzlich stürmten sie in die Vorstadt hinein. Ungefähr zweyhundert Bürger, die in dieser Gegend wohnten, eilten mit ihren Waffen herbey und thaten tapfern Widerstand.

Aber

Aber ſie mußten der Uebermacht unterliegen. Nur Wenige kamen davon; die Meiſten fielen, als Opfer für ihre Freyheit und Unabhängigkeit, auf dem Wahlplatze.

Jetzt ſtürmten die Spanier mit Macht auf die Rheinbrücke zu. Aber einige Bürger, die ſich aus dem Gemetzel noch gerettet hatten, unterſtützt von andern aus der Stadt, die in der Nähe der Brücke wohnten und den Lärmen gehört hatten, machten ihnen jeden Fußbreit zu erobernden Landes ſtreitig. Es begann daher ein wüthender Kampf. Die ſchmale Brücke erlaubte nur Wenigen, neben einander zu fechten; auf perſönliche Tapferkeit kam daher hier Alles an. Rückzug in die Mauern der Stadt war nicht möglich, weil, wie man jetzt erſt bemerkte, durch Verrätherey die Fallgatter am Thore unbrauchbar gemacht worden waren. Aber auch hier zeigte es ſich, wie ſehr der von Patriotismus und Freyheitsliebe begeiſterte Krieger beſoldeten Streitern überlegen iſt! —

An der Spitze der Coſtnitzer focht ein gemeiner Bürger, ein Stellmacher aus der Stadt. Leonidas und Arnold von Winkelried's Geiſt ſchien zweyfach auf ihm zu ruhen. Lange hing der Ausgang des Gefechts von ihm allein ab, und

das Glück begünstigte den Tapfern so, daß keine der Wunden, die er erhielt, tödtlich war, oder nur seinen Arm lähmte. Endlich entschlossen sich zwey der tapfersten Spanier, ihr Leben an diesen kühnen Bürger, der mit so ungemeiner Tapferkeit ihren ganzen Haufen aufhielt, zu wagen. Sie unterliefen ihm das Gewehr und wollten ihn mit der Faust zu Boden werfen; zugleich drängten ihre Kameraden hinter ihnen näher herzu. Der entscheidende Augenblick war da. Da umfaßte der edle Bürger mit starken Armen die beyden Spanier, rief mit lauter Stimme Gott um Vergebung seiner Sünden an, und — stürzte sich mit den beyden Feinden in den Rhein! Alle drey fanden ihren Tod in den Wellen.

Die Spanischen Soldaten stutzten bey dieser außerordentlichen That; die Bürger wurden durch das große Beyspiel von Neuem zur Tapferkeit begeistert, und der Aufenthalt, den dieses Alles machte, hatte unterdessen sämmtlichen Bürgern, die in der Kirche waren, Zeit verschafft, die Waffen zu ergreifen und ihren bedrängten Brüdern zur Hülfe zu eilen. Sie hörten von der heldenmäßigen Aufopferung ihres Mitbürgers, und stürzten, von edler Nacheiferung begeistert, wüthend auf den Feind los. Diese konnten einer so überlegenen Tapferkeit nicht länger widerstehen.

Sie mußten ſich zurückziehen und ihr ganzes Unternehmen aufgeben.

Daß übrigens dieſe Begebenheit ſchon über die Grenzlinie fällt, die man gemeiniglich zwiſchen der mittlern und neuern Geſchichte zieht, thut meines Erachtens nichts zur Sache. Der Geiſt des Mittelalters, der ſich überhaupt in ſo mancher Rückſicht bis in die Mitte des ſechzehenten Jahrhunderts in Deutſchland erhielt, wehet ſo fühlbar darinnen, daß man in den ſpätern Annalen der Deutſchen Geſchichte vergebens ein gleiches Beyſpiel aufſuchen wird.

2.

Fouquet und ſein Reitknecht Trauſchke.

General Fouquet hielt im Jahr 1760 den Poſten bey Landshut in Schleſien mit zehntauſend Mann beſetzt. Hier ſtand er in einem verſchanzten Lager, welches über viele Berge ſich ausdehnte. Laudon's Armee, die ihn bedrohte, verſtärkte ſich von Tage zu Tage. Er konnte nirgends her Verſtärkung erhalten. Und doch durfte er ſich nicht zurückziehen, da

ihn des Königs ausdrücklicher Befehl diesen Posten behaupten hieß. Aeußerst gefährlich war seine Lage. Täglich mußte er den Angriff der Uebermacht erwarten. Er erfolgte am 23sten Junius. Um halb 2 Uhr des Morgens stürmten 30,000 Oesterreicher, Laudon an ihrer Spitze, heran. Von Branntwein berauscht griffen sie in fünf Colonnen an fünf verschiedenen Orten mit unbeschreiblicher Wuth die nüchternen Preussen an, die keines erkünstelten Muths bedurften. Mit der ihnen eigenen Tapferkeit wehrten sich die Preußischen Helden gegen den Feind, der jeden Schritt vorwärts theuer erkaufen mußte. Doch Laudon schonte kein Volk, ersetzte mit frischen Truppen unaufhörlich seinen Verlust, und die Preußen mußten endlich der Uebermacht weichen. Fechtend zogen sie sich von Anhöhe zu Anhöhe bis in das Thal zurück; und hier beschloß endlich Fouquet, da jeder andere Ausweg ihm abgeschnitten war, sich mit seinen Kriegern durchzuschlagen. Er machte ihnen seine Absicht bekannt, ließ ein Viereck bilden, und indem er sie an König und Vaterland und ihre eigene Ehre erinnerte, feuerte er sie auf's Neue zur standhaftesten Gegenwehr an.

Vergebens griff jetzt die Oesterreichische Cavallerie an; sie wurde zurückgeschlagen, setzte

ſich aber wieder, und ſtürmte wiederum heran. Auch jetzt wäre ſie zurückgeſchlagen worden, wäre nicht ein Oeſterreichiſches Grenadier-Bataillon indeſſen herbeygeeilet, um ſie durch ſein Gewehrfeuer nachdrücklich zu unterſtützen. Dadurch entſtand eine Lücke, und in dem Augenblick hieben die Löwenſteiniſchen Dragoner ein. Das Pferd des Generals Fouquet ward unter ihm erſchoſſen, und es fiel ſehr unglücklich auf ihn. Er konnte ſich nicht ſogleich wieder hervorwinden. Zwar bildeten ſeine tapferſten Krieger eine Mauer um ihn, aber die wüthenden Dragoner ſchlugen Alles vor ſich nieder. Fouquet ſuchte ſich unter dem Pferde hervorzuarbeiten, ward aber bey dieſem Bemühen von den Schwertern der Dragoner in die Stirne, in den Arm und in den Rücken verwundet. Jetzt wirft ſich ſein Reitknecht Trauſchke auf ihn, und indem er unaufhörlich ſchreyt: „Wollt ihr den kommandirenden General umbringen?“ fängt er mit ſeinem Kopfe die auf ſeinen Herrn gerichteten Schwertſtreiche auf.

Endlich hört der Oberſte Voit, der die Dragoner kommandirte, dieſe Schutzſtimme für den braven Fouquet; Er eilt ſogleich herbey, treibt die Dragoner aus einander, und der verwundete Fouquet überreicht ihm ſeinen Degen.

Der Oberste ließ jetzt sein Paradepferd herbeyführen, und bot es dem General an. Dieser verbat es. „Ich würde," sagte er, „das schöne Zeug mit meinem Blute verderben." Aber Voit, von Ehrfurcht gegen den Helden durchdrungen, erwiederte: „Mein Sattelzeug wird unendlich kostbarer, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt ist." Der General mußte dem anhaltenden Bitten des gerechten Oesterreichers nachgeben.

Von dem ganzen Preußischen Corps entkamen nicht mehr als ungefähr 1500 Mann Infanterie, Dragoner und Husaren, die sich unter der Anführung des braven Major Owstien durchschlugen. Die übrigen starben den Tod für das Vaterland, oder geriethen in die Gefangenschaft. Den Oesterreichern kostete ihr Sieg auf 9000 Mann. — Der König, als er die Nachricht von dem erlittenen Verlust empfing, sagte zu den ihn umgebenden Generalen: „Fouquet „ist gefangen, aber auch seine Gefangenschaft „macht ihm Ehre; er hat wie ein Held ge„kämpft."

3.

Graf M.. und seine Böhmischen Unterthanen im Aufruhr.

Der Kaiserliche General, Graf M.., ist ein außerordentlicher Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterey, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde gezogen wurden. In der großen Theurung im Jahre 1771, wo der Hafer bis zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Er konnte sich aber nicht entschließen, seine Liebhaberey ökonomischen Rücksichten aufzuopfern.

Als er einst von seinem Stalle zurückkam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Füßen, und klagte ihm, daß sie sich in der äußersten Gefahr befinde, mit einem kranken Mann und drey Kindern, die keinen Dienst finden können, Hungers zu sterben.

Der Graf gab ihr einen Dukaten und ging gedankenvoll in sein Zimmer. Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt der Edelmuth einen vollkommenen Sieg über die Lieblings-Neigung

seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwey Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, von dem ein beträchtlicher Vorrath vorhanden war, unter seine brotlosen Unterthanen vertheilen. Das Heu ward ebenfalls verkauft, und nebst der Summe, die er aus den Pferden lösete, zum Unterhalte der Dürftigen verwendet.

Nun hatte er die Freude zu sehen, daß auch nicht Einer seiner Unterthanen Hungers starb.

Dieser sein Edelmuth machte einen bleibenden Eindruck auf das Herz derer, für deren Erhaltung er Sorge getragen hatte.

Kurz nach der Hungersnoth empörten sich die Böhmischen Bauern. Der verwüstende Schwarm nahete sich auch den Gütern des Grafen, und forderte dessen Unterthanen auf, sich mit ihm zu vereinigen. Allein diese weigerten sich nicht nur, zu ihm zu stoßen, sondern sie bewaffneten sich sogar zu Gunsten ihrer Herrschaft, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt von den Gütern des Grafen zurück.

Der Graf befand sich damals zu Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen. „Wie viel —

rief er — bin ich der Alten ſchuldig, ohne de„ren rührende Vorſtellung vielleicht viele meiner „Unterthanen verhungert, meine Verwalter und „Pächter erſchlagen, und meine Häuſer und „Gärten zerſtört worden wären!“

Er bewilligte ihr ein lebenswieriges Gnadengehalt.

4.

Ulrich von Hutten's hohes Gefühl vom Nationalwerthe.

Ulrich von Hutten, dieſe ſtets wetterleuchtende Wolke am politiſchen Himmel ſeines Zeitalters, der Mann, deſſen Hand ſeinen Feinden eben ſo ſchwer fiel, wenn ſie das gewaltige Ritterſchwert, als wenn ſie den leichten Gänſekiel führte, er

„der des Liedes Feuerpfeil leicht wie die „Lanze ſchwang,“

Hutten zugleich Ritter und — Magiſter, gleich groß als Krieger, als Redner und als Dichter, der Mann, deſſen Arm Deutſchlands Kämpen ſuchten, deſſen Feder Pabſt und die Kardinäle gern mit ſchwerem Gelde er-

kauft hätten, — kannte besonders zwey Triebfedern für jenen Feuereifer, für jenen ausdauernden Unternehmungsgeist, mit dem er die Usurpation der Hierarchie bekämpfte — unbegrenzte Freyheitsliebe, — und einen edlen, auf Bewußtseyn wahrer Vorzüge gegründeten Nationalstolz. An jenem wird Niemand zweifeln: für diesen also nur einige Belege.

Die ältere Geschichte der Deutschen Nation, die neuern, ihm gleichzeitigen, alle andern Nationen beschämenden Bemühungen seiner Landesleute berechtigten ihn unstreitig dazu. Nun lernte er auf seinen Reisen in Italien den päbstlichen Despotismus an seiner Stelle kennen. Von glühendem Unwillen entbrannte sein Herz, als er zu Rom die Ketten schmieden sah, womit man die Deutschen fesseln wollte; als er die Verachtung bemerkte, womit man noch die Deutschen und ihren Kaiser behandelte. „Man hält uns Deutsche, schreibt er in einem seiner Briefe, hier „noch für so stumpf und dumm, daß man uns „nicht einmal feinerer Ränke werth achtet, „sondern die plumpsten Waffen gut genug „für uns glaubt.“

Bey jeder Gelegenheit fließt seine Feder von edelm Unwillen über, daß seine edle, große

Nation so lange an dem Gängelbande eines armseligen geistlichen Fürsten sich leiten ließ. „Sterben kann ich," sagte er in einem Schreiben an den Churfürsten Friedrich von Sachsen, „aber nicht sclavisch „dienen. Auch mein Deutschland kann „ich nicht dienen sehen. — Wollen „wir je einer fremden Macht dienen, so laßt „es die Türken seyn; denn das sind doch „Männer!"

In spätern Jahren gab er einen deutlichen Beweis dieses edlen Nationalstolzes, als der Engländer Lee den berühmten Eracmus mit einer beißenden Schmähschrift verfolgte, in welcher nebenher auch überhaupt von dem Deutschen Namen nicht zum besten gesprochen wurde. Hutten's Zorn entbrannte; die Sache des Vaterlandes war seine eigene. Er schrieb an Lee, gebot ihm, seine Schmähschrift sogleich öffentlich zurückzunehmen, oder gewärtig zu seyn, daß er selbst als Schriftsteller auftreten und den Hohnsprecher nach Gebühr züchtigen werde.

Lee fühlte Hutten's Ueberlegenheit, er wagte es nicht, mit diesem fürchterlichen Gegner anzubinden, und widerrief seine Schmähschrift. Die Ehre der Nation war gerettet.

Aber nicht mit der Feder allein, sondern auch mit dem Schwerte in der Faust wußte Hutten dem guten Namen seiner Landesleute Genugthuung zu verschaffen. Auf einer Reise von Rom nach Viterbo kam er mit fünf Franzosen in Gesellschaft, die, sobald sie hörten, daß Hutten ein Deutscher sey, auf den Kaiser zu schimpfen anfingen. Hutten rieth ihnen anfangs im Guten, stille zu seyn; aber sie achteten auf die Drohungen eines Einzelnen nicht, und es kam bald zu Gewaltthätigkeiten. Aber kaum hatte Hutten sein Schwert gezogen, so lag auch schon der stärkste unter den Franzosen, der ihm am meisten zugesetzt hatte, durchbohrt am Boden. Die übrigen vier überwand er mit weniger Anstrengung; er jagte sie zur Stube hinaus.

Hutten's Nationalstolz war übrigens sehr natürlich, da es damals noch eigentlicher, als jetzt, eine Deutsche Nation gab.

5.

Männlicher Uebermuth, — weiblicher Heldenmuth.

Als im siebenjährigen Kriege von der bey Halberstadt stehenden Französischen Armee Contributionen bis in die Altmark hinein ausgeschrieben wurden, weigerten sich die Einwohner von Gardelegen durchaus, die ihnen aufgelegte Lieferung (einige Winspel Getreide) abzutragen. Ein Officier, der mit einer kleinen Mannschaft abgesandt war, um sie einzufordern, wurde unter Schmähungen und Drohungen abgewiesen. Als hierauf ein größeres Detachement ankam, faßte ein Theil der Bürger unter Anführung einiger gedienten und verabschiedeten Soldaten den tollkühnen Entschluß, sich dem Eindringen desselben mit Gewalt zu widersetzen. Wirklich zogen sie bewaffnet auf den Wall, und zeigten nicht nur ihre Entschlossenheit zur Gegenwehr, sondern insultirten sogar die Franzosen. Diese zogen sich zwar zurück; allein die unangenehmen Folgen waren leicht zu berechnen. Der commandirende General sandte ein Corps von 1000 Mann Infanterie

und 800 Mann Husaren nach Gardelegen. Jene Helden retteten sich jetzt durch die Flucht. Der Stadt aber wurde angekündigt, daß sie eine Stunde lang geplündert und dann in Brand gesteckt werden sollte. Schrecken und Angst verbreiteten sich überall.

Der General hatte sich in das Haus des damaligen Stadtdirectors Westphal einquartirt. Während dieser Mann die Angelegenheiten der Stadt besorgte und sich wenig um sein eigenes Haus bekümmern konnte, mußte seine Frau ihre Gäste bewirthen, und manche harte Begegnung erfahren. Das Alles hätte indessen die gute Frau gern ertragen; aber das schreckliche Schicksal, das der Stadt und ihren Bewohnern bevorstand, schwebte ihr stets vor Augen. So sehr sie auch durch das harte Betragen des Generals abgeschreckt wurde, so beschloß sie doch, ihn durch ihre dringende Fürbitte vielleicht zu erweichen. Sie ging zu ihm, bat flehentlich, aber vergebens! Der Unmensch schimpfte, spottete, stieß sie von sich, und drohete, sie von der Treppe werfen zu lassen. Sie ging unerhört von ihm.

Noch gab sie nicht alle Hoffnung auf, ihn zu erweichen. Sie war entschlossen das Aeußerste zu wagen. Die Bedienten des Generals und Andere von seiner Begleitung, warneten sie,

und versicherten, daß sie nichts ausrichten, ihn vielmehr nur gegen sich aufbringen würde; und dann könnte es ihr leicht ergehen, wie zwey andern Frauen, die eine ähnliche Fürbitte gewagt, die er aber so bestraft und gemißhandelt hätte, daß sie ihren Geist hätten aufgeben müssen. Aber die Edle dachte nicht mehr an sich selbst; die Rettung der Stadt war ihr einziger Gedanke. Sie ging am andern Tage von Neuem zu ihm. Sein drohender Blick schreckte sie nur einen Augenblick zurück. Sie wiederholte ihre flehentliche Fürbitte auf eine Art, die auch das härteste Herz erweichen mußte.

Wirklich schien nach und nach das Gefühl der Menschlichkeit in dem General rege zu werden, er hörte wenigstens auf, zu toben und zu schelten, und schützte nur noch den ihm gegebenen Befehl vor, den er vollziehen müsse. Die umstehenden Officiere, die schon längst gerührt waren, winkten der Bittenden Muth zu. Der General kämpfte sichtbar mit sich selbst. Bald sahe er die Flehende mitleidsvoll an, bald stampfte er mit den Füßen. In diesem entscheidenden Augenblicke trat sie ihm näher, und in einem Tone, der eben so viel Achtung als Mitleid einflößte, redete sie ihn an:

„Herr General, jetzt hängt es noch von Ihnen ab, Gnade für Recht ergehen zu lassen.

O! thun Sie es, thun Sie es um Ihrer eigenen Ruhe willen. Denken Sie es sich, wenn Sie nun den harten Befehl vollzogen haben, und Sie ziehen aus unserer Stadt, und das Jammergeschrey der Unglücklichen tönt Ihnen furchtbar nach, und beym Rückblick sehen Sie lichte Flammen gen Himmel schlagen, die das Eigenthum vieler Unschuldigen verschlingen. Sie sind ja Mensch, und menschliche Empfindungen ehren auch den Helden. Das Geschrey und die Flamme wird ihnen durch die Seele dringen, wie ein Schwert. Sie werden wünschen, den Befehl nicht vollzogen zu haben, gern würden Sie ihn dann zurücknehmen, aber es steht nicht mehr in Ihrer Gewalt!“

Der General schwieg, ungewiß, was er machen solle. — „Herr General,“ hub sie von Neuem an, „Sie kehren vielleicht bald zurück in die Arme Ihrer Gattin und Kinder. Welche Wonne wird das seyn! — Aber das Jammergeschrey dieses Tages wird noch schrecklich in Ihren Ohren tönen; die Flammen werden noch vor Ihren Augen stehen; Ihr Blick wird düster werden; Sie werden sich nicht freuen können. — Herr General! erbarmen Sie sich! retten Sie uns! Sie können es, wenn Sie wollen. Ihr eigenes Herz wird

Sie

Sie lohnen; unſere Segenswünſche werden Sie begleiten.“ —

Aller Herzen waren bewegt; Alle waren voll ſtiller Erwartung. Auf einmal wendete ſich der General zu den anweſenden Officiers: „Meine Herren, wollen Sie es bezeugen, daß ich den Bitten dieſer Frau nicht widerſtehen, und die Stadt der Plünderung und den Flammen nicht preis geben konnte?“ —

Alle bejaheten es. — „Nun dann ſo ſey es — ſprach er entſchloſſen — ich will der Stadt ſchonen!“ —

Man kann denken, mit welchem erleichterten Herzen und mit welchem Dankgefühl die würdige Frau von dannen ging. Der General erwies ihr, ſo lange er noch in ihrem Hauſe war, alle mögliche Achtung, und ſchien ſogar ſeine vorige Härte durch ſein freundliches Betragen wieder gut machen zu wollen. Sie mußte den Abend mit an ſeiner Tafel ſpeiſen. Beym Abſchiede von ihr ſagte er unter andern: ſie möchte ihm nichts Böſes nachwünſchen.

Der Stadt wurde zwar alles vorhandene Getreide genommen, und außerdem wurde ihr eine ſchwere Kriegsſteuer am Gelde aufgelegt. Von der letzten war indeſſen erſt ein kleiner Theil abgetragen, als das Uebrige die Schlacht bey Roßbach bezahlt machte, nach welcher die

Franzoſen nicht lange auf Preußiſchem Boden weilten.

Schrecken und Angſt hatten der edlen Frau die Gicht zugezogen, an der ſie, ſo lange ſie lebte, viel leiden mußte. Indeſſen erreichte ſie ein Alter von vier und achtzig Lebensjahren. Sie ſtarb am vorletzten Tage des achtzehnten Jahrhunderts, alſo gerade zu einer Zeit, wo das eintretende Jubelfeſt die Einwohner der Stadt an die Schickſale der Vergangenheit, und an ihre menſchenfreundliche Fürſprecherinn, lebhaft erinnerte. Sie nahm die Achtung und Liebe der ganzen Stadt mit ſich, und Thränen des Dankes floſſen noch an ihrem Grabe. Ihr ganzer Charakter entſprach jener entſchloſſenen Edelthat. Sie war ein redender Beweis, daß Menſchenliebe und Heldenmuth das ſichere Erbtheil eines wahrhaft tugendhaften Herzens ſind. Ihr Andenken bleibe im Segen!

6.

Weiſe Sparſamkeit auf dem Throne.

Als Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große, der Wiederherſteller des Vaterlandes, zur Regierung gelangte, floſſen kaum 400,000 Thaler jährlicher Einkünfte in die Caſſe des Staats. Seine Provinzen waren durch den dreyßigjährigen Krieg auf das Schrecklichſte verwüſtet worden. Ueberall erblickte man Ruinen eingeäſcherter Städte, Trümmer verlaſſener Dörfer, verarmte und muthloſe Bürger. Das ganze Land war mit Elend bedeckt. Kaum hatte aber Friedrich Wilhelm ſich auf dem Thron befeſtigt, als auch Alles eine andere, beſſere Geſtalt gewann, und unter ſeinen ſegnenden Schritten überall Glück und Wohlſtand auf's Neue empor blühte. Er ließ die verwüſteten Städte und Dörfer wieder aufbauen; verwandelte Heiden und Forſte, bisher eine Freyſtatt wilder Thiere, in lachende Fluren; ließ die Feſtungen des Landes in den gehörigen Stand ſetzen; vergrößerte die Hauptſtadt ſeines Churfürſtenthums, und errichtete ein Heer von

25,000 Mann der schönsten Truppen seiner Zeit. Und diese ganze große Umschaffung eines Staats, den er in Schutt und Graus vergraben gefunden hatte, bewirkte er durch Ordnung, Wirthschaftlichkeit, und weise Sparsamkeit! — — —

Sein erhabenes Beyspiel befolgte späterhin König Friedrich Wilhelm I., sein Enkel. Dieser fand beym Antritt seiner Regierung das Land durch Pest und Theurung verwüstet, und in der Casse des Staats keinen Vorrath an Geld. Aber Er, der alle Eigenschaften eines wirthschaftlichen Hausvaters besaß, Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit; Er, der immer zu sagen pflegte, daß ein Fürst mit dem Gut und Blut seiner Unterthanen haushalten müsse; Er gab so, wie sein großer Ahnherr, der Welt aufs Neue ein glänzendes Beyspiel, durch Ordnung und Wirthschaftlichkeit einen Staat blühend und groß zu machen. So wie er den Thron bestiegen hatte, ließ er einen großen Theil der königlichen Effecten verkaufen. Das goldene und silberne Geräth, das in dem Schlosse zu Berlin befindlich war, wurde in die Münze geschafft. Selbst der Marstall, einer der schönsten Deutschlands, blieb nicht verschont;

Alles wurde zu Gelde gemacht. Aus dieſen Veräußerungen und den Einſchränkungen, die er mit ſeinem Hofſtaate vornahm, erhielt er beträchtliche Summen, womit alte Schulden bezahlt, und der Anfang zur Sammlung eines Schatzes gemacht wurde, über den er ſelbſt die perſönliche Aufſicht zu führen ſich vornahm. Unter ſeinen Wohnzimmern wurden die Gewölbe zur Aufbewahrung des Schatzes angelegt; und eine geheime Treppe führte aus ſeinem Schlafcabinett in die Gewölbe hinab. Er ſelbſt war jedesmal nebſt dem Geheimenrath von Luck, als Rendanten, bey Aufnahme der Summen gegenwärtig; ließ dann, ſobald die Summen aufgenommen worden waren, die Eingänge in ſeiner Gegenwart wieder verſchließen, und behielt die drey Schlüſſel zu den Gewölben in ſeiner Verwahrung. Auch die allgemeine Rechnung über den Schatz führte er ſelbſt. Nur erſt ſpäterhin vom Jahr 1738 an, wo er viel vom Podagra litt, trug er dem geheimen Finanzrath von Boden, der nachmals die Würde eines Staatsminiſters bekleidete, das Geſchäft auf, wenn in dem Schatz etwas zu verrichten war, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Dieſe außerordentliche Sorgfalt des Königs, ſeinen Schatz zu vergrößern, und die damit verbundene Sparſamkeit, artete aber nicht bey ihm in Geiz und Habſucht

aus. Er sammelte und sparte für den Staat, und indem er mit der Einen Hand empfing, theilte er mit der Andern wieder aus. Er beförderte durch Wohlthaten, Freyheiten und Geschenke jeden nützlichen Fleiß; suchte allenthalben der Industrie und den Manufacturen aufzuhelfen, verwendete große Summen auf die Ansetzung von Colonisten, ließ eine Menge wüster Gegenden urbar machen, eine eben so große Menge wüster Stellen bebauen, und verschaffte dem Staat sehr beträchtliche Domainengüter, deren Ankauf viele Millionen betrug. Dabey hinterließ er noch seinem großen Nachfolger einen Schatz von 8 Millionen 700,000 Thalern, und ein Heer, das aus 70,000 Mann der auserlesensten Truppen bestand. —

Eben so leitete auch seinen Thronfolger, Friedrich den Einzigen, der Geist der Ordnung, der Thätigkeit, und einer weisen Sparsamkeit. Ungeachtet der langwierigen Kriege, die er zu führen gezwungen war, brachte er sein Land auf einen Gipfel von Cultur und Größe, der das Erstaunen anderer Völker erweckte; hinterließ einen Schatz von 120 Millionen, und ein Heer von 200,000 Mann, von dessen Kriegszucht und Heldenmuth nur

Eine Stimme des Lobes und der Bewunderung durch ganz Europa ſchallt.

7.

Die Leibeigenſchaft im Preußiſchen Staate.

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Preußen war von jeher der Wunſch ſeiner Könige. —

Schon Friedrich I. hob im Jahre 1702 die Leibeigenſchaft in ſeinen Domainen auf.

Friedrich Wilhelm I. beſtätigte die Aufhebung nicht nur, ſondern ſorgte auch dafür, daß ſein geliebtes Litthauen, das er ſo ſorgſam anbaute und pflegte, zwar von verſchiedenen Nationen, aber nur allein von freyen Menſchen bearbeitet würde.

Als Friedrich, der ewig unvergeßliche Einzige, in einigen Domainen die Leibeigenſchaft noch vorfand, hob er ſie für immer auf. Seit dieſer Zeit findet man nur glückliche Freye auf ſeinen Domainen; denn Glück und Wohlſtand gehen mit der Freyheit Hand in Hand. Auf manchem adlichen Gute trifft man hier und da noch bemitleidswerthe Sclaven. Dieſem gu-

ten und weisen Könige waren die Bedrückungen nicht entgangen, welche diese armen Unterthanen auf den Gütern einiger Hartherzigen und Eigennützigen erlitten. Er gab daher auf seiner Reise in Pommern im Jahre 1763 den 25sten May durch den Präsidenten Benkendorf den geschärften Befehl an die Pommerschen Stände:

„Es solle absolut, und ohne das geringste „Raisonniren alle Leibeigenschaft, sowohl in „königlichen, als auch in adlichen und städtischen „Eigenthums-Dörfern von Stund an „gänzlich abgeschafft, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so „viel als möglich mit der Güte, in deren Entstehung aber mit Gewalt dahin gebracht werden, daß diese von Sr. Majestät so festgesetzte „Idee zum Nutzen der ganzen Provinz in's „Werk gerichtet werde.“ — —

Wie sehr des jetzt regierenden Königs Majestät den Wunsch geäußert haben, überall im Staate die Leibeigenschaft aufgehoben zu sehen, ist bekannt und bereits öffentlich *) zur Sprache gebracht. Und allgemein bewundert und wahrhaft königlich ist es, daß Sr. K. Maj. da nur wünschen, wo Macht zum Befehle ist.

*) Jahrbücher der Preuß. Monarchie Nov. 1800. S. 215.

8.

Ende der Leibeigenschaft auf Hohen-Brünzow.

(Bruchstück aus dem Schreiben eines Reisenden an den Herausgeber.)

— — „Mein Weg durch Pommern führte mich über Demmin und durch das benachbarte adeliche Dorf Hohen-Brünzow. An meinem Wagen war eine Kleinigkeit zerbrochen, und ich mußte hier eine Stunde verweilen. Ich glaubte, sie nicht besser ausfüllen zu können, als wenn ich mich mit einigen Bauersleuten, die eben aus der Kirche kamen, über ökonomische Gegenstände in ein Gespräch einließ. Da hatte ich dann Gelegenheit, die Gutmüthigkeit zu bewundern, womit diese Edelmanns-Sclaven (denn dieß waren sie meiner Meinung nach) von ihrem Gebieter so heiter und so gern sprachen; denn, wie oft ich auch absichtlich auf andere Gegenstände hinlenken mochte, immer kamen sie wieder auf ihn zurück.

„Wenn Er, wie es scheint, gern von Oekonomie schwatzt, meinte der Eine in seiner naiven Sprache, so muß er auch gern von un-

ſern gnädigſten Herrn ſchwatzen; denn von dem haben wir erſt wirthſchaften gelernt, 's iſt zwar noch ein junges Blut; aber was er anfängt und unternimmt, hat Hand und Fuß; kaum iſt er ſeit einigen Jahren aus dem Franzöſiſchen Kriege zurück, und kaum that der ſelige Herr, (der auch ein gar guter und redlicher alter Mann war,) die Augen zu: da kehrte er das ganze Gut um, und das Dorf dazu. Ich glaube, daß kein Mandel tauſend Thaler reicht, was er in's Gut geſteckt hat. Aber er ſoll ſich's nicht gereuen laſſen, denk ich, denn um viermal wenigſtens hat er dadurch den Guts-Ertrag verbeſſert. Schau Er nur dort draußen das herrliche Saatfeld an; wenigſtens vierhundert Morgen Ausſaat ſind es. Noch vor fünf Jahren war's ein zum Theil naſſer, ganz mit Steinen überſäeter Weidefleck, jetzt iſt's der ſchönſte fruchtbarſte Acker, und das iſt ſein Werk. O! das Herz im Leibe lacht mir, ſo oft ich da längſthin gehe, wenn's gleich nicht mir gehört. Und dieſe vortreffliche Feueranſtalt hier, und die neuen Gebäude dort, und der künſtliche Wieſenbau, und die eingeführte Stallfutterung, und das ſtark vermehrte Molkenweſen, und — unſere Freyheit — Alles, Alles iſt unſers gnädigſten Herrn Werk, das Werk weniger Jahre."

„Frey seyd Ihr? fragte ich mit aufgerissenen Augen — frey? und nicht mehr unterthänige Sclaven und Leibeigene unter der Geißel des gnädigsten Herrn?“ —

„Ey ja wohl frey! weiß Er denn Das noch nicht einmal? Frey und glücklich, frey, auf Kind und Kindeskinder, sind wir allesammt! Kaum hatte er das Gut übernommen, da hob er die Unterthänigkeit und die Leibeigenschaft seiner Leute auf und setzte seine Bauern auf ein Pachtquantum. Wir alle sind glücklich und auch er ist's, ist zufrieden mit uns, und von Allen gesegnet, sammt der gnädigsten Frau und ihrem eben gebornen Erbprinzen.“

So lange hatte ich den Namen dieses jungen Menschenfreundes nicht nennen gehört; auch nicht zu wissen begehrt; (denn ich spreche überall, wo ich Leibeigenschaft wittere, oder — wie im gegenwärtigen Falle — auch nur zu wittern glaube, nicht gern von Menschen, die die Menschheit in ihren Brüdern mit Füßen treten.) Jetzt vernahm ich ihn mit Entzücken. Er heißt Schwerin!

9.

Freywillige Aufhebung der Leibeigenschaft am rechten Rheinufer.

Der menschenfreundliche Fürstbischof Wilderich von Speyer erklärte d. d. Bruchsal den 22sten Junius 1798 so unbefangen und offen, als uneigennützig und freywillig folgende Proclamation an seine leibeigenen Unterthanen des rechten Rheinufers:

„Gleich mit Antritt Unserer Regierung hatten Wir beschlossen, die Leibeigenschaft in Unsern Hochstifts-Landen aufzuheben; Wir fanden aber Unser fürstliches Kameral-Aerarium in so mißlichen, durch den Krieg und durch den Verlust aller von Unsern überrheinischen Landen fälligen Einkünfte veranlaßten Umständen, daß es vor der Hand unumgänglich nöthig schien, die Leibeigenschaft noch fort bestehen, und die davon herrührenden — zu den Radikal-Einkünften gehörigenn Abgaben in so lange noch erheben zu lassen, bis bessere Zeiten Unsere Kameral-Casse wieder in den Stand setzen würden, die derselben obliegenden Ausgaben zu bestreiten. Um jedoch Unsern geliebten Unterthanen zu be-

ſtätigen, wie gern Wir ihnen jede Laſt erleichtern möchten, erließen Wir beynahe allen inzwiſchen manumittirt — und nicht außer Land gezogenen leibeigenen Unterthanen die Manumiſſions-Gebühren, wo nicht ganz — doch zum großen Theil. Allein, Wir ſind durch die bey dieſem Verſuche gemachten Beobachtungen überzeugt worden, daß, ungeachtet dieſer Unſerer landesväterlichen Nachſicht, die Leibeigenſchaft dem Landmanne doch immer noch läſtig bleibt, und wollen daher nicht länger ſäumen, ſolche gänzlich abzuſchaffen.

Wir erklären alſo die Leibeigenſchaft in allen Unſern diſſeits des Rheins gelegenen, unter Unſerer alleinigen unmittelbaren Landeshoheit und Gerichtsbarkeit ſtehenden Hochſtifts-Landen von heute an für vollkommen aufgehoben, und wollen ſämmtliche nicht außer Land ziehenden Unterthanen in Unſern Landen als leibesfrey erkannt, und von nachbemerkten, aus der Leibeigenſchaft herrührenden, lediglich auf den Perſonen — und nicht auf Gütern haftenden Abgaben, namentlich von dem Leibzins, dem Hauptrecht, Beſthaupt oder Todfall, und von den Manumiſſions-Gebühren befreyet wiſſen, ohne daß ſie dafür einigen Erſatz zu leiſten hätten.“

(Hier folgen die Festsetzungen: daß die jenseits des Rheins belegenen hochstiftischen Besitzungen, so wie auch einige Ortschaften, worüber Baden ꝛc. mit zu disponiren hat, und die nicht unter der alleinigen hohen und niedern Gerichtsbarkeit des Fürstbischofs stehen, — einstweilen, bis mit Baden ꝛc. anderweitige Auskünfte getroffen worden, und der Reichsfriede erfolgt seyn würde, von der Freylassung noch ausgenommen seyn sollten.)

„Zu Unsern geliebten Unterthanen versehen Wir Uns, daß sie die Aufrichtigkeit der — Unserer gegenwärtigen Erklärung zum Grunde liegenden väterlichen Gesinnungen erkennen, solche durch Zutrauen und Anhänglichkeit erwiedern und sich überzeugen werden, daß Wir nichts sehnlicher wünschen, als durch bessere Zeitumstände in Stand gesetzt zu werden, ihnen noch ferner zu beweisen, wie sehr Uns angelegen ist, ihr wahres Beste auf alle Weise zu befördern, und Glück und Wohlstand unter ihnen zu verbreiten.“ ꝛc.

10.

v. Günther — Preußens Schutzengel.

Polnische Haufen bedrohten im Jahre 1794 von Samogizien an bis nach Ermeland hin die Grenzen Ostpreußens, das durch keine Naturfestungen, durch keine Gebirge beschützt war. Lauter Ebenen und Flächen — unmerklich in einander laufende Grenzen — die Truppen der Provinz größtentheils bey der Armee des Königs am Rhein — konnte die Polnische leichte Reiterey keinen besseren Boden sich wünschen, um rasche, verheerende Streifzüge zu unternehmen. Aeußerst gefährlich war die Lage der Provinz; und gewiß würden auch die Ostpreußen die traurigsten Erfahrungen von der wilden Grausamkeit der streifenden Polen gemacht haben, wenn nicht der Generalmajor von Günther mit einem kleinen Heldencorps die Grenzen der Provinz mächtig beschützt hätte. Ueberall bestürmten die Polen die Grenzen, überall waren aber auch Günther und seine Helden gegenwärtig, und wo sich feindliche Haufen sammelten, da wurden sie auch mit Preußischer Tapferkeit auseinander

geworfen. Der Winter kam — und kein Pole hatte die Provinz mehr betreten.

Dankbar belohnte der König Friedrich Wilhelm II. dieß große Verdienst des Generals durch den röthen Adlerorden, und durch die Erhebung zur Würde eines Generallieutenants. Dankbar ehrte aber auch den Helden die gerettete Provinz. Die Ostpreußische Ritterschaft ließ eine große Schaumünze, zur Bezeugung ihres Danks gegen den General, mit folgender Inschrift prägen:

Dem	Verdanken
Gen. Major	vertheidigte
v. Günther	Preusen
und	ihren Schutz
den von ihm	im
angeführten	Jahre
tapfern	MDCCXCIV.
Kriegern	

Es wurden dem General von dieser Gedächtnißmünze eine in Gold, und 25 in Silber ausgeprägte Stücke überreicht. Und wie dankte der edle patriotische General der Ostpreußischen Ritterschaft für diesen Beweis ihrer Dankbarkeit? Großmüthig theilte er den Dank der Provinz mit den Gefährten seines Ruhms. In seinem Antwortsschreiben bezeichnete er die Haufen seines Corps, die ihn vorzüglich durch ihre Tapferkeit und muthige Entschlossenheit unterstützt

hatten,

hatten, und rühmte besonders die drey Grenadier- und zwey Musquetier-Compagnien von dem Regiment von Larisch, und zwey Compagnien von Rembow. Dem nächsten Anverwandten des in diesem Feldzuge gebliebenen tapfern Majors von Pruß *) schickte der edelmüthige General eine von den auf ihn geprägten Medaillen, mit der Bitte, sie bey der Familie zum Andenken eines würdigen Mannes aufzubewahren, „dessen Tapferkeit und Kriegserfahrung (wie er mit einer edlen Bescheidenheit hinzufügte) er selbst so viel verdanke.“ —

Glückliches Volk! bey welchem man solche erhabene Beyspiele des Gemeingeistes, der Großmuth und der Dankbarkeit findet! —

*) Der Major commandirte das Füsilier-Bataillon von Rembow; schlug bey Biontmitza den zweymal stärkern Feind; nahm ihm bey Koln drey Kanonen ab; ward aber an dem Damm daselbst tödlich verwundet.

II.

Graf v. d. Schulenburg = Wolfsburg.

Wenn es überhaupt nicht tadelswürdig ist und seyn kann, die unwürdigen Glieder eines Standes, durch Aufstellung edler Muster aus demselben, zum Nachdenken zu bringen und zu veredeln: so muß dieß auch insbesondere von dem Stande des Erbadels gelten und wahr seyn. Und wenn man jetzt fast allgemein gegen den Adel zu Felde zieht, und ihm in der Hitze des Kampfs oft sogar Gerechtigkeit versagt: so ist es doppelt Pflicht und doppelt angenehm für den Unbefangenen, auf die wahrhaftig edeln Männer dieses Standes aufmerksam zu machen.

Die Natur dieser Pflicht bringt es so mit sich, daß man ihr nicht genügen kann, ohne die Bescheidenheit solcher Edeln auf harte Proben zu stellen. Unstreitig sieht es auch der Held der nachfolgenden wahrhaftpatriotischen Anecdote nicht gern, daß die Publicität durch Aufstellung seines höchst nachahmungswürdigen Beyspiels Gutes wirken zu müssen geglaubt hat. „Allein „hier würde — wie Hr. Häberlin rich-

„tig bemerkt — Discretion (eine so löb„liche Tugend sie auch sonst ist) eine Sünde „gegen höhere Pflichten seyn.“

Die Stimme der Edeln im Volke für das Wohl der Menschheit sollte immer das ganze Publicum hören. Und es ist doppelt nöthig in unsern Zeiten, daß das Volk es vernehme, daß in einem Stande, dem Mancher es kaum zutrauet, noch edle Gesinnungen und Grundsätze — noch warmes Gefühl für Volks- und Bürgerglück — noch eifrige Vertheidiger der Unterthanen-Rechte, selbst gegen das Zuflüstern des Eigennutzes, angetroffen werden. Doch zur Sache:

Das Lüneburgische landschaftliche Collegium beschloß im December 1797, wider die bey den Patrimonial-Gerichten eingeschlichenen Unregelmäßigkeiten, eine Verordnung zu erlassen, in welche, neben dem vielen Rühmlichen, was darin festgesetzt ward, auch ein die Handhabung der Gerechtigkeit beeinträchtigender, und in seinen Folgen für das Publicum sehr gefährlicher Artikel, aber gewiß ohne böse Absicht, sich mit eingeschlichen hatte. Man wollte nämlich den Bestallungen, welche Gutsherrschaften den von ihnen gewählten Justizbeamten auszufertigen

haben, eine Aufkündigungs-Clauſel beyfügen. Vermöge dieſer Clauſel würde ein ſolcher Beamte — ſelbſt wenn er Recht und Gerechtigkeit in dem ihm untergeordneten Gerichts-Sprengel auf das Gewiſſenhafteſte handhaben wollte, aber eben darum vielleicht nicht immer nach den Wünſchen und Prätenſionen ſeines Principals ſich fügen könnte — ohne Rechtsgrund ſeines Amtes haben entſetzt werden können.

Unſtreitig hatte ein Collegium, deſſen Gliedern man billig Sinn für Recht und Gerechtigkeit zutrauen muß, und deſſen Ehrwürdigkeit daher zu Tage liegt, nicht bedacht, welche ſcheußliche Folgen, welche volksempörende Beugung des Rechts eine ſolche Clauſel unfehlbar haben müßte, ſo oft die Wahl zufällig auf einen feigen, oder dürftigen, oder gar gewiſſenloſen Juſtitiar gefallen wäre.

Dem verehrungswürdigen Patrioten, Hrn. Grafen v. d. Schulenburg-Wolfsburg, konnte die Gefahr nicht entgehen, in welcher einerſeits das ganze Collegium war, ſich zu übereilen, und womit andererſeits das ganze Land bedrohet und — in unſern Tagen, wo nichts wichtiger und nöthiger iſt, als ſtrenge Handhabung

guter und weiser Gesetze — in seiner Rechtspflege höchst gefährdet ward. Er erhob daher seine Stimme im Collegio laut, männlich und mit einer Gründlichkeit und Entschlossenheit, die ihm die innigste Verehrung und den heißesten Dank der Mit- und Nachwelt um so mehr sichern muß, je weniger eitele Nebenabsichten bey dieser seiner Abstimmung Statt finden konnten. *)

„Es muß Alles vermieden werden — so lautete das wahrhaftgräfliche Votum — was nicht zur Erhaltung einer untadelhaften und unparteyischen Justizverwaltung bey den Patrimonial-Gerichten führet. Ich kann daher dem Satze:

„daß außer dem Falle, wenn ein Gerichts-
„halter nach vorhergegangener Untersuchung
„durch richterlichen Ausspruch seines Dienstes
„entsetzt würde, zu verordnen sey, daß
„andere Entlassungen sich nach
„der unter beyden Theilen be-
„stimmten Aufkündigung richten
„sollten,“

nicht beytreten.

*) Denn die Verhandlungen des Collegiums werden geheim gehalten, und nicht der Einwilligung des Bescheidenen, sondern einzig einem glücklichen Zufalle verdankt das Publicum dieß Denkmal des edelsten Patriotismus

Da es die Absicht der Königlichen Landes-Regierung und der Wunsch der Stände seyn muß, daß einem jeden, auch dem geringsten Unterthan, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren soll; so folgt auch daraus, daß die Justizbeamten so gesetzt werden müssen, daß sie ohne Menschenfurcht und ohne ängstlichen Rückblick auf ihren Unterhalt, ihr Amt verwalten können. Hiervon ist aber das Gegentheil zu besorgen, so lange die Gerichtsherrn sich eine Aufkündigungs-Clausel in den Bestallungen ihrer Justitiarien vorbehalten wollen.

Wenn ich auch gleich alle Ursache habe, vorauszusetzen, daß meine Herren Mitstände zu rechtschaffen und billig denken, um ihren Justizbeamten nur deshalb, daß eine Entscheidung der letzten wider ihre Wünsche oder ihr Interesse ausgefallen seyn möchte, den Dienst aufzukündigen: so ist dennoch zu besorgen, daß selbst von Seiten der Justizbeamten, aus Furcht einer solchen möglichen Dienstentlassung, die strengste Gerechtigkeit nicht gehandhabet werde. Was kann aber, besonders in jetzigen Zeiten, für das Land und den Gutsbesitzer wichtiger seyn, als daß der Aermste und Geringste vollkommen überzeugt sey, daß er wider den Reichern und Angesehenen, und selbst wider seine eigenen

Gerichtsherrschaften, vor deren eigenem Gerichte unparteyische Justiz erhalten könne? Eine Ueberzeugung, die ihm nur dann werden kann, wenn er weiß, daß sein Richter unabhängig von allen äußern Verhältnissen, das Recht über ihn spricht.

Der Einwand, daß es allenfalls die Sache eines jeden Justizbeamten seyn würde, sich auf die Bedingung einer Aufkündigungsfrist nicht einzulassen, kann auch nicht Statt finden. Es giebt immer Leute genug, die dienstlustig und in der Lage sind, daß sie nur zwischen Mangel und unsicherm Brot zu wählen haben, und in solcher Verlegenheit annehmen, was ihnen geboten wird, und solche Subjecte werden sich um desto leichter mit ihrem Gewissen abzufinden wissen. Hauptsächlich aber kann es dem Staate nicht einerley seyn, unter welcher Bedingung ein öffentlicher Beamte des Staats angenommen werde. Denn ein solcher Patrimonial-Gerichtshalter ist offenbar kein bloßer Mandatar seines Gerichtsherrn, (wie er es durch die Aufkündigungs-Clausel doch werden würde) sondern er bekleidet ein öffentliches Amt, welches ihm der Gerichtsherr, vermöge seiner verliehenen Jurisdiction, unter Vorwissen des Staats überträgt. Daß er auch jenes nicht seyn kann, ist schon daraus

hinlänglich erwiesen, daß der Gutsbesitzer das Recht hat, seine eigenen Unterthanen bey seinen eigenen Gerichten zu belangen; es folgte ja sonst daraus, daß man Richter in seiner eigenen Sache seyn könne. Und verwirft man doch einen Zeugen, der im Dienste des Producenten steht, oder von seinen Aussagen Nutzen zu hoffen, oder Schaden zu fürchten hat: wie sollte ein Mann Richter in Sachen seines Gutsherrn und seiner Unterthanen seyn können, dessen Beybehaltung und Fortschaffung von seiner Willkür abhängt, oder der durch ein Mandat in des Mandanten Sache Recht spricht? —

Dadurch, daß der Gutsherr seinen Gerichten selbst vorstehen könne, wird dieser Satz nicht umgestoßen; denn erstlich verwaltet er in dieser Rücksicht allerdings ein öffentliches Amt, und zweytens versteht es sich wohl von selbst, daß er in Sachen, wo sein Interesse mit im Spiel ist, nicht Recht sprechen könne.

Der Diensteid und die schwere Verantwortung gegen die vorgesetzten Landes-Collegien, sind auch zur Bewirkung einer unparteyischen Justiz nicht hinlänglich, denn der erste kommt mit der Aufkündigungs-Clausel wahrlich in eine gefährliche Collision; was aber die letzte betrifft, so bedenke man, daß es einem gewissenlosen Justizbeamten ein Leichtes ist, sich

der Aufsicht der Landes-Justiz-Collegien zu entziehen, daß die ärmern Volks-Classen aus ungegründeter Furcht, aus Mangel an Kenntniß, an Gelde und an Zeit, nicht immer das erlittene Unrecht zur Sprache bringen können, — daß selbst bey angebrachten Klagen des Unterthanen kein anderes Mittel, sich vom Grunde, oder Ungrunde der Klage zu überzeugen, Statt findet, als das Einfordern derjenigen Acten, welche der beklagte Justitiar selbst, und ohne Controlle, niedergeschrieben hat. —

Bedenkt man alles dieß, so wird man sich gewiß davon überzeugen, daß nichts nothwendiger sey, als durch die im Werke seyende Verordnung, die Anstellung solcher Justizbeamten zu bewirken, die mit Rechtschaffenheit, ohne Menschenfurcht und Eigennutz, aber auch ohne Furcht vor Mangel ihr Amt verwalten.

Ob dieß aber bey der Aufkündigungs-Clausel zu hoffen sey, und ob nicht dann der geringste Oekonomie-Bediente besser daran wäre, als der Justiz-Beamte, das überlasse ich eines Jeden unbefangener Beurtheilung.

Die Besorgniß, daß ein solches, eine Aufkündigung verbietendes Gesetz, nachtheilige Folgen für den Gutsherrn habe, oder den Rechten

des Adels zuwider seyn könne, kann auch gar nicht eintreten. Denn kann gleich der Gerichtsherr den Justitiar nicht nach Willkür abschaffen, so bleiben doch zwischen ihnen noch Verhältnisse genug, welche dem Letzten das Vertrauen und die Gewogenheit seines Gerichtsherrn zu schätzbar machen, als daß er sich dessen aus bloßem Dünkel begeben sollte. Von Gerechtsamen aber kann hier die Rede nicht seyn, da mir keine meiner Meinung entgegenstehende bekannt sind.

Was aber kann dem Adel wünschenswerther seyn, als seinen Justiz-Beamten Achtung und Zutrauen seiner Unterthanen zu verschaffen, und warum soll er in diesem Wunsche seinem Landesherrn nachstehen, der sich bey seinen Justiz-Beamten keine Aufkündigungs-Clausel vorbehält?

Die Richtigkeit des Satzes, daß ein Justiz-Beamter nicht nach Willkür oder Aufkündigung abgeschafft werden könne, ist aber auch schon längst in andern Staaten öffentlich anerkannt, nämlich im Preußischen, wo er nicht nur ohne Nachtheil der Jurisdictionarien, sondern zum wahren Besten beydes, der Obrigkeit und der Unterthanen, seit mehreren Jahren besteht, Im Reglement zur Einrichtung des Justiz-

Weſens im Königreiche Preußen, d. d. Berlin den 3ten Dec. 1781 heißt es §. 11. und 12:

„Dergleichen Juſtitiarien müſſen die Juris„dictions-Berechtigte nicht bloß auf Zeit, „oder nach Willkür, nehmen, ſondern „ihnen ordentliche Beſtallungen geben, da es „dem allgemeinen Beſten und der „Würde der Juſtiz entgegen iſt, wenn „ſolche Gerichts-Verwalter mit bloßen Dienſt„boten in eine Claſſe geſetzt werden.“

„Die Gerichtsherrn können alſo auch ihre „Juſtitiarien nicht aus bloßem Ei„genſinn oder Willkür, ohne erheb„liche Urſache wieder entlaſſen; ſondern wenn „ſie gegen das Betragen derſelben etwas zu „erinnern haben, ſo müſſen ſie ſolches dem „vorgeſetzten Landes-Juſtiz-Collegio zur Un„terſuchung und weitern Verfügung anzeigen.“

Und im Allgemeinen Landrechte, (Theil 2. Titel 17. §. 98. 99.) heißt es:

„Uebrigens ſteht jeder Unterrichter, in Anſe„hung ſeiner Amtsgeſchäfte, unter der Di„rection des Staats und des ihm vorgeſetzten „Obergerichts.“

„Wer ein richterliches Amt bekleidet, kann „nur bey den vorgeſetzten Gerichten oder Lan„des-Collegio wegen ſeiner Amtsführung

„belangt, in Unterſuchung genommen, be„ſtraft, oder ſeines Amtes entſetzt werden.“

Ich kann daher um ſo mehr, da hier von Entwerfung eines neuen Geſetzes die Rede iſt, nicht anders, als beſtimmt meine Meinung dahin abgeben:

„daß die Juſtiz-Beamten ohne allen „Vorbehalt angenommen, und nur „durch Urtheil und Recht der ihnen „vorgeſetzten Behörden abgeſetzt wer„den mögen; aber auch durch dieſe zugleich, „bey begangenen Ungerechtigkeiten „auf das Strengſte beſtraft werden „müſſen.“ — —

12.

Selbſtverläugnung auf dem Throne.

So wie König Friedrich der Erſte, ſo ließ ſich auch Friedrich Wilhelm der Erſte von Niemand, ſelbſt nicht von ſolchen Perſonen, die ſeine ganze Achtung beſaßen, und deren Rath er ſonſt immer befolgte, zu ſolchen Unternehmungen verleiten, von denen er vor-

ausſehen konnte, daß ſie für ſeine Unterthanen drückend ſeyn und ihren Wohlſtand untergraben würden. Wenn auch dann der vorgelegte Plan ihm ſelbſt reichen Gewinn zu verſprechen ſchien; ſo verwarf er ihn dennoch, weil er das Wohl ſeiner Unterthanen ſeinem perſönlichen Vortheil vorzog. —

Sein berühmteſter, und um den Preußiſchen Staat höchſtverdienter General, der zugleich regierender Fürſt war, hatte zur Verbeſſerung ſeiner Finanzen alle Landgüter der Edelleute und anderer Privatperſonen in ſeinem Lande an ſich gekauft, ſo daß nun das ganze Fürſtenthum aus bloßen Domainen beſtand. Er befand ſich ſo wohl dabey, daß er auch ſeinen königlichen Freund *) Friedrich Wilhelm, deſſen Sparſamkeit er kannte, und den er ſehr liebte, zu bereden ſuchte, in ſeinen Landen ein Gleiches zu thun. Mit aller der Wärme, welche Vorliebe für einen Plan erzeugen kann, bewies er dem König, wie äußerſt vortheilhaft es für ihn ſeyn würde, wenn er das in dem Schatz müßig liegende Geld zum Ankauf der Güter des

*) Der König hatte dem Fürſten wegen ſeiner Geradheit und Aufrichtigkeit, ſo wie auch wegen ſeiner wahrhaft großen Verdienſte um das Preußiſche Heer, ſeine volle Freundſchaft und ſein ganzes Vertrauen geſchenkt.

Adels in seinen Landen verwendete. Er wollte noch weiter fortfahren, als Grumbkow, des Königs General und erster Finanzminister, das Wort nahm, ihm auf das Lebhafteste widersprach, und alle die traurigen Folgen aufzählte, welche die Ausführung dieses, auf einen großen Staat ganz unanwendbaren Planes nothwendig hervorbringen müßte.

Der Fürst, dem das Beyfallächeln des Königs bey Grumbkow's Rede nicht entging, gerieth nun in Eifer, berief sich statt aller fernern Gründe auf sein eigenes Beyspiel, und fing an, die großen Vortheile herzurechnen, die ihm der Auskauf seiner Vasallen eingebracht hätte. Jetzt konnte Grumbkow sich nicht länger mäßigen. Im gerechten Eifer für das wahre Interesse seines Königs, brach er in die Worte aus: „Ew. Durchlaucht haben aber auch in Ihrem Lande nichts, als Juden und Bettler.“

Der Fürst, der ohnehin von Natur zum Zorn geneigt war, wurde durch diesen Vorwurf auf das Heftigste in Wuth gebracht. Hingerissen von seiner Hitze, kannte er keine Mäßigung mehr, sondern forderte in den stärksten Ausdrücken von dem General augenblickliche Genugthuung auf Degen oder Pistolen. Gewiß würde es auch dazu gekommen seyn, wenn nicht der König, der des Fürsten Vorschlag mißbilligte,

ſich mit ſeinem ganzen Anſehen in's Mittel geſchlagen hätte.

13.

Liebe der Deutſchen zu ihren Regenten.

Beſondere Anhänglichkeit und Liebe der Deutſchen gegen ihre Regenten wird noch heut zu Tage von den Ausländern als ein Hauptzug in unſerm Nationalcharakter aufgeführt; eine Eigenſchaft, die wir mit den ehemaligen Franzoſen gemein haben, nur daß ſie vielleicht bey dieſen aus ganz andern Urſachen entſprang. Eitelkeit, Bewußtſeyn der Macht ihres Königs, die Ueberzeugung, daß jeder einzelne Unterthan doch dazu beytrage, die Pracht und Größe dieſes Königs zu erhalten, machte ſonſt das Auge des Franzoſen funkeln, ſeine Wangen glühen, wenn er dem Fremden le grand monarque in der Staatskutſche vorüber rollend zeigen konnte; der Gedanke: „ſeht, einen ſolchen König haben wir, einen König, der ſo und ſo viel Soldaten, Schiffe,

Hofbediente halten kann!“ — war dann deutlich auf seiner Stirne zu lesen.

Bey den meisten Deutschen ist die nämliche Ursache bey der nämlichen Wirkung nicht denkbar. Viele Deutsche Fürsten, deren Macht nicht ausgezeichnet ist, sind unbezweifelt von ihrem Volke geliebt. Ein höherer Grad öffentlicher Gerechtigkeitsliebe und Billigkeit von Seiten der Fürsten, der denn wieder seinen Grund in dem National-Charakter hat, ist wahrscheinlich die Ursache dieser Erscheinung.

Nie ist, im Ganzen genommen, der Druck des gemeinen Haufens in Deutschland so groß gewesen, als in auswärtigen Monarchieen; wenn auch zuweilen ein despotischgesinnter Fürst Einen der vielen Throne Deutschlands bestieg. — Wie deutlich muß sich aber nicht diese Liebe der Unterthanen gegen ihre Fürsten in einem Zeitalter geäußert haben, wo die Scheidewand, die zwischen beyden nach und nach sich erhob, noch so niedrig und schwach war; in einem Zeitalter, wo die Fürsten so wenig auf äußerlichen Pomp und Pracht hielten, daß sie, wie Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, oder wie Herzog Friedrich von Baiern-Landshut, zuweilen wohl selbst mit ihren Pferden in die Schmiede ritten, und,

wenn

wenn ſonſt niemand da war, dem Schmiede den Huf zum Auflegen des Eiſens wohl gar ſelbſt hielten!

Eberhard, Herzog von Würtenberg, der um das Jahr 1490 lebte, war einſtmals zu Worms mit vielen andern Deutſchen Fürſten in Geſellſchaft. Das Geſpräch fiel auf die Vorzüge ihrer verſchiedenen Länder, und jeder der anweſenden Fürſten wußte etwas an ſeinem Gebiete zu loben. Albrecht von Sachſen rühmte ſeine Bergwerke; die Rheiniſchen Fürſten ihren Weinbau; einer dieſes, der andere jenes; nur Herzog Eberhard war ganz ſtille. Man fragte ihn daher, ob er nichts Beſonderes von Würtemberg zu rühmen wiſſe?

„Wohl, edle Herren, entgegnete er, iſt „mein Würtemberg ein treffliches Land, „und vereinigt ſchier Alles das in ſich, was „jeder jetzt von dem Seinigen rühmte, daher „ich es wohl mit allen andern vergleichen „könnte. Soll ich aber etwas Beſondes „res anführen, ſo iſt dieß mein Stolz, daß „ich in der Hütte eines jeden meiner Unterthanen allein und unbewaffnet eben ſo ſicher und ruhig „ſchlafen kann, als daheim in meiner Pfalz.“

14.

Hickert.

Der im Wohlthun unermüdete Rath Hickert hat in Breslau eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen errichtet. Er bestimmte zum Aufbau eines Hauses zu diesem Institute, wozu die Breslauer Kriegs- und Domainen-Kammere in verfallenes Magazin-Gebäude bewilligte, 15,000 Rthlr., zum Unterhalts-Fonds 12,600 Rthlr. und noch 1000 Rthlr., von deren Zinsen jährlich das Mädchen, welches sich vorzüglich sittlich gut betragen hat, am Tage der Verheirathung 50 Rthlr. zur Ausstattung bekommen soll. Der Bau des Hauses ist nun vollendet, und es ist am 29sten Junius 1800 feyerlich eingeweihet worden.

Kann man wohl sein Vermögen besser und mit mehr reinem Gewinn für sich und die Menschheit anlegen, als dieser Edle thut?

15.

Friedrich Wilhelm der Große und Turenne.

Nie haben Krieger, von wahrer Ehrbegierde und edlem Gemeingeiſte beſeelt, ſich jemals Barbareyen und Unmenſchlichkeiten erlaubt. Nie haben Preußiſche Heldenſchaaren und ihre großen Anführer, wie die unparteyiſche Kriegesgeſchichte aller Zeiten bezeugt, die Gefühle der Menſchlichkeit im Kriege verläugnet.

Als im Jahre 1672 der Franzöſiſche General Turenne mit ſeinem Heere in Weſtphalen, namentlich auch im Cleviſchen, vorzüglich gegen die Proteſtanten, die größten Grauſamkeiten verübte, ohne daß Frankreich ſchon ſo ganz eigentlich in einen Krieg mit Brandenburg verwickelt war, da ſchrieb Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große an ihn, und mahnte ihn von aller wilden Grauſamkeit mit den Worten ab: „daß „er mehr Ruhm und Ehre durch wahre Heldenthaten, als durch Raub und Mord, ſich „erwerben würde.“

Der Churfürst, dessen Ermahnungen nicht fruchteten, setzte hierauf in eigener Person mit seiner Armee sich in Marsch, um seine Lande zu schützen, und die Holländer von ihrem Untergange, den der eroberungssüchtige Ludwig XIV. beabsichtigte, zu retten. Um sich mit den Holländern zu vereinigen, rückte er in das Gebiet des Churfürsten von Cöln und des Bischoffs von Münster, die sich mit Frankreich verbunden hatten. Aber weit entfernt, Turenne's Beyspiel nachzuahmen, ließ er vielmehr seiner Armee bey Trompeten- und Paukenschall ein Edict publiciren, in welchem alle Mißhandlungen der Cölnischen und Münsterischen Unterthanen bey Leibes- und Lebensstrafe verboten wurden.

Ein anderer Vorfall, der sich in dem Verlauf des damaligen Krieges ereignete, und uns einen neuen Beweis von Friedrich Wilhelms Edelmuth und Menschlichkeit darbietet, erinnert an einen ähnlichen aus der Geschichte der Römer. Beyde Gemälde der Menschlichkeit im Kriege mögen hier als Gesellschaftsstücke neben einander stehen. —

Bis an den Fuß Italiens hatten bereits die Römer ihre Eroberungen ausgedehnt. Damit war ihre Eroberungssucht indessen noch immer nicht befriedigt. Ganz Italien sollte

ihre Oberherrschaft anerkennen. Um so sicherer konnten sie dann auch entlegnere Völker bekriegen, und durch fortgesetzte Eroberungen endlich das Ziel erlangen, wornach sie strebten, den elenden Namen — Eroberer der Welt. Die Stütze der Freyheit des den Römern nicht unterworfenen Theils von Italien, war bis jetzt noch das mächtige und blühende Tarent. Fiel dieses, so war es dann ein leichtes, auch die übrigen Völkerschaften unter die Römische Oberherrschaft zu bringen. Es bedurfte eben keines großen Scharfblicks, um diesen Plan der Römer zu ergründen. Auch blieb er den Tarentinern nicht unbekannt. Sie beschlossen daher, ihre Freyheit den Römern so theuer als möglich zu verkaufen. Sie griffen zu den Waffen, und, um noch sicherer zu gehen, riefen sie Pyrrhus, den König von Epirus, zum Beschützer ihrer Freyheit an. — Pyrrhus, gleich groß als König, Feldherr und Mensch, kam an der Spitze seines tapfern Heeres den Tarentinern und ihren Verbündeten zur Hülfe. Der Sieg begleitete seine Waffen; die Römischen Legionen wurden zu mehreren Malen von ihm geschlagen. So hatte bereits zwey Jahre hindurch der Kampf der Freyheit und der Unterdrückung gedauert, als im dritten Jahre der Consul Fabricius zum Anführer

der Römischen Armee bestimmt ward. Kaum hatte dieser das Commando übernommen; so erbot sich gegen ihn des Pyrrhus vornehmster Leibarzt, daß er gegen Zusicherung einer ansehnlichen Belohnung den König mit Gift vergeben, und dadurch mit einem Mal den Krieg beendigen wolle. Aufgebracht über dieß schändliche Anerbieten, überschickte der edle Fabricius augenblicklich dem Könige den eigenhändigen Brief des Verräthers, und ließ ihm dabey sagen: „Edle Römer verabscheueten jede Verrätherey; ihre Gewohnheit sey es, einen Feind mit ihren eigenen Waffen zu besiegen, nicht aber durch Aufwiegelungen und Verräthereyen der Unterthanen ihres Feindes. Jetzt entstand ein Wettstreit der Großmuth; Pyrrhus schickte sogleich alle Gefangenen ohne Lösegeld nach Rom, und ließ, was er schon früher als Sieger gethan hatte, den Römern aufs Neue Bündniß und Freundschaft für sich und die Tarentiner antragen. Der Senat setzte eben so viel gefangene Tarentiner in Freyheit, aber die Vorschläge des Königs, die mit der Eroberungssucht der Römer unvereinbar waren, wurden verworfen. Nur unter der Bedingung war der Senat geneigt, mit Pyrrhus Freundschaft und Bündniß zu schließen, wenn er sich sobald als

möglich aus Italien entfernen, und die Tarentiner ihrem Schicksal überlassen wolle. Der König dachte zu edel, als daß er seine Bundesgenossen, die seiner Hülfe eben so würdig als bedürftig waren, hätte verlassen sollen. Der Krieg ward fortgesetzt. Aber das Glück lenkte sich auf die Seite der Römer. Pyrrhus ward endlich genöthigt, Italien zu verlassen. Die Römer eroberten die Stadt Tarent, und ließen die Bürger ungekränkt bey ihren Rechten und Freyheiten. — Eben so menschlich und edel, wie Fabricius, dachte auch Churfürst Friedrich Wilhelm der Große. Ein gewisser Marquis von Villeneuve machte sich anheischig, den Marschall Turenne, gegen welchen der Churfürst im Felde stand, heimlich zu ermorden. Aber der Churfürst, der in dem Feinde den Menschen ehrte, schickte sogleich einen Trompeter mit einem Schreiben an den Marschall ab, worin er ihn von dem Mordanschlage benachrichtigte, und vor dem Verräther warnte. Turenne fühlte das Großmüthige dieser Handlung, und ihm vorzüglich verdankte es der Churfürst, daß er bald darauf mit Frankreich den nicht ungünstigen Vergleich zu Vessem abschließen konnte.

16.

Friedrich der Einzige als Lehrer des Christenthums.

Hierher gehört auch das Ereigniß, auf dessen Veranlassung König Friedrich der Einzige einst seinen protestantischen Bauern die Pflichten des reinen Christenthums predigte. Er kam nach der glorreichen Schlacht bey Hohenfriedberg im Jahre 1745 nach Landshut. Hier umringte ihn eine Bauernschaar, deren Anzahl sich auf 2000 belief, und bat ihn um Erlaubniß, alle Katholiken in der dasigen Gegend ermorden zu dürfen. Die Ursache ihrer grenzenlosen Erbitterung, die eine so grausame Forderung erzeugte, waren die harten Bedrückungen und Verfolgungen, welche sich die katholische Geistlichkeit, während der Oesterreichischen Herrschaft, über die protestantischen Unterthanen erlaubt hatte. Aber Friedrich dachte auch im Kriege menschlich. Mit gerechtem Abscheu verwarf er ihre Bitte, indem er ihnen das Grausame und Unerlaubte derselben so nachdrücklich an das Herz legte, daß sie beschämt, willig und gern von ihrem Gesuche abstanden.

17.

v. Knobelsdorf's patriotisches Beyspiel.

Herr Landrath v. Knobelsdorf erlebte im Anfange des Jahres 1801. das Unglück, auf seinem im Königsbergischen Kreise der Neumark belegenen Gute Sellin die schrecklichste Viehseuche ausbrechen zu sehen. Einige zur Verbesserung des Rindviehstandes an den Ufern der Weichsel in Westpreußen erkaufte Kühe erkrankten bald nach ihrer Ankunft, und verbreiteten das Uebel schnell unter dem übrigen auf diesem Hofe befindlichen Rindvieh.

Das unglaublich schnelle Dahinsterben einer Anzahl von mehr als vierzig Stück, und das Zeugniß des herbeygerufenen Kreisphysicus sowohl, als die sich durchaus bestätigenden, in der Schrift des Doctor Werner bemerkten Kennzeichen, ließen keinen Zweifel übrig, daß die Krankheit wirklich die wahre Viehpest sey. Der Besitzer entschloß sich daher zur Minderung der Gefahr des nicht weiter als zwanzig Schritt vom dem invicirten Gehöfte abgelegenen Dorfes Sellin, und zur Rettung der umliegenden Gegend, den gesammten aus 128

Stück bestehenden Viehstand auf jenem Hofe aufzuopfern, und alles Rindvieh, was lebte, todtschlagen zu lassen. Diese Maßregel verbunden mit der durch möglichste Anstrengung in weniger als acht und vierzig Stunden bewirkten Fortschaffung der Cadaver, nach den dieserhalb bestehenden Vorschriften, haben den gewünschten Zweck dergestalt erreicht, daß das Uebel schnell und vollkommen unterdrückt worden ist. Zwar äußerten sich die ersten Merkmale der entstehenden Krankheit bey vier Thieren in verschiedenen Ställen, auch in dem Dorfe Sellin; da jedoch auch sie ungesäumt getödtet wurden, ehe ihr Zustand sich verschlimmerte, und die Fähigkeit, die Ansteckung zu verbreiten, sich vermehrte, man überdem die allein zweckmäßigen, eben so wohlfeilen, als ersprießlichen Präservative, durch Räuchern der Ställe mit Wachholderstrauch und Theer sorgfältig fortsetzte: so wurde der sämmtliche, aus mehreren hundert Haupt bestehende Viehstand mitten in einem verpesteten Orte gerettet.

In den nahe, zum Theil nur eine Viertelstunde entlegenen Ortschaften, hat sich auch nicht eine Spur der Krankheit geäußert. In der That übersteigt dieser glückliche Erfolg alle Erwartung.

Der theilnehmende Leser wird sich die Empfindung desjenigen denken können, der bey dem Bewußtseyn, unschuldigerweise ein so großes Unglück über Freunde und Nachbarn gebracht zu haben, fast durch ein Wunder von dieser drükkenden Bekümmerniß befreyet wurde.

Es ist nur zu wahr, daß diese schreckliche Krankheit wirklich ein so furchtbares Uebel ist. Die Ansteckung ist bekanntlich so schnell, so unvermeidlich, so zahllos möglich, daß die Natur ihre wohlthätige Hand hier ganz abgezogen zu haben scheint. Keine menschliche Anordnung ist im Stande, selbst bey den strengsten Maßregeln, die Gefahr zu beseitigen.

Scheint es also nicht widersinnig, daß das einzige wirksame Rettungsmittel: das Tödten alles muthmaßlich invicirten Viehes — so selten angewandt wird? —

18.

Fürstendankbarkeit gegen Reder.

Der Fürst-Bischof von Würzburg gab der Wittwe des braven, durch die Franzosen erschossenen D. Reder von Mellerichstadt eine lebenslängliche Unterstützung von 300 Rheinischen Gulden. Ihm selbst setzte er an der Begräbnißstätte zu Herschfeld ein Denkmal mit folgender Inschrift:

„Hier ruhet Ignaz Reder, ehemaliger
„Physikus zu Neustadt an der Saale.
„Er ward geboren zu Mellerichstadt
„1746; starb den 30sten August 1796,
„bey dem feindlichen Rückzuge der Franzosen,
„den schönen Tod für's Vaterland — Ein
„Mann von Geist und Wissenschaft, ein
„guter Christ, Menschenfreund und wohlthätiger
„Arzt, wirkte im Stillen als ruhiger
„Weiser; in Gefahren zeigte Er Muth und
„Entschlossenheit als Deutscher Mann; bey
„der Epidemie 1770 rettete er Vielen das
„Leben; 1796 zog er gegen den Feind, als
„Retter seiner Mitbürger, und wagte für
„sie sein Leben; Er fiel zwischen Henstreu

„und Herschfeld durch zwey feindliche
„Kugeln. — Dankbar segnet die Asche dies
„ses bidern Franken sein Vaterland. —
„Zum Beweise setzte dieses Denkmal
Sein Fürst.“

19.

Preußen, eine Freystätte für Bedrängte.

Von jeher behaupteten Preußens erhabene Fürsten den Ruhm, die Beschützer der ungerecht Verfolgten zu seyn. Wenn in andern Ländern der Fanatismus die allverheerende Fackel und das Würgeschwert gegen die edelsten Bürger und ihre friedlichen Wohnungen schwang: so fanden diese eine glückliche und sichere Freystätte in den Preußischen Staaten. Als Herzog Alba mit unmenschlicher Grausamkeit die Niederlande verheerte, nahm Churfürst Johann Georg von Brandenburg eine große Menge flüchtiger Niederländer auf, die sich dann in der Mark verbreiteten, und vorzüglich zu Wittstock, Stendal, Brandenburg und in andern Städten häuslich niederließen.

Auch der groſse Churfürſt Friedrich vermehrte auf gleiche Art die Anzahl seiner Unterthanen. Als nämlich Ludwig XIV. durch Aufhebung des Edicts von Nantes, welches Heinrich IV. gegeben hatte, 400,000 seiner geſchickteſten, fleiſsigſten und achtungswürdigſten Unterthanen verjagte, weil sie nicht zur katholiſchen Kirche übertreten wollten, lieſs der Churfürſt im Jahre 1685 eine Verordnung bekannt machen, in welcher er alle Reformirten, die in Frankreich der Religion wegen verfolgt wurden, unter den vortheilhafteſten Bedingungen in seine Staaten einlud. Gegen 20,000 solcher Unglücklichen machten von diesem Anerbieten Gebrauch, und lieſsen sich mit Freude in einem Lande nieder, wo überall Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrſchte; wo niemand in seinen Rechten gekränkt, jedem seine Gewiſſensfreyheit gelaſſen wurde. Mit Preuſsiſcher Redlichkeit wurden ihnen alle die glänzenden Verſprechungen gehalten, die man ihnen gemacht hatte, und ihr Wohl lag dem Churfürſten ſo ſehr am Herzen, daſs er noch auf seinem Todesbette, wo er überhaupt eine ſeltene Seelengröſse bewies, ſie auf das Nachdrücklichſte seinem Churprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich I. empfahl.

Seine letzten Wünsche wurden pünktlich erfüllt. Die neuen Unterthanen befanden sich unter König Friedrichs des Ersten Regierung eben so glücklich, als sie sich bisher unter seines großen Vaters Regierung befunden hatten; und ihre Zahl vergrößerte sich im Jahre 1699 durch die Aufnahme vieler tausend Waldenser, Pfälzer und Französischer Flüchtlinge.

Eine neue Gelegenheit, Bedrängte zu beschützen, und die Volksmenge der Preußischen Provinzen zu vermehren, verschaffte im Jahre 1732 dem Könige Friedrich Wilhelm I. die Verfolgungssucht des Salzburgischen Erzbischoffs Leopold, Barons von Firmian. Nach vielen fruchtlos ausgeübten Gewaltthätigkeiten, durch welche er seine protestantischen Unterthanen in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen gedachte, sah er sich genöthiget, sie, auf die nachdrucksvollste Verwendung des Königs Friedrich Wilhelm *) und anderer protestantischen Fürsten,

*) Der König ließ unter andern alle katholischen Klöster und Conventе in seinen Landen auffordern, sich für die Emigranten bey dem Erzbischoff dahin zu verwenden, daß diese menschlicher behandelt würden, und einen freyen Abzug erhielten, weil er sich im entgegengesetzten Falle genöthigt sähe, Repressalien zu gebrauchen.

aus seinem Gebiete auswandern zu lassen. Der grösseste Theil der Salzburgischen Emigrirten flüchtete in die Staaten des Königs. Und ungeachtet man von katholischer Seite die niedrigsten Kunstgriffe gebrauchte, um den Auswanderern den Schutz des Königs von Preußen verdächtig zu machen; so kamen doch nach und nach über 17,000 vertriebene Salzburger an. Sie wurden grösstentheils nach Litthauen gebracht, das so, wie Preußen, in den Jahren 1709 und 1710 durch die Pest fast ganz von Einwohnern entblößt worden war, und wohin man deshalb bereits im Jahre 1720 eine Menge Colonisten aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen und der Pfalz verpflanzt hatte. — Der König nahm gewöhnlich mit seiner Gemahlin die nach Berlin kommenden Einwandernden selbst in Augenschein, unterredete sich mit ihnen, ließ sie verpflegen *) und traf überall die zweckmäßigsten Anstal-

*) Unterweges wurde von den Preußischen Commissarien, welche die Emigrirten in die Staaten des Königs einzuführen hatten, und bey welchen sie sich in den verschiedenen Städten versammeln mußten, jeder Mannsperson 4 Gr., jeder Frau und jedem Mädchen 3 Gr. und für jedes Kind 2 Gr. gezahlt. Einige von den Einwandernden brachten das aus dem Ver-

Anſtalten, um bey ihnen Liebe für ihr neues Vaterland zu erwecken. Mehr als eine Million verwendete er zum Beſten ſeiner neuen Unterthanen. Als man ihm einſt ſagte, daß ſich die Koſten bereits auf mehrere Tonnen Goldes beliefen, antwortete er: „Ich gebe es gern; „Gott hat es mir gegeben, daß ich „dieſen hülfloſen Leuten Gutes „thun kann.“ Und als ein andermal ihm die Commiſſarien berichteten, daß noch 3000 Emigranten auf dem Wege wären, ſagte er: „In Gottes Namen, je mehr je lieber, ich „will ſie nicht verſtoßen.“

Dieſe Großmuth und Wohlthätigkeit des Königs und ſeiner erhabenen Vorgänger blieb indeſſen auch nicht unbelohnt. Die Eingewanderten wurden treue und dankbare Unterthanen, auf die man im Kriege und im Frieden mit Zuverläſſigkeit rechnen konnte. Künſte und Wiſſenſchaften, Fabriken und Gewerbe aller

Güter

Verkauf ihrer Güter gelöſete Geld mit; andere, die nichts gerettet hatten, als die Kleider, die ſie auf dem Leibe trugen, wurden auf Verlangen des Königs, der auf die Herausgabe ihrer Güter drang, in der Folge entſchädigt. Auch wurden faſt an allen Orten, wo die Salzburger durchzogen, Collecten für ſie veranſtaltet, die größtentheils ſehr reichlich ausfielen.

Art, kamen durch sie zuerst in Aufnahme; wodurch große Summen, die bisher in andere Länder gegangen waren, erspart und dem Lande erhalten wurden. Vorzüglich wurden von den Französischen Flüchtlingen, und von den im Jahre 1699 aufgenommenen Pfälzern, die Wollen- und Seiden-Manufacturen errichtet, wodurch der Grund zu der nachherigen Preußischen Finanzgröße gelegt ward. Selbst die damals noch rauhen Sitten der Landeseinwohner wurden gemildert, und der Preußische Staat gewann auf diese Art im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen.

Das waren die glücklichen Folgen, die das Land der Weisheit und der Gerechtigkeit edeln Fürsten verdankte.

Wie sehr sticht mit dem so unweisen, als liebloſen Betragen jener gekrönten Fanatiker, die hier Preußens Königen Gelegenheit geben, sich unsterblich verdient um Vaterland und Menschheit zu machen, das nachfolgende Beyspiel der musterhaften Handlungsweise eines ebenfalls katholischen Fürsten ab!

20.

Ein katholisches Fürsten-Muster aus unsern Tagen.

Franz Ludwig (seit 1779 Fürstbischof von Würzburg und Bamberg; 1730 geboren aus dem Reichsfreyherrlichen Geschlechte derer von Erthal) war ein Fürst, auf den Deutschland, und ein Mann, auf den die Menschheit stolz seyn kann. *) Er war im eigentlichsten Sinne einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben, und zeichnete sich nicht etwa durch einzelne hervorstechende Handlungen, durch einzelne Beweise von Herzensgüte aus; sondern sein ganzes Regentenleben war eine aneinanderhängende Kette von edlen Bemühungen zur Gründung, Befestigung und Erhöhung der Wohlfahrt seiner Mitbürger. Er opferte sich im eigentlichsten Verstande seinem Volke auf. Die Vergnügungen gewöhnlicher Fürsten hat er nie gekannt. Die Pracht der Höfe, der Schimmer

*) Eine umständlichere Nachricht von seinem Leben siehe in Berg's Trauerrede auf Franz Ludwig.

des Thrones, die Langeweile der Etiquette, der Stolz des Despotismus, haben nie einen Werth für ihn gehabt. Er glaubte nicht, daß er regiere, wenn er vor sich kriechen sähe; nicht, Fürst zu seyn, wenn Ceremonien das natürliche, unbeschwerte Leben zur Langeweile machten. Das Physische und Moralische war auf eine so eigene Art in seiner Existenz vereinbaret, daß man nicht wissen kann, was er dem einen oder dem andern schuldig war. Die Natur hatte ihn zum Regenten geschaffen, und es war kein Zufall, daß ihm der Fürstenthron zu Theil ward. Frey von aller Parteylichkeit und blinden Zuneigung, schätzte er den Werth der Menschen nach demjenigen Nutzen, den sie stiften konnten, und setzte keinen andern Preiß auf ihr Verdienst, als denjenigen, welcher nothwendig war, um es zu wecken. Er ließ weder Pracht noch Verschwendung in den Wohlthaten und Gunstbezeugungen sehen; er strebte dahin, daß der Wohlstand gleichmäßig unter die Unterthanen, nach Maßgabe ihrer Lage, ihres Schicksals und ihres Standes verbreitet seyn möchte. — Hier sind einige Züge aus dem Regentenleben dieses ächten Patrioten. —

Als Franz Ludwig 1779 zu dem Amte eines Bischofs und Regenten berufen worden war, schien das Gefühl der doppelt schweren

Pflicht, für die geistige und leibliche Wohlfahrt so vieler tausend Menschen zu sorgen, seine ganze Seele eingenommen zu haben. Tiefer, männlicher Ernst ruhete immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und ein rastloser Trieb, Gutes um sich her zu wirken, schien alle Rücksicht auf sich selbst in ihm zu unterdrücken. Er entzog sich fast allen den sinnlichen Freuden, die der Fürstenstand so leicht gewähret, schränkte den Aufwand des Hofes ein, und zog die Einsamkeit dem Geräusch und Prunk desselben vor. Selbst seine Neigung zu den schönen Künsten setzte er dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach.

Er glaubte, seinem Gewissen von der Anwendung einer jeden Stunde Rechenschaft schuldig zu seyn, darum unterhielt er keine Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiedenen Zweige der Staats-Verwaltung und Landeswohlfahrt. Er sah, daß Tausende seiner Unterthanen kein Brot hatten, und an Leib und Seele verwahrloset waren, und daß die kleinere Zahl der Günstlinge des Glücks ihren Ueberfluß zu ihrem eigenen und des armen Volkes Verderben mißbrauchte: daher die vielleicht etwas zu weit getriebene Enthaltsamkeit, die er Andern zur Pflicht machte, aber noch mehr

durch sein eigenes Beyspiel zu empfehlen suchte. Er war von der Thronbesteigung an ganz Bischof und Fürst.

Als oberster Seelsorger in seinen Landen schränkte er dieses Amt nicht auf die Leitung des äußerlichen Ceremonieen-Dienstes der Religion ein, sondern bewies durch sein Beyspiel und durch seine Thätigkeit, daß ein gefürsteter Bischof dazu berufen sey, die Religion in die Herzen seiner Untergebenen zu pflanzen. Zu seiner Betrübniß mußte er bemerken, daß seine Zeitgenossen das Christenthum meistens in leeren Ceremonieen zu finden glaubten, in eiteles Wortgepränge verwandelt hatten, und den Geist desselben nicht mehr kannten. Und da sichtbar die Diener der Religion selbst große Schuld daran hatten: so hielt er es für desto nöthiger, die der Religion gebührende Achtung durch das Beyspiel von oben herab wieder zu erwecken.

Wenn die Grundsätze, die Franz Ludwig sich vorgeschrieben hatte, die Bewunderung des Beobachters erregten; so verdient die Genauigkeit und Festigkeit, mit welcher er sich unwandelbar daran band, unser Erstaunen. — Wir finden wohl Fürsten, die gleich nach der Besteigung des Thrones rasche Schritte thun, aber, nur zu bald ermüdet,

den Regentenstab sich entsinken lassen! Franz Ludwig dagegen that Anfangs kleine Schritte, indem er sich Zeit nahm, den Boden zu prüfen, seine Gehülfen kennen zu lernen und mit seinen Grundsätzen vertraut zu machen. Nur erst im Laufe seiner Regierung erweiterte er seine Schritte immer mehr, ging fest einher, und brachte durch die Vollkommenheit und den Glanz seines Fürstenthrones auch die hartnäckigsten Widersprecher zum Schweigen.

Beyfall der Vernünftigen, wenn er sich bewußt war, ihn verdient zu haben, Liebe und Achtung seiner Unterthanen, war freylich eine große Belohnung, die ihm seine Arbeit versüßte, aber nicht das Ziel der Arbeit selbst. Er that alles, weil er dachte, er müsse es thun, er sey es der Wahrheit schuldig; und weil die Religion seinen Eifer zum Guten mächtig belebte. Er ging daher gerade vor sich hin, glücklich, wenn er den Beyfall der Menschen fand, aber ohne ihn je zu suchen.

Und wie hätte Er denn auch aus andern Absichten handeln können — Er, der vermittelst seiner Grundsätze das Heer von Schmeichlern von seinem Throne hielt; Er, dem es nicht verborgen seyn konnte, daß Dank und Achtung der Menschen nicht gleichen Schritt mit den Wohlthaten und Verdiensten halten, und daß

er Vieles anders hätte thun müſſen, wenn es ihm ſonſt um nichts, als den lärmenden Beyfall der Menſchen zu thun geweſen wäre. Er wußte nur zu wohl, daß ein Regent, der kein willkürlicher Beherrſcher des Volks ſeyn will, der den öffentlichen Schatz in Ordnung hält, und keine verſchwenderiſche Vergnügungen veranſtaltet, alle diejenigen als geheime Feinde anſehen muß, welche ſich auf Koſten des Staats bloß nähren, beluſtigen und bereichern wollen. Er wußte, daß ein ſelbſtherrſchender Fürſt alle beleidiget, welche ſich Einfluß wünſchen, und ihre Protectionen nun nirgends anbringen können; welche die erwünſchten Stellen oder Gehalts-Erhöhungen gar nicht, oder doch ſpäter erhalten, als ſie erwartet hatten; welche mehr, als ſonſt, zur Arbeit angeſtrengt werden; welche ihre Betrügerey und Heucheley entdeckt, und die Schleichwege der Unterſchleiſe und Ausſchweifungen für ſich vergraben ſehen. Er wußte, daß alle dieſe Leute ſich unter einander verbanden, und ein jämmerliches Geſchrey gegen ihn erhoben, daß ſie ſeine Abſichten verkehrten, ſeinen Planen Hinderniſſe legten, und zu einer elenden Satyre und zu verläumderiſchen Anecdoten ſich erniedrigten. — Er wußte es, ſage ich, aber unbekümmert ſetzte er ſeinen Weg fort,

vergab die Beleidigungen seiner Person, die er etwa erfuhr, und hütete sich sogar, sie zu erfahren, indem er denen, die durch Erzählungen dieser Art ihn verstimmen wollten, das Ohr verweigerte, und allen Regenten diese Regel empfahl.

Uebrigens lag Gutmüthigkeit, sowohl jene, welche wegwerfenden Stolz und Eigendünkel ausschließt, als die, welche dem Menschenglücke willig die Hand bietet, nicht nur in seinen Grundsätzen, sondern auch so tief in seinem Gefühle, daß sie leidenschaftlich, obgleich jederzeit unter Leitung der Vernunft, wirkte. Oder kennen wir ihn etwa nicht als den mitleidigsten und wohlthätigsten Fürsten? Wissen wir etwa nicht, daß er Zeit, Geld, Kräfte, Gesundheit und sein Leben opferte, um zu helfen, wo es die Noth erforderte, und nur verschwenderisch war, um das Elend der Menschen zu erleichtern? Wenn es möglich wäre, hier noch zu zweifeln; redet, Unglückliche! denen er Hülfe verschaffte; Dürftige! deren kümmerliche Wohnung er so menschenfreundlich betrat; Schwache und Kranke in den Spitälern! deren Kast er untersuchte; Ihr Elenden alle! deren Thränen er so oft mit Thränen entgegen kam, redet, oder zeigt Eure nassen Augen! —

Wo wir auch nur in der Stadt und auf dem Lande uns hinwenden, da stehen Ehren-Denkmäler Franz Ludwigs. Hier beurkundet das große Julius-Spital — dieser geheiligte Zufluchtsort so vieler Armen, Kranken und Verwundeten, und die Schule der Aerzte — des edlen Fürsten Unternehmungsgeist und lebendigen Sinn für Verminderung des menschlichen Elendes! Dort das schönste Gebäude, welches die unglücklichen Waisen in seinen mütterlichen Schoß aufnimmt, und ihnen in einem hohen Grade genügender Vollkommenheit Nahrung, Kleider und physische sowohl, als moralische Erziehung giebt. Hier das Arbeitshaus, worin der fleißige Arme die Arbeit findet, welche dem Liederlichen abgenöthiget wird — ein Haus, welches uns die weise Güte Franz Ludwigs bewundern läßt, der durch Trennung des Arbeitshauses vom Zuchthause, auch die Ehrlosigkeit von der Arbeit trennt! Das neugebaute Zuchthaus dort läßt uns von außen keinen Kerker erwarten, und von innen betrachtet, zeigt es auch in dem Ausschuße der menschlichen Gesellschaft die ernste Gerechtigkeit Franz Ludwigs mit schonender Milde im schönsten Bunde.

Eben dieses Haus verwahrt auch die gröſsesten Verbrecher, welche vormals zum Tode würden verurtheilt worden seyn; und beweiset uns, daß er auch noch in den Schandflecken der menschlichen Gesellschaft die Menschheit ehrte. Ohne auf eine geräuschvolle Art die Todesstrafe aufzuheben, machte er sie seltener, und ließ sie verschwinden, in der festen Ueberzeugung, ein güter Fürst könne und müsse sein Volk mehr durch Schulen, als Schaffotte vom Laster reinigen, und die Verbrecher, die gleichwohl noch zum Vorschein kommen, dem Staate durch Einkerkerung unschädlich, und durch strenge Arbeit sowohl, als durch das Abschreckende ihres lebenslänglichen Elendes, nützlich machen.

In dem schönen Thale zu Bosket bezeugt es das unter Franz Ludwig aufgestellte Curhaus, sammt allen vortrefflichen Anstalten, wie vielen Antheil er an den Leiden kränklicher Menschen nahm.

Kaum bemerkte er die mörderische Pfuscherey der Baderzunft auf dem Lande und der ungeschickten Hebammen, als er nur gebildeten Wundärzten und Hebammen die Ausübung ihrer Kunst verstattete, und für den Unterricht beyder die zweckmäßigsten Anstalten traf.

Er bejammerte den Verfall der ehemals für die Versorgung der Wittwen und Waisen der Civildienerschaft errichteten Casse, und führte nach reifer Ueberlegung auf festem Grunde eine neue auf, wozu er jährlich aus seiner Schatulle 1000 und 2000 Rthlr. aus den Einkünften der Kammer anwies.

Er brauchte weiter nichts, als wahrzunehmen, daß ein Hauptgrund der Verarmung des Landmannes in den Schulden liegt, die diesen in der Noth zwingen, zu Wucherern seine Zuflucht zu nehmen, als er sogleich auf die Errichtung einer Nothleihcasse in jedem Amte dachte, und dazu die Capitalien milder Stiftungen anwies.

Setzte eine große Ueberschwemmung des Mains einen beträchtlichen Theil der Stadt Würzburg und die diesem Flusse nahen Dörfer und Städtchen unter verwüstende Fluthen: wer war bekümmerter und geschäftiger, Hülfe in der Gefahr und nach derselben den Beschädigten Unterstützung zu verschaffen, als Er? der allgemeine Vater!

Bedrohete vor einigen Jahren ein Auflauf der Handwerksgesellen die Ruhe der Stadt: wer war da wachsamer, als Er?

Drückte eine ungewöhnliche Theurung des Brots und aller Lebensmittel den Armen, be-

sonders den durch Mißjahre herabgekommenen Winzer: wie bot nicht da Franz Ludwig alle seine Kräfte, alle seine Weisheit auf, der Noth zu steuern? Er schloß seine Getreidebödden auf, und gab das Korn den Bäckern der Stadt und armen Gemeinden auf dem Lande um niedrige Preise, und eilte dem Mangel der Winzer mit Geldsammlungen entgegen.

Von noch größerem Belange sind die im ganzen Lande angelegten Getreidemagazine, eine vortreffliche und dauerhafte Policey-Anstalt, wodurch der künftigen Noth vorgebeugt wird, ohne die Freyheit des Getreidehandels ins Auffallende zu fesseln.

Allein die Beträchtlichste aller seiner Policey-Anstalten war die Errichtung eines Armen-Instituts, welches dem Dürftigen Hülfe leistet, und zugleich die Zahl derselben immer mehr und mehr verringert, und also zwey Zwecke verbindet, die bey dergleichen Anstalten nie getrennt seyn sollten.

Keine Aufgabe der Policey ist wichtiger, und keine schwerer, als dem Armenwesen eine Verfassung zu geben, in der nach Abhelfung der schändlichen und die Sitten verderbenden Betteley das gesammelte Allmosen so verhältnißmäßig ausgetheilt wird, daß der Bedauernswürdige und Unglückliche die ihm nöthige Hülfe empfange,

und der Nichtswürdige dabey nach Verdienst bisse, und sich zur Arbeit genöthigt sehe; woraus es sich von selbst ergiebt, daß immer den Ursachen von der Verarmung Einzelner, und der Armuth im Allgemeinen, nachgeforscht werden muß: theils um die Allmosen darnach zu vertheilen, theils um jene zu heben, und daß also eine Nation zur Betriebsamkeit schon durch Schulen geweckt und durch Arbeitshäuser dem Fleißigen Gelegenheit gegeben, und dem Faulen Zwang auferlegt werden müsse.

Franz Ludwig fand hier für seine liebsten Grundsätze die beste Nahrung. Nirgends ist Selbsteinsicht und Selbstregierung so nöthig; nirgends das Detail so weitläuftig; nirgends die Kenntniß der Menschen und aller Mängel des Staats so leicht zu erwerben, als bey dem Armeninstitut. Da in derselben unaufhörlich nach den Ursachen der Armuth im Allgemeinen sowohl, als im Einzelnen gefragt wird, und alle Mängel des Staats, sittliche sowohl, als politische, am Ende sich in Armuth auflösen; so war hier der beste Standpunct, auf welchem die Krankheiten des Staatskörpers am leichtesten durchschauet, und die reichste Kenntniß einzelner Glieder desselben erhalten werden konnte. Ein gut eingerichtetes Armeninstitut ist einmal der Punct, der in alle Artikel der Regierung ein-

greift, und wo alle Nerven des Staats zusammen laufen. Wer wird sich nun noch wundern, daß unser Fürst, der hier so ganz in seinem Elemente war, stets diesen Puls des politischen Körpers befühlte, an allem, was dabey vorging, einen so unmittelbaren Antheil nahm, und der Ober-Armen-Commission, wo die Berichte vom Armenwesen des ganzen Landes einliefen, selbst beywohnte. Da ihm aber gleichwohl die Beyhülfe Anderer, die den Zustand der Armen durch eine nähere Erfahrung kannten, unentbehrlich war: so ließ er sich die ersten Nachrichten und Gutachten von den dazu aufgestellten Deputirten der Bürgerschaft geben, welche in den Bezirken der Stadt, in den Städtchen, Flecken und Dörfern des Landes, unter dem Vorsitze der Seelsorger und der Beamten regelmäßige Zusammenkünfte hielten. Nichts war tauglicher, dem ganzen Publicum das auf die Aufrechthaltung des Armeninstituts nöthige Zutrauen, eine Aufmerksamkeit auf öffentliche Angelegenheiten, einen Trieb zum Nachdenken, und einen gewissen Gemeingeist zu erwecken, als diese Einrichtung.

Erwägt man nun den weiten Umfang und die Beziehung derselben auf alle Zweige der Regierung, so sieht man unbemerkt eine Art von Demokratie im guten Sinne des Worts

eingeführt, indem der Regent alle Stimmen, Wünsche, Vorschläge, Erfahrungen der Bürger sowohl, als aller Beamten geistlichen und weltlichen Standes, welche das Volk zunächst kennen, zusammen brachte, um sie zu vergleichen, zu prüfen, und sich selbst dadurch zu leiten, so wie er sich von seinen Stellen aristokratische Aufseher gegeben hatte, und sich zwar von ihnen leiten, aber nicht blindlings führen ließ.

Aber alle diese vortrefflichen Anschläge wären ohne Ausführung geblieben, wenn Franz Ludwig nicht die nöthigen Geldsummen herbeygeschafft hätte, um den Mangel der gesammelten Almosen zu ergänzen, Verunglückten Vorschüsse zu machen, Apothekerkosten für arme Kranke zu bezahlen, oder Industrie-Anstalten zu begründen, und die Betriebsamkeit zu ermuntern? — Er that Wunder der Uneigennützigkeit; und seine Schatulle gehörte, in einem gewissen Sinne, den Armen, deren Vater er war. Gleich Anfangs gab er in Einem Jahre 20,000 Gulden, und dann alljährlich 4 bis 6000 Gulden dem Armeninstitute! Und wie manchen Armen hatte er übrigens noch in Pension! Am Ende belief sich ihre Zahl auf 136. Wie vielen Bürgern that er Vorschüsse, um ihr gefallenes Gewerbe wieder aufzurichten?

Wie

Wie vielen Handwerksjungen bezahlte er das Lehrgeld? Wie vielen Studierenden ließ er Kost, Kleidung und Bücher reichen, oder doch Vorschüsse dazu thun? Wer in irgend einer Noth sich befand, eilte zu dem Vater des Landes.

Man bewundere immerhin die Uneigennützigkeit alter Republikaner in Griechenland und Rom, die bey der Verwaltung einträglicher Aemter nicht so viel hinterließen, als zu ihrem Begräbnisse und zur Ausstattung ihrer Töchter nöthig war. Aber du, Franke! vernimm die Rechnung, die dein Fürstbischof in seinem Testamente dir vorlegt; vernimm die letzten Worte deines Vaters, der nur dir lebte und starb, und schäme dich, wenn du sie ohne Rührung höreſt. — „Ich habe, sagte er, keine Schätze „gesammelt — was ich von meinen Bisthümern zog, habe ich größtentheils schon an „Arme ausgetheilt, oder auf nützliche Anstalten „verwendet.“ —

So wenig er von seinen Ländern übrig hatte, so vermachte er doch das Wenige, und auch das, was er von seinen Privatgütern zu fordern hatte, den beyden Armeninstituten zu Bamberg und Würzburg, um, so viel an ihm lag, ihre Dauer für die Zukunft zu sichern.

Das Armenwesen war gleichsam die herrschende Angelegenheit seines Herzens. Die Reizbarkeit seines Gemüths zum Mitleiden pflegte sich immer bald durch eine im Auge zitternde Thräne zu offenbaren. Man bilde sich aber nicht ein, daß alle seine Hülfsleistungen die Folge einer blinden und leidenschaftlichen Weichmüthigkeit waren. Gleichwie er durch das Mitgefühl gegen das Wehe der Menschen aufmerksam gemacht, seinen Grundsätzen eine nähere Bestimmung gab, so leitete dieses Mitgefühl durch Grundsätze die Vernunft. Wir können es bey allen Gattungen seiner Hülfsleistungen bemerken. Nirgends stoßen wir auf ein unüberlegtes Wegwerfen des Geldes; überall auf eine genaue Berechnung nach Vorschriften des Menschenrechtes und den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft. Schon ist es ein großes Verdienst, wenn in den geistlichen Wahlstaaten die Fürsten von dem leidigen Nepotismus frey bleiben. Aber einzig in seiner Art ist das Beyspiel Franz Ludwigs, der nicht allein alle seine Tafelgelder, sondern selbst die reichen Einkünfte von seinen Familiengütern, die sich jährlich weit über 10,000 Gulden Rheinisch beliefen, zu Armen- und andern Anstalten verwendete, so daß er es sich selbst abdarbte, um wohlthun zu können.

Sein an Vorzügen des Herzens ihm ähnlicher Bruder, der Maltheserritter und Churmainzischer Oberhofmeister, Reichsfreyherr von Erthal, schenkte sein ganzes weit über 100,000 Gulden werthes Silberservice in die Münze, um dem Wunsche seines fürstlichen Bruders, sein gutes Volk (so nannte es Franz Ludwig) bey den traurigen Kriegesläuften nicht zu besteuren, kräftigst zu unterstützen. Beyspiele solcher patriotischen Aufopferungen verdienen in der Geschichte aufbehalten zu werden.

Es kann übrigens dem Stifter so vieler menschenfreundlichen Anstalten nicht zum Vorwurf gereichen, daß er nicht eben so bedacht war, seinem Volke Jubelfeste zu verstatten, als man ihm besorgt sah, zuförderst die Leiden desselben zu mindern. Sein Grundsatz war: „Hebe zuerst Menschen-Elend, bevor du die „Freuden der Glücklichen mehrest.“ — Und sein edles Herz war für jene stillen Freuden, welche aus gehobenen Leiden entspringen, empfänglicher, als für geräuschvolle Vergnügungen. Und ist dieß nicht auch die Ordnung der Natur? Wirkt nicht das Gefühl des Mitleidens in jedes Menschen Brust stärker, als das Gefühl der Mitfreude? Ist dieß nicht selbst die Stimme der Vernunft? Aus allem, was er

ſagte und that, leuchtete Aufrichtigkeit und Wohlwollen hervor, und — wer ihn öfter ſprach, konnte nicht daran zweifeln, daß alles Gute, was er that und thun wollte, aus der reinſten Quelle floß, — daß unverfälſchte Liebe zu der erkannten Pflicht die wirkſamſte Triebfeder aller ſeiner Handlungen war.

IV.

Patriotiſche Litteratur.

I.

Revolutions-Geſpräche von Ch. G. Salzmann. 8. Schnepfenthal im Verlage der Erziehungs-Anſtalt.

Achtzehn Geſpräche, deren Veranlaſſung das eitele Vorhaben einiger revolutionsſüchtigen Weltſtürmer war, welche, bey noch unabgekühltem Blute, den ſtolzen Wahn nähreten, Frankreich zur Central-Werkſtatt der Umkehrung aller Dinge machen, und unter andern und zunächſt auch ganz Deutſchland in den mächtigen Wirbel der Begebenheiten unſerer Tage mit hineinziehen zu müſſen. Wenn auch dieſes arrogante Vorhaben einzelner Weltſtürmer einzig auf deren Ignoranz und Unkunde mit der im Ganzen glücklichen Verfaſſung Deutſcher Staaten, ſo wie auf

die, Gott Lob! völlig grundlose Voraussetzung beruhete, als ob Deutschland genau so, wie Frankreich, seit Jahrhunderten tyrannisirt worden wäre: so erwirbt doch das patriotische Bestreben des Verfassers demselben die dankbare Achtung jedes bidern Deutschen, und der lehrreiche Inhalt dieser Gespräche, der so manches Vorurtheil berichtiget, so manchen Wahn in seiner Blöße darstellt, wird an den Herzen derer aus der großen Volksclasse, für welche das Büchlein zunächst geschrieben ist, gewiß gesegnet seyn.

Der nämliche Verfasser hat jetzt durch sein

2.

Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. — Auf das Jahr 1801. (12. Schnepfenthal in der Erziehungs-Anstalt. Mit 7 Kupferstichen von Chodowiecky)

dem in so mancher Hinsicht merkwürdigen verflossenen Jahrhunderte ein kleines Denkmahl errichtet. Anstatt der Namen der Heiligen stehen in diesem Almanache die Namen der auch heiligen Deutschen aus allen Ständen, die sich in dem verflossenen Jahrhunderte um das Vaterland und um die Menschheit verdient

gemacht haben. Man darf hoffen, daß der Anblick so vieler achtungswürdigen Patrioten auf die für das Edle und Schöne empfänglichen Leser einen heilsamen Eindruck machen, und den einen oder den andern zu ähnlicher Tugend entflammen werde.

Vaterlandsliebe war von jeher der mächtigste Schutzengel der Völker; Er sey auch der Unserige! Jeder Deutsche Mann fühle sich verpflichtet, nach allen seinen Kräften der höllischen Göttinn Zwietracht, und dem gegenseitigen Mißtrauen unter seinen Mitbürgern, entgegen zu wirken, und wenigstens im Kleinen und Einzelnen zu thun, was er vermag. Denn mehr nicht, als wozu uns die Vorsehung Kraft und Gelegenheit gab, kann und soll zum Besten des Vaterlandes von uns geleistet werden. Einige Gelegenheit, sich um dasselbe verdient zu machen, hat aber jeder Deutsche. Möchte der Vaterlands-Almanach, der auch dazu mitbestimmt ist, diese Gelegenheit einem Jeden in Erinnerung zu bringen, in recht vieler Deutschen Hände kommen.

Bey den Namen der verdienstvollen Männer wäre zu wünschen gewesen, daß man sie jedesmal dem Tage und Monathe der Geburt des Patrioten beygefüget hätte. Indessen werden Geburtszeit, Lebensumstände und Todestag in

dem bald erscheinenden, durch Hrn. S. veranstalteten eigenen Buche: Zum Andenken verdienstvoller Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts — ausführlich angezeigt werden. Hoffentlich wird dieses neue Werk des verdienstvollen Hrn. Herausgebers das dankbare Andenken an wohlverdiente Vaterlandsfreunde wenigstens auf eine Zeitlang der undankbaren Vergessenheit entreißen.

3.

An alle Deutsche Hausväter und Hausmütter. Ein Wort zu seiner Zeit über den Verbrauch ausländischer Producte und Waaren. Nebst einer Anweisung, wie sich ein jeder auf die leichteste und wohlfeilste Art seine Kaffee-, Thee- und Zuckersurrogate selbst bereiten kann. Leipzig, 1800.

Der Verfasser, den man schon der edlen Wärme wegen lieb gewinnen muß, womit er seinen patriotischen Zweck zu erreichen strebt — sucht in einer gebildeten Schreibart die Deutschen Hausväter und Hausmütter auf dem ungeheuern

Nachtheil aufmerksam zu machen, welchen der immer mehr einreißende Luxus und die fremden Sitten über Deutschland bringen; und ermuntert sie, der Prachtliebe und Modesucht der Franzosen und Engländer nicht ferner zu huldigen, und zu dem Ende zu einfachen und einheimischen Speisen, Getränken und Kleidungen zurückzukehren. In der That ist auch nicht zu läugnen, daß Prachtliebe und Modesucht seit Karl V. sehr viel mit dazu beygetragen haben, daß Deutschlands Selbstständigkeit ein Spiel in den Händen herrschsüchtiger und ränkeschmiedender Nachbarn geworden ist. Nur auf unser Wollen, meint der Verfasser, nur auf einen ernstlichen Entschluß wird es ankommen, ob wir, unabhängig von Ausländern, und als freye Deutsche, bald wieder die Früchte des Deutschen Fleißes genießen wollen.

4.

Joh. Ferd. Schlez, Predigt zur Verhinderung der Ausbreitung der Rindviehpest. Heilbron, bey Claß.

„Lasset uns als Christen vernünftig, nicht abergläubig, über die Entstehung und Abwendung der leidigen Viehpest denken! Sie ist ein Uebel, wie mehrere Uebel in der Welt, aber kein Strafgericht. Sie entsteht nicht durch ein besonderes Verhängniß Gottes, sondern durch natürliche Ansteckung; ihr kann nicht durch Gebete und Bußtage, durch Segensprechung und Pulver, sondern einzig und allein durch Verhütung der Ansteckung vorgebauet werden.

Sie entstehet in Deutschland nicht durch Witterung, Hitze und Kälte, Trockniß und Feuchtigkeit, Fütterung und Weide, verschlemmtes Gras und Heu, Hunger und Noth. — Krank kann allerdings das Vieh davon werden und wird es auch öfters; die eigentliche Viehpest aber entsteht, wie die Menschenpest, einzig und allein durch Ansteckung.

Sie ist wahrscheinlich eben so wie die Menschenpest und wie die Blattern, (Pocken) eigentlich nur in den heißern Gegenden unsers Erdballs, in Asien und Afrika, einheimisch; wenigstens scheint sie jedesmal aus der Türkey, über Ungarn und Polen, folglich aus Ländern zu uns gekommen zu seyn, welche der vermuthlichen Heimath der Pest näher liegen. Am größten war immer für uns die Gefahr der Ansteckung in Kriegszeiten, wo das ausländische Vieh aus jenen Ländern häufiger zu uns gebracht, sehr übertrieben, aus Sümpfen getränkt und schlecht gefuttert wurde. Dieß war auch in einigen Gegenden Deutschlands zur Zeit des siebenjährigen Krieges der Fall. Wenn aber — aller Erfahrung zu Folge — die Rindviehpest in Deutschland nicht von selbst entsteht, sondern immer aus wärmern Erdstrichen dahin gebracht wird: so kann sie auch eben sowohl, als die Menschenpest, ganz verhütet werden. In der europäischen Türkey brach die Menschenpest bisher fast alle zehen Jahre aus, und kam in den ältern Zeiten von da aus nicht selten auch in die übrigen Länder Europens.

Im Jahre 1683 wüthete sie besonders in Erfurth so heftig, daß gegen achttausend Menschen davon hinstarben. So wie aber Deutsch-

land seine Wachsamkeit verdoppelte, so wie man anfing, allen Handel und Wandel gegen die verpesteten Länder, Städte und Dörfer zu sperren und niemand aus denselben in die unangesteckten Länder zu lassen, so tilgte man nach und nach die Menschenpest ganz aus. Erst vor wenig Jahren hatte sie sich wieder den Preußisch-Polnischen Besitzungen genähert, und ohne die getroffenen obrigkeitlichen Vorkehrungen würde sie sich ohne Zweifel bald in das Königreich Preußen und von da aus weiter in Deutschland eingeschlichen haben. Schwerlich aber wird sie bey unsern verbesserten Anstalten jemals wieder unter uns Fuß fassen. Und eben so können wir auch der ausländischen Viehpest vorbauen, und in Deutschland Grenzen setzen.

Aber, wie gesagt, nicht durch Arzeneyen, sondern einzig und allein durch Verhütung der Ansteckung. Und ansteckend ist alles an und von dem verpesteten Thiere; am ansteckendsten aber der von ihm gehende Schleim und Geifer, so wie auch Urin und Mist. Ein einziges krankes Thier kann eine große Weide oder Heerstraße vergiften und eine ganze Heerde anstecken. Das gesundeste Stück Vieh darf auf einer solchen Weide grasen, aus einer von dem verpesteten Rinde verunreinigten Quelle seinen Durst löschen, oder nur über eine von dem Urine, Dünger

oder Geifer peſtkranker Thiere vergiftete Straße gehen: ſo iſt die Anſteckung vollendet. Wie viel gefährlicher muß erſt der Umgang des kranken Viehes — der Durchtrieb deſſelben durch geſunde Heerden ſeyn, da ſchon Athem und Ausdünſtung vergiftend ſind?

Wie weiſe iſt daher unſere obrigkeitliche Veranſtaltung, daß jede ausländiſche Viehheerde, die durch unſer Land zieht, durch einen Aufſeher begleitet; daß kein ſolches Vieh in Ställen gefüttert oder beherbergt, ſondern auf dem Felde an ſchicklichen Orten verpflegt; daß aller zurückgelaſſener Dünger ſorgfältig geſammelt und tief vergraben; das zurückbleibende Futter verbrannt; ein etwa gefallenes Stück Vieh in eine tiefe Grube geſcharrt, und kein noch ſo geſund ſcheinendes von den Einwohnern gekauft werden ſoll! Jede ausländiſche Viehheerde iſt gefährlich, ſie befinde ſich in noch ſo gutem Stande; denn ein Rind kann ſechs bis acht Tage und noch länger angeſteckt ſeyn, ehe die Peſt ausbricht. Kann es nicht alſo aus einer Entfernung von zehn bis funfzehn Meilen die Peſt mitbringen, die erſt bey uns ausbricht? — Alle Hirten ſind daher ernſtlich zu ermahnen, nicht an Landſtraßen ſtille zu halten, wenn fremde Viehheerden durchziehen, und wenn dieſes der Fall häufig iſt,

muß ihm sogar eine besondere Aufsicht aus dem Dorfe gegeben werden.

Verlasse sich da niemand auf Viehpässe! Wer wüßte nicht, wie viel Betrug da unterläuft, und wer wäre allwissend genug, um mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob ein Vieh angesteckt ist, oder nicht? Selbst aus gesunden Gegenden kann ein angestecktes kommen.

Verlasse sich da niemand auf die angepriesenen Heilmittel! Auch diejenigen, die an zehn Stücken bewährt gefunden wurden, schlugen an funfzigen wieder fehl. Hier ist und bleibt also die Vorsorge unendlich viel besser, als die Nachsorge.

Mit weiser Vorsicht hat daher unsere gnädige Landesregierung zur Zeit der letzten Viehpest alle Viehmärkte eingestellt; in öffentlichen Zeitungen vor allen angesteckten Kreisen und Dorfschaften gewissenhaft und namentlich gewarnt, und allen Vieh-Verkehr mit ihnen gesperrt; diesen Vorkehrungen aber verdanken wir es, nächst Gott, daß die Pest nicht unaufgehalten Alles ergriff."

Es bedarf, nach Mittheilung dieser einzelnen Stelle aus der Viehpest-Predigt,

hoffentlich keines besondern Wortes zu ihrer Empfehlung; denn jeder Menschenfreund wird sich nun wohl verpflichtet halten, zur allgemeinsten Verbreitung derselben das Seinige mit beyzutragen. — (Sie ist ein würdiger Anhang zu des nämlichen Verfassers vortrefflichen Landwirthschafts-Predigten.)

V.

Patriotiſche Gedichte.

Allgemein beliebte Volkslieder oder was ſonſt in und aus der Seele des Volkes zu deſſen Kenntniß gebracht wird, kann den wichtigſten Einfluß auf die allgemeine Stimmung haben. Dem Volke ſollte man daher nur mit Vorſicht und in abgemeſſenen Worten Etwas in den Mund legen. Geſchiehet dieß nicht, ſo kann man bey der beſten Abſicht Schaden ſtiften, und z. B. ſelbſt durch patriotiſche Tendenzen gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Ein auffallender Beleg zu dieſer Behauptung iſt, dünkt mich, das nachfolgende an ſich vortreffliche Huldigungslied, dem ich, ohne die beygefügten Fingerzeige, hier einen Platz anzuweiſen, nicht gewagt haben würde. Poetiſches Verdienſt iſt ihm wohl nicht abzuſprechen; ſo wenig, als man des patriotiſchen Verfaſſers Dankgefühle in Hinſicht auf den erhabenen Gehuldigten, auf das viele, in den Preußiſchen Staaten ſchon vorhan-

handene und noch täglich vermehrte Gute, verkennen kann; aber der mir unbekannte Verfaſſer wird auch nicht in Abrede ſeyn können, daß dieſes ſein Lied bey aller Kraft, für den Charakter eines Volks-Liedes, zu viel dichteriſche Fiction hat. Er mag mir daher — da das Volk Wahrheit und Dichtung gehörig zu ſondern, nicht im Stande iſt — meine Anmerkungen verzeihen, und ſie ja nicht für überflüſſig halten.

I.

Volkslied, geſungen, als Friedrich Wilhelm dem Dritten gehuldigt wurde.

„Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt,
„Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert,
„Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
„Wo jeder nur ſich ſelbſt zu dienen glaubt,
„Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.“

Göthe.

Wie glücklich, König! lebt ein Volk,
Wo vom gerechten Thron
Der Schmeicheley verſchmitzte Kunſt,
Wo Laune, Selbſtſucht, Haß und Gunſt
Vor Licht und Wahrheit flohn.

Gehorchet wir nicht, ſtolz und frey,
Wo das Geſetz befiehlt?
Weil Menſchenwerth und Menſchenkraft,
Deſpotiſchwilde Leidenſchaft
Nicht kühn und frevelnd ſpielt?

Wo nicht durch Tax- und Steuerdruck
Die rege Hand erſtarb? *)

*) „Wie jämmerlich — ſagt man — leiden die Bürger in kleinen Provinzialſtädten, wo keine Fabriken ſind, gegen den Bauer, der ſich überall hebt!“ Dieſer Einwurf an ſich hat Grund; aber gerade auf Veranlaſſung der obigen Stelle des Volksliedes ſollte man ihn nicht machen. Es iſt ja offenbar nicht die Folge unſers „Tax- und Steuerdrucks,“ wenn unſere bedauernswürdigen Bürger in kleinen, oder vielmehr in allen Städten offenbar zurückkommen, und kaum noch das Brot verdienen, während daß der Landmann überall nicht bloß wohlhabend, ſondern, einem Theile nach, ſelbſt reich wird. Es iſt vielmehr ganz unläugbar die unausbleibliche Folge, theils der im Verhältniß mit den raſch und ausdauernd geſtiegenen Preiſen aller Lebensmittel nicht genug mitgeſtiegenen Preiſe der Fabrikate des Bürgerſtandes; theils des leider! überall, bey den Bürgern jedoch auffallender, als im Bauernſtande, zugenommenen Luxus, des dadurch vermehrten Bedürfniſſes, und der unerſättlichen Genießluſt!

Wo Kunst, Gewerb und Handel *) sprießt,
Wo jeder lebensfroh genießt,
Was Glück und Fleiß erwarb.

Man sagt ferner auch wohl: „Ach! wie seufzet „jede, ja fast jede kleine Stadt, wenigstens der „Theil ihrer Bürger, der sich von dem Brauen und „Branntweinbrennen ernährt, über die Accise„Bedrückungen.“ Dieß sollte, dünkt mich, richtiger heißen: „über die Insolenzen der Accise-Officianten.“ Die Abgaben an das Accise-Amt sind — allerdings beträchtlich, und wahrscheinlich auf die beynahe nirgend ganz zu hemmenden Defraudationen berechnet, aber doch erschwingbar; die Art, wie sie erhoben werden hingegen, ist hier und da unerträglich. Aber verdient diese Staats-Einrichtung darum Tadel, weil ihre Diener die Sache, um derentwillen das Personale da ist, verhaßt machen? oder weil die Preise dieser Kunsterzeugnisse mit dem Werthe ihrer Stoffe und mit den darauf haftenden Abgaben an den Staat noch immer nicht in das gehörige Verhältniß gesetzt sind?

*) Zur neuen Belebung des während des unseligsten aller Kriege überall verfallenen Gewerbes und Handels ist jetzt die wahrhaftig landesväterliche Aufforderung an alle Steuerräthe ergangen, von den ihnen zugeordneten Magistraten, dem Locale der Stadt angemessene, gründliche Nachweisungen einzusammeln, wie der vormalige Wohlstand und städtische Verkehr gänzlich wieder herzustellen seyn möchte. Der Bürger darf also von den Resultaten dieser Nachweisungen sämmtlicher Städte mit Zuversicht

Wo nicht der Knechtschaft Fessel mehr *)
Verarmte Pflüger reibt;
Kein angeborner Zwinghерr noch **)

landesherrliche Verfügungen erwarten, welche die Wiederkehr baldiger besserer Zeiten begründen werden. Denn das läßt sich wohl kaum besorgen, daß irgend ein Magistrat durch die schändlichste aller Nachlässigkeiten diese von ihm geforderten Nachweisungen nicht ungesäumt eingesandt haben, oder doch nicht durch höchste Zweckmäßigkeit seiner Rathgebungen die gute Sache möglichst gefördert haben sollte! — —

*) Wenn dieß für manche einzelne Unterthanen einzelner Herren und Herrschaften, z. B. der eigentlichen Preußischen Provinzen, auch nur den frommen Wunsch ausdrückte, wie es seyn könnte und sollte und vielleicht auch bald seyn wird, — so ist es doch auch jetzt schon im Ganzen wahr und wird mit Dank anerkannt, daß die eigentliche Leibeigenschaft und willkürliche Bedrückung dienstpflichtiger Unterthanen in unserm glücklichen Preußischen Staate überhaupt zu den Seltenheiten gehören.

**) Keiner? — Man pflegt zu sagen: wer zu viel beweiset, beweiset nichts; wer der Wahrheit gleichsam schmeichelt, ihr gleißnerisch zu Munde redet, anstatt ihr bloß Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der vergiebt ihr Etwas. Gewiß, es wäre zu wünschen gewesen, daß der Dichter dieses von ihm selbst sogenannten Volksliedes auch prosaisch wahr geredet haben möchte.

Sie zu vermehrter Frohne Joch
Mit harter Strenge *) treibt.

Wo nicht das Wappenschild allein
Den Rang im Staate leiht; **)

*) Auch diese Strenge kann das Recht auf ihrer Seite haben, und dennoch unmoralisch und hart seyn. Der Himmel bewahre die Besitzer von Freygütern vor lieblosem Mißbrauche der unbestreitbaren Rechte des Adels; aber er bewahre auch den Nicht-Adel vor gewaltsamen Schritten zur Aufhebung dieser Rechte! Jener kann diese herbeyführen; und Eingriffe in alte Gerechtsame dürften das freywillige Verzichtleisten edler Menschen auf constitutionelle Rechte nicht beschleunigen, sondern — verzögern; denn auch der Adel ist frey, und verträgt den Zwang, den die Hitzköpfe ihm hier gern anthun möchten, so wenig, als wir Freye bürgerlichen Standes von ihm Ungerechtigkeiten uns aufbürden, oder uns mißhandeln lassen werden — oder lassen sollten.

**) Dieß ist, wenn das Unterstrichene nicht übersehen wird, wahr, und verdient keinesweges das spöttische Lächeln der Einzelnen, deren Selbstgefälligkeit und selbstverschuldete Unzufriedenheit höchst unbillige Prätension an den Staat macht. Wir haben in allen Dikasterien, wie in der Armee, allgemein verehrte Männer, die sich, ohne Erbadel und bloß durch ihre anerkannten Verdienste, aus dem bürgerlichen Stande bis zu den höchsten Ehrenstufen hinaufgeschwungen haben. Ueber-

Wo Eins nur adelt, Eins erhöht,
Was nicht auf Ahnentafeln steht:
Verdienst und Würdigkeit! —

Wo ungehemmt durch's Lichtgebiet
Der Strahl der Wahrheit dringt?
Kein Inquisitor den Verstand
Der Glaubenden in's Windelband
Von Form und Satzung zwingt? *)

haupt ist der Herausgeber fest überzeugt, daß der bürgerliche Stand eben so vielen Antheil an dem noch immer nicht ganz gehobenen Mißtrauen zwischen Adelichen und Unadelichen hat, als die adeliche Kaste; und daß, wenn denn doch einmal von der Allmacht des Vorurtheils in dieser Hinsicht die Rede seyn soll, Vieles auf die Rechnung der **Ehrsucht** der **Bürgerlichgebornen** zu schreiben ist, was oft unbilligerweise dem Stolze der Adelichgezeugten zugerechnet wird, ungeachtet dieser Stolz zwar nicht edler, aber doch auch um nichts strafbarer ist, als jene Ehrsucht.

*) Möchte dieß nur unter der weisen und tugendhaften Regierung Friedrich Wilhelms III. auch für die ganze Zukunft unmöglich gemacht werden! So lange aber ist dieß noch nicht geschehen, als die Gewalt des weltlichen Fürsten noch in andern kirchlichen Angelegenheiten, als denen der kirchlichen **Policey**, etwas gilt; so lange es noch herrschende und tolerirte Glaubens-Par-

Wo Alt und Jung und Groß und Klein
Nach Bürgerkronen ringt?
Mit patriotisch reiner Glut,
Durch Weisheit, Redlichkeit und Muth
Dem Staat sein Opfer bringt?

Seht, wie des Königs ernster Blick
Durch Irrgewinde spürt.
Was auf des Rechts erhellter Bahn,
Zum einzig großen Königsplan —
Zum Heil der Völker — führt.

Aeonenlang gebar die Zeit
Kein ähnlich Meisterstück;
Ein König auf erhabnem Thron,
Genießt der Menschheit höchsten Lohn,
Des besten Weibes Glück.

Komm unsre Wonne, unser Stolz,
Komm an des Volkes Brust!
Uns winket, wie das Morgenlicht,
Der Glanz von Deinem Angesicht
Zu namenloser Lust.

teyen giebt; so lange — — doch, dieß ist eine Aufgabe für die Weisen der Nationen, welche vielleicht noch am Schlusse des begonnenen Jahrhunderts zu der Würde einer Preisaufgabe erhöhet werden dürfte.

VI.

Patriotiſche Stiftungen.

I.

Die Magdeburgiſche reformirte Töchterſchule.

A. Geſchichte dieſer Stiftung.

Es fehlte in Magdeburg bisher an einer öffentlichen, wohleingerichteten Töchterſchule für den Bürgerſtand. In der reformirten Friedrichsſchule wurden Knaben und Mädchen durch Einen Lehrer in Einer Schulſtube gemeinſchaftlich unterrichtet. Wenn gleich beyde Geſchlechter anſcheinend geſondert waren, ſo konnten doch, bey wachſendem Leichtſinne der Jugend, die gewöhnlichen, für die Moralität ſo nachtheiligen Folgen einer ſo unvollkommenen Einrichtung nicht verhindert werden. Vergeblich trug der Prediger, welchem als Schulinſpector die Sorge für das Wohl der Schule vorzüglich oblag, eine Reihe von Jahren ſeine Klagen darüber, ſeine Wünſche und Vorſchläge den

Schuldirectoren vor; es fehlte bey allem guten Willen, ihm thätig die Hand zu bieten, an Fonds.

Indessen machte der Inspector bey der Lebhaftigkeit seines innern Pflichtdranges im Jahre 1769 einen neuen Versuch zur Errichtung der fehlenden Lehranstalt. Fest entschlossen, sich durch keinerley Schwierigkeiten ferner zurückschrecken zu lassen, hatte er die Freude zu bemerken, daß die Vorsehung zu seiner Ermunterung Einen günstigen Umstand nach dem andern herbeyführte. Gern bewilligte das Presbyterium, daß alles, was über einhundert Rthlr. bey der Kirchen-Jubelfeyer einkommen würde, der zu errichtenden Töchterschule zu Gute kommen sollte.

Die wohlthätige reformirte Gemeine steuerte reichlich, und legte durch diese Milde den ersten Grund zu einer Anstalt, die ihr und ihren Kindern viel reine Freude bereiten und Segen bringen möge! —

Bald darauf ward die Hand der Vorsehung noch sichtbarer. Wie ein Engel Gottes erschien bey dem Inspector eine jetzt verstorbene Soldaten-Wittwe, die sich als Waschfrau einen Sparpfennig zurück gelegt hatte.

„Mein sel. Vater, sagte sie, vertheilte in „Herbst jährlich die Interessen von 300 Rthlrn. „an seine Pathen, die ihm von ihren Lehrern

„gute Zeugnisse vorzeigten und bey seiner Prü-
„fung ihrer Einsichten im Christenthume
„wohl bestanden. Ich setzte dieses mit meinen
„Pathen fort, kam aber jetzt, bey zunehmen-
„dem Alter, nur noch wenig arbeiten und muß
„eingeschränkter das Vergnügen des Gebens ge-
„nießen. Ich bitte die Kirchencasse, diese 300
„Rthlr. von mir anzunehmen, die Zinsen, so
„lange ich noch leben möchte, mir zu geben,
„nach meinem Tode aber wohlthätig zu ver-
„wenden“

Als man, hoch erfreuet über ihr Anerbieten, erklärte, daß ihr Capital zu einer jetzt eben errichteten Mädchenschule verwandt, und die Zinsen nach Ihrem Tode auf immer zum Schulgelde für arme Kinder benutzt werden sollten, antwortete sie mit einer sie ehrenden Freudenthräne im Auge, „sie habe bey ihrer „Waschbank manches Mädchen kennen gelernt, „das gewiß besser geworden seyn würde, wenn „es bessern Schulunterricht gehabt „hätte.“

Dem patriotischen Beyspiele dieses guten Weibes folgte, sobald dieß bekannt geworden war, die jetzt auch bereits verstorbene alte Kanzleydienerinn Weinberg. Sie bot der neuen Stiftung unter ähnlichen Umständen und Bedingungen christlich gutmüthig ein Scherflein von 200 Rthlrn. an.

Durch diese unerwartet dargebrachten christlichen Opfer und der Muth des Presbyteriums um so mächtiger gestärkt, da bald nachher zwey Patrioten (der Cammer-Director Burghoff und der Kaufmann Rumpf) der Eine 600, der Andere 1000 Rthlr. Capital ohne Zinsen zum Ankauf eines Schulhauses vorschießen zu wollen, sich freywillig erboten.

Endlich führte auch noch eine ergiebige Kirchen-Collecte so viel bares Geld zur Casse, daß die Schule im Vertrauen auf die ferner waltende göttliche Vorsehung, den 3ten Julius 1780 eröffnet werden konnte. Das mitten in der Stadt gelegene, angekaufte Schulhaus ward auf diese Art bald schuldenfrey. Denn außer den eben genannten Menschenfreunden setzten auch noch die beyden unverheyratheten Demoiells Burghoff und Guischard patriotische Vermächtnisse zu dieser gemeinnützigen Schulanstalt aus.

Da aber die so zusammengebrachten Fonds immer noch nicht hinreichten, ein Capital zu bilden, dessen Zinsen die Stiftung auch für die Zukunft sichern könnten: so ward beschlossen, zu Gunsten der Töchterschule ein Capital auf Leibrenten zu nehmen. Auch zur Realisirung dieses Beschlusses des Kirchen-Directoriums fand sich unvermuthet eine erwünschte

Gelegenheit. Ein bejahrtes Fräulein both der Schulcasse zweytausend achthundert Rthlr. gegen sieben fürs Hundert auf Leibrenten an; so daß dieß Capital nach dem Tode der Leibrentistinn der Schulcasse zufallen sollte. Um ihr die nöthige gerichtliche Sicherheit für Capital und Zinsen zu geben, verpfändete man ihr Obligationen und das Schulhaus.

Indessen hatte man auch wegen richtiger Bezahlung so schwerer Zinsen schon Vorsichtsmaßregeln getroffen. Der Inspector dieser musterhaften Mädchenschule *) war schon im siebenjährigen Kriege Friedrich dem Einzigen persönlich bekannt geworden, und glaubte, ihn auch nachher als einen für die Wohlfahrt der Seinen überhaupt und für das Volkserziehungs-Wesen insbesondere bekümmerten Landesvater aus eigenen Erfahrungen kennen gelernt zu haben. Er hielt sich daher überzeugt, daß ihm der Monarch auch hier eine beherzte Bitte nicht leicht abschlagen würde. Denn wirklich hatte er ihm kurz vorher schon eintausend Rthlr. und zweymal

*) Ich kann es meinem Herzen nicht versagen, den für alles Gute heißerwärmten Patrioten, der sich ganz vorzüglich bey Stiftung dieser Mädchenschule ein unsterbliches Verdienst erwarb, — den reformirten Consistorialrath Herrn Küster — bey dieser Gelegenheit mit Hochachtung und dankbarer Verehrung zu nennen.

D. Herausg.

achthundert Rthlr. zur Stiftung neuer Landschulen für die arme verwilderte Jugend auf der Salzischen neuen Straße, in Hemsdorf und in Neuhaldensleben, mit den gnädigsten Ausdrücken geschenkt. Und so entsprach der König auch dießmal der geschöpften Hoffnung des wohlthätig Bittenden. Der jetzt regierende Landesvater fuhr huldreichst fort, 120 Rthlr. jährlicher Beyhülfsgelder zur Deckung der Zinsen der Leibrentistinn, bis zu dem Tode der letztern, mit landesväterlicher Milde auszahlen zu lassen.

So wird nun, nach dem Abgang dieser Stifterinn, die Casse 3500 Rthlr. bar, mit Einschluß des jetzt 2500 Rthlr. werthen Hauses aber 6000 Rthlr. im Vermögen haben. Diese für die Zweckmäßigkeit der Wohlthaten unsers Zeitalters so ehrenvolle Stiftung begann also mit nicht mehr als 60 Rthlr. Collectengeldern. Sie ist ein erfreulicher Beleg zu der unbezweifelten Wahrheit, daß wenn nur patriotische Unternehmer, auf denen in jeder Hinsicht Verlaß ist, da sind, das edlere Publicum sie gewiß nicht in Stich lassen und die Vorsehung ihre liebevollen Bemühungen unfehlbar segnen wird.

Noch verdient hier ein Bidermann ehrenvoller Erwähnung. Ein Schwager des Hrn. Stifters der Mädchenschule, der verstorbene Geheime Legations-Rath Oelreichs, fand sich veranlaßt, für diese vortreffliche Anstalt ein Stiftungs-Capital von fünfhundert Rthlrn. auszusetzen.

Möchten diese unverkennbaren Spuren göttlicher Segnungen zugleich eine Ermunterung zur Nachahmung für andere Oerter und zum muthigen Anfange ähnlicher Institute für alle diejenigen seyn, welche mit edlem Patriotismus an der Erziehungs-Verbesserung der Töchter des Vaterlandes zu arbeiten Kraft und Gelegenheit aus der Vorsicht Hand dahin nahmen!

B. Innere Einrichtung der Stiftung.

Bey Entwerfung des Plans nahm man vorzüglich auf eine zweyfache Ersparung Rücksicht: Es durften die Lehrer nicht viel kosten; und doch das Schulgeld nur gering angesetzt werden.

Der erste Zweck ward dadurch erreicht: daß man Lehrer und Lehrerinnen annahm, welche schon Brot hatten, und durch die neue Arbeit ihr Auskommen nur zu verbessern

wünschten; im vorliegenden Falle den Kirchendiener Wirth von der Deutschreformirten Gemeine und dessen Ehefrau. Jener giebt in den Anfangsgründen des Christenthums, im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht. Diese im Stricken, Nähen, Flicken, Stopfen, Waschen und Plätten. Auch ward ihr eine jüngere geschickte Näherinn zur Gehülfinn zugeordnet, um ihr zugleich das Geschäft der Aufsicht zu erleichtern. Dann ist für besondern Unterricht im Christenthum, und in dem, was den Töchtern für ihre künftige Bestimmung aus der Geschichte, Länderkenntniß, und von den in der Haushaltung vorkommenden Naturproducten zu wissen nöthig ist, durch einen geschickten Candidaten des Predigtamts gesorgt worden.

Das feststehende Gehalt ist:

a. für den Hauptlehrer, jährlich	89	Rthlr.	12 Gr.
b. für die Hauptlehrerinn	39	—	—
c. für die junge Gehülfinn	10	—	—
d. für den Candidaten	36	—	—
Dazu kommen noch für Heizung, Licht und allgemeine Ausgaben	65	—	18
Summa	240	Rthlr.	6 Gr.

Das obere Stockwerk des im guten baulichen Stande befindlichen Schulhauses bewohnt der Hauptlehrer. Das untere enthält zwey geraume Schulstuben und ein Unterrichts-Waschhaus. An Schulgeld bezahlt eine Bürgertochter wöchentlich für 36 Stunden 1 Gr. 6 Pf., arme Kinder aber nur 6 Pf., für viele der letzten Art bezahlt die reformirte Armen-Casse.

Mit dem Schulgelde und den Interessen des Schul-Capitals, und einer jährlichen Kirchen-Collecte werden die Ausgaben bestritten.

C. Aufsicht über das Institut.

Das Presbyterium, und die Schul-Curatoren sind die Pfleger der Anstalt. Insbesondere aber machen die drey Prediger der Gemeine es sich zur Pflicht, zur Erhaltung und Aufnahme des Instituts ihr Möglichstes beyzutragen. Die Aufsicht auf die weibliche Arbeit nimmt eine Dame aus der Gemeine mit mütterlicher Sorgfalt wahr, indem sie, zur Ehre der Zöglinge und der Anstalt, die weibliche Arbeitsstunden fleißig besucht.

Am ersten Dienstag jedes Monaths findet sich ein Prediger und jene Dame in der Schule ein. Nachdem der Name und die Arbeit jedes Kindes Tages zuvor in das Arbeitsbuch

eingetragen worden ist, wird nun die angefertigte Arbeit vorgewiesen, taxiret und eingeschrieben, was dafür an Gelde würde verdient worden seyn, wenn es dem Kinde nach dem gangbaren Preise wäre bezahlt worden.

Dem Kinde steht es frey für andere Leute zu arbeiten, und so seinen Eltern eine kleine Hülfe zu verschaffen. Durch dieses monathliche Aufschreiben ist zur Ermunterung des Fleißes viel gewonnen worden.

Jährlich werden zwey große und feyerliche Prüfungen gehalten, wozu alle Schulfreunde und Freundinnen eingeladen werden. Mit rühmlicher Sorgfalt und Strenge hält man darauf, daß nichts gelehrt wird, als was dem Mädchen für die Zukunft nützlich werden kann. Auf das Gedächtniß, Rechnen und fertige Schreiben wird vorzüglich gesehen. Obgleich seit einiger Zeit Unterricht im Französischen, so wie im Weiß- und Buntstricken gegeben wird, so erlaubt man doch keiner Tochter den letztern Unterricht zu genießen, bevor sie nicht Proben ihrer Vollendung in allem übrigen, was für das Hauswesen unentbehrlicher ist, gegeben hat. Besonders wird der Unterricht im Französischen einzig denen verstattet, welche dieser Uebungen

künftig als Französische Kindermädchen, oder im Bürgerstande bedürfen möchten.

Für diesen Unterricht wird nichts bezahlt, weil die Mädchen-Lehrerinn der Französischen Colonie schon von alten Zeiten her ein kleines Gehalt aus der Pfälzer Magistrats-Casse nebst Accise-Freyheit dafür genießet.

Monathlich fertiget der Schul-Rector Sittenblätter an, welche den Eltern, und auch bey der Prüfung vorgezeigt werden müssen.

2.

Fürſtlich Löwenſteiniſche Diener-Wittwen-Societät. *)

Von Gottes Gnaden Wir Conſtantin, des H. R. Reichs regierender Fürſt zu Löwenſtein-Wertheim, ꝛc. ꝛc.

Fügen hiermit zu wiſſen, daß die Betrachtung des tiefen Elends, in welches mehrere Wittwen und Waiſen der verſtorbenen herrſchaftlichen Diener bey Ermangelung eigenen Vermögens zu verſinken pflegen, wenn ſie nicht durch Penſionen und andere den herrſchaftlichen Caſſen und dem Intereſſe derſelben öfters ſehr ſchädliche Wege unterſtützt werden, Uns bewogen hat, zur Beruhigung und zum Troſt Unſerer treuen Dienerſchaft, und aus wahrer väterlicher Liebe für dieſelbe, eine Wittwencaſſe für Unſere ſämmtlichen Diener in Unſern deutſchen Reichslanden zu er-

*) Dieſes vortreffliche Inſtitut verdankt ſeine Entſtehung dem fürſtl. Löwenſtein-Wertheimiſchen Geh. Rath und Canzler, Hrn. J. P. v. Hinkelden, der auch der Verfaſſer nachſtehender landesherrlichen Verordnung iſt.

Spiller v. Mitterberg.

richten, und deshalb folgendes gnädigst zu verordnen:

§. 1.

Außer andern Wohlthaten, welche Wir diesem Institut werden zufließen lassen, schenken Wir demselben jetzt gleich die Summe von fünf tausend Gulden Rheinisch, und haben deshalb bereits das Nöthige an Unsere Fürstliche Hofkammer erlassen.

§. 2.

Alle und jede Pensionen, womit Unsere Hauptcasse gegenwärtig beladen ist, sollen nach ihrer Erlöschung von dieser Wittwencasse ein Jahr lang genossen — und zu ihrem Stiftungscapitale geschlagen werden *).

§. 3.

Auch überlassen Wir derselben den Betrag der gestempelten Quittungen über Besoldungen, Pensionen und Gnadengeschenke, und soll der Stempelcassen-Administrator darüber eine besondere Rechnung führen, ohne die bey seiner Casse gewöhnliche Provision davon beziehen zu dürfen.

§. 4.

Wenn ein lediger Diener mit Tode abgeht, so soll das sonst gewöhnliche Gnadenquartal von

*) Dieser Beytrag allein beträgt eilftausend Gulden Rhein.

dieſer Wittwencaſſe bezogen, und zu Capital angelegt werden.

§. 5.

Jeder neue Diener ſoll vor dem Antritt ſeines Dienſtes Zehn Procent ſeiner künftigen Beſoldung bezahlen, und gleiche Summe ſoll von Beſoldungs-Verbeſſerungen bezahlt werden.

§. 6.

Unſere ſämmtlichen jetzigen und künftigen Diener ſollen jährlich zwey Procent von ihrer Beſoldung in vierteljährigen Ratis zur Wittwencaſſe zahlen.

§. 7.

Bey dieſer Abgabe ſollen nicht allein die fixe Beſoldung, ſondern auch die freye Wohnung, Güterſtücke, Sporteln und andere Emolumente in Anſchlag gebracht werden.

§. 8.

Den Anfang derſelben aber beſtimmen Wir auf den erſten Auguſt dieſes Jahres.

§. 9.

Bey Concurſen geben Wir dieſer Abgabe die nämlichen Vorrechte, deren die Steuercaſſen in Unſern Landen ſich gewöhnlicher Weiſe zu erfreuen haben.

§. 10.

Unſere Livreedienerſchaft iſt zwar in dieſer An-

ordnung eigentlich nicht mit begriffen, weil Wir fest entschlossen sind, in Zukunft keinen Livreebedienten heirathen zu lassen, wenn er nicht ein besonderes Glück durch seine Heirath machen kann; in Ansehung derjenigen aber, welche bereits verheirathet sind, verordnen Wir gnädigst, daß sie ebenfalls an diesem Institut Theil nehmen sollen.

§. 11.

Der jetzigen protestantischen Geistlichkeit und den Schuldienern in Unsern Fürstlichen Landen stellen wir es frey, ob sie durch ihren Beytritt diese Unsere landesväterlichen Absichten unterstützen, und dadurch für ihre künftigen Wittwen und Waisen sorgen wollen, als worüber sich jeder derselben binnen vier Wochen nach Publication dieses Unseres Edicts zu erklären hat; für die Zukunft aber soll bey der Annahme eines jeden neuen protestantischen Pfarrers oder eines Schullehrers derselbe zum Voraus verbunden werden, an diesem Institut Theil zu nehmen, und nach Inhalt des §. 5. 6. und 7. dazu zu contribuiren.

§. 12.

Wenn ein gemeinschaftlicher weltlicher oder geistlicher Diener in der Grafschaft Wertheim und Herrschaft Breuberg beytreten will, so wollen Wir solches gar gern erlauben, jedoch

mit der Einschränkung, daß solches nur zum halben Theil seiner Besoldung geschehen kann, und er sich ebenfalls deshalb binnen vier Wochen melde; zukünftige gemeinschaftliche Diener müssen sich deshalb gleich bey ihrer Dienstannahme erklären, und wenn sie beytreten wollen, ebenfalls die §. 5. 6. und 7. bestimmten Abgaben von der Hälfte ihrer Besoldung entrichten.

§. 13.

Wenn Wir etwa einen Mann, welcher bereits das funfzigste Jahr zurückgelegt hat, in Unsere Dienste nehmen würden, so soll sich derselbe wegen seiner Aufnahme in diese Wittwen-Societät mit dem zu ihrer Direction unten bestimmten Ausschuß besonders vergleichen, indem allerdings billig ist, daß ein solcher etwas mehr beytrage, als andere, welche bereits in ihren jüngern Jahren durch ihren Zuschuß die Verstärkung des Fonds nach Kräften bewirket haben.

§. 14.

In den ersten zehn Jahren sollen alle und jede Einkünfte dieser Wittwencasse wieder zum Capital geschlagen werden, und behalten Wir Uns gnädigst vor, bis dahin für die bedürftigen Wittwen und Waisen Unserer treuen Dienerschaft auf andere Art mildest zu sorgen, nach Verfluß dieser Zeit aber sollen die Zinsen

des Capitals unter die participirenden Wittwen und Waisen nach Proportion des Beytrags ihrer Männer und Väter in quartalischen Ratis vertheilet werden. *)

§. 15.

Die in §. 4. 5. 6. und 7. enthaltenen Revenüen aber sollen so lange zum Capital geschlagen werden, bis dasselbe hinlänglich ist, um von dessen Zinsen jeder Dienerswittwe den dritten Theil von der Besoldung ihres verstorbenen Mannes jährlich auszuzahlen.

§. 16.

Sobald das Capital so stark ist, wozu Unsers Ermessens zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre nöthig seyn werden, so sollen alle Revenüen unter die Wittwen und Waisen nach der oben festgesetzten Proportion vertheilt werden, es wäre denn, daß ein Theil mehr als zwey Drittel der Besoldung ihres Mannes oder Vaters ausmachte, als auf welchen Fall der Ueberschuß über diese zwey Drittel zum Capital geschlagen werden soll.

§. 17.

Dieser Bezug fängt sich vom Ende des ge-

*) Im Jahre 1799 erfolgte die erste Vertheilung à 16 p. C. von dem Betrage der jährlichen Besoldung, in diesem Jahre 1800 ist die Distributionssumme 18 p. C. der Besoldung.

wöhnlichen Sterbe- und Gnadenquartals, wenn Wir das Letztere verwilliget haben, an.

§. 18.

Die Wittwe eines Dieners, und nach ihrem Tode ihre Kinder, welche noch nicht das zwey und zwanzigste Jahr erreicht haben, sind diejenigen Personen, welche eigentlich hierzu das Recht haben.

§. 19.

Wenn aber der Diener bloß Kinder hinterläßt, so beziehen diese Kinder den Antheil, welcher der Wittwe gehören würde, bis sie das zwey und zwanzigste Jahr erreicht haben, er wird unter sie den Köpfen nach vertheilt, wenn sie gleich aus mehreren Ehen vorhanden sind, und der Antheil derjenigen, welche dieses Alter erreichen, wächst jedesmal denen jüngern Kindern zu.

§. 20.

Wenn neben der Wittwe noch Kinder von der ersten oder mehrern Ehen vorhanden sind, so hat sie nebst ihren Kindern die Hälfte, die Kinder von denen vorherigen Ehen aber die andere Hälfte so lange zu genießen, bis letztere sämmtlich das zwey und zwanzigste Jahr erreicht haben, wo sodann ihre Hälfte der Wittwe zufällt.

§. 21.

Stirbt die Wittwe vor diesem Zeitpunkt, und hinterläßt Kinder, so tritt hernach dasjenige ein, was §. 19. wegen der Kinder aus mehreren Ehen verordnet ist.

§. 22.

Wenn die Wittwe wieder heirathet, so verliert sie zwar allen Anspruch auf Wittwengehalt, ihre mit ihrem vorigen Mann erzeugten Kinder aber haben solchen, nach Vorschrift der vorstehenden §§, eben so zu genießen, als wenn ihre Mutter wirklich gestorben wäre; sind aber auch Kinder einer vorherigen Ehe vorhanden, so muß sich nach dem §. 20 gerichtet werden, indem sie sonst leicht durch die neue Heirath ihrer Stiefmutter deterioris conditionis werden könnten.

§. 23.

Wenn ein Diener, welcher noch nicht fünf und zwanzig Jahr lang contribuirt hat, erst nach zurückgelegtem sechzigsten Jahre geheirathet hätte, ohne von einer vorherigen Ehe noch unmündige, noch nicht zwey und zwanzig Jahr alte Kinder zu haben, so soll nach seinem Tode distinguirt werden, ob er von dieser Frau noch Kinder hinterläßt oder nicht; im ersten Fall sollen die Wittwe und ihre Kinder aus Mitleiden gegen die Waisen genau nach dieser Vorschrift behandelt

werden, im letztern Fall aber soll die Wittwe nur die Hälfte des ihr sonst competirenden Gehalts bekommen, und hat auch kein jus accrescendi zu genießen, wenn die Kinder erster Ehe das zwey und zwanzigste Jahr zurückgelegt haben.

§. 24.

Die Wittwen und Kinder derjenigen Diener, welche Unsern Dienst freywillig verlassen werden, sollen keinen Anspruch auf dieses Institut haben, es wäre denn, daß der Diener seinen Dienst wegen Alters oder Leibesschwachheit nicht mehr hätte vorstehen können.

§. 25.

Wenn ein Diener cassirt würde, so wollen Wir aus Mitleiden gegen unschuldige Weiber und Kinder sie von dem Genuß dieser Unserer Wohlthaten nicht ausschließen, wenn sie bis zum Tode ihres Mannes oder Vaters nach Inhalt des §. 6. contribuiren werden.

§. 26.

Dieser Wittwen- und Waisen-Gehalt soll auf keinerley Weise irgend einem Arrest oder Remission unterworfen seyn, es wäre denn wegen Rechnungs- Receß und Unterschlagung öffentlicher Gelder des verstorbenen Dieners, als woran der Leichtsinn der Frau eben so oft, als die schlechte Wirthschaft des Mannes schuldig zu seyn pflegt.

§. 27.

Auch soll dieser Gehalt mit keinerley herrschaftlichen oder andern Abgaben, unter irgend einigem Vorwand belegt werden können.

§. 28.

Für die Administration dieses Fonds haben Unsere fürstliche Regierung und Hofkammer zu Wertheim bestens Sorgfalt zu tragen, und ein vorzüglich wachsames Auge darauf zu haben.

§. 29.

Die eigentliche Direction aber, soll jederzeit ein Ausschuß Unserer Dienerschaft haben, welcher aus zwey Regierungs-Mitgliedern, einem Kammer-Rath oder Assessor, und fünf andern Mitgliedern der Gesellschaft bestehen soll.

§. 30.

Die Wahl dieses Ausschusses hängt ganz allein von der Gesellschaft ab, weil der Fonds ihr wahres Eigenthum ist, und so lange bleiben muß, bis etwa der unter dem letzten §. bestimmte traurige Fall sich ereignen sollte.

Es kommt also lediglich auf das Vertrauen dieser Gesellschaft an, wem sie die Direction dieses ihres Fonds überlassen will, und wollen Wir Uns aus landesherrlicher Gewalt hierin gar nicht mischen, sondern verordnen bloß gnädigst, daß die Wahl durch alle diejenigen Mitglieder, welche wenigstens mit einem Canzelisten glei-

chen Rang haben, nach Mehrheit der Stimmen geschehen soll, und werden die auswärtigen Mitglieder ihre Stimmen schriftlich einschicken; jedoch wird es gut seyn, wenn sie auf solche Diener dabey Rücksicht nehmen, welche nicht zu weit von Wertheim wohnen, und also den Versammlungen entweder selbst beywohnen, oder doch die ad vocandum ausgestellten Propositionen durch die gewöhnlichen Bothen leichtlich und umsonst erhalten können.

§. 31.

Dieser Ausschuß soll über alle und jede dieses Institut betreffende Gegenstände sich berathschlagen, und seine Schlüsse secundum majora abfassen, ein förmliches Protocoll darüber führen, und eine besondere Registratur halten, und seine Fertigungen sollen Fidem publicam haben, zu welchem Ende Wir ihm auch die Führung eines besondern Siegels mit Unserm fürstlichen Wappen und der Umschrift:

Fürstlich-Löwensteinische Diener-Wittwen-Societät,

gnädigst gestatten.

§. 32.

Jedoch versteht es sich von selbst, daß diesem Ausschuß bloß die Direction der Geschäfte, mithin keine Justizpflege, anvertrauet sey, sondern wenn ein Gegenstand auf eine

rechtliche Entscheidung ankommt, so steht die Gesellschaft als Beklagter unter Unserer fürstlichen Regierung, und als Kläger muß sie dem Forum des Beklagten folgen. Wir befreyen sie aber hiermit von Tax- und Stempelpapier, in so weit sie solches zu bezahlen hätte.

§. 33.

Bey außerordentlichen wichtigen Vorfällen, besonders wo es auf Abfassung eines neuen Schlusses in vim legis ankommt, hat der Ausschuß die Meinung eines jeden Interessenten, welcher bey der Wahl der Ausschuß-Mitglieder eine Stimme hat, einzuholen, und hierauf den Schluß nach Inhalt der meisten Stimmen zu verfassen. Jedoch muß ein solcher Schluß von Uns oder Unsern Regierungs-Nachfolgern confirmirt werden, ehe er vim legis erhalten kann.

§. 34.

Der Rechnungsführer muß ebenfalls von der ganzen Gesellschaft auf die nämliche Art, wie die Mitglieder des Ausschusses zur Direction, gewählt werden.

Er darf kein Mitglied dieses Ausschusses seyn, und Wir hoffen gnädigst, daß diejenigen Unserer Diener, welche sich hierzu schicken, patriotisch genug gesinnet seyn werden, um sich, dem gemeinen Besten zu Liebe, diesem Geschäfte

umsonst zu unterziehen, würden Wir Uns aber hierin irren, oder würde der Fonds Unserm Wunsche und Unserer Hoffnung gemäß so stark, daß dessen Administration dem Rechnungsführer so viel Beschäftigung machte, daß derselbe ohne Abbruch seiner übrigen Geschäfte dieser Arbeit sich nicht wohl unterziehen könnte, mithin eine billige Entschädigung nothwendig würde, so überlassen Wir es ebenfalls der Gesellschaft, sich mit dem Rechnungsführer wegen seiner Belohnung zu vergleichen.

§. 35.

Der Rechnungsführer hat seine Rechnung jährlich zu stellen, welche sodann unverzüglich von dem Ausschusse revidirt, jedoch, vor dem gänzlichen Abschluß, Unserer Regierung und Hofkammer zu ihren allenfallsigen Erinnerungen vorgelegt werden muß.

§. 36.

Nach gemachtem Rechnungsabschlusse soll der Renner über Einnahme und Ausgabe jedesmal gedruckt, und allen Interessenten mitgetheilt werden, damit dieselben sehen, wohin ihr Geld verwendet werde, wie stark der Fonds sey, und ob sie nichts dabey zu erinnern haben, als welches jedem Mitgliede der Gesellschaft erlaubt seyn muß.

§. 37.

Die Gelder dieses Fonds sollen in Unsern fürstlichen Landen zu Capital angelegt, und an solche Unterthanen ausgeliehen werden, welche nicht nur das gehörige Unterpfand geben, sondern von welchen man auch versichert ist, daß sie die Zinsen zur rechten Zeit bezahlen können.

§. 38.

Für diese Ausleihung hat der Rechnungsführer vorzüglich zu sorgen, und für seine Mühe vom Gulden zwey Pfennig zu beziehen, welche der Debitor bezahlen muß.

§. 39.

Wenn die Gelder in Unsern fürstlichen Landen nicht mit gehöriger Sicherheit untergebracht werden könnten, so wollen Wir zwar gnädigst gestatten, daß solche auch auswärts angelegt werden dürfen, nur muß der Rechnungsführer sodann den Schluß des Ausschusses hierüber einholen.

§. 40.

In die landesherrlichen Cassen darf durchaus kein Geld von diesem Fonds geliehen werden.

§. 41.

Die Capitalbriefe sollen in einer Kiste verwahrt werden, wozu vier Mitglieder des Ausschusses vier besondere Schlüssel haben sollen, auch muß in den Schuldverschreibungen ausdrücklich

lich bemerkt werden, daß kein Amortisations-Schein dagegen gelten solle, er wäre denn gerichtlich durch Unsere fürstliche Regierung erkannt, und durch alle Mitglieder des Ausschusses unterschrieben worden.

§. 42.

Wegen Unserer Dienerschaft in Unsern außerhalb des deutschen Reichs gelegenen Landen behalten Wir Uns vor, wegen ihres Beytritts zu dieser Societät dasjenige, was Wir nach Beschaffenheit der Umstände gnädigst gut finden werden, noch besonders zu verordnen.

§. 43.

Sollte, welches Gott in Gnaden verhüten wolle! Unser fürstliches Haus im männlichen Stamm erlöschen, als wodurch Unsere fürstlichen Reichslande sehr würden zertrennt werden, so soll alsdann dieses Institut in Ansehung des Beytrags zwar gänzlich aufhören, den Genuß des vorhandenen Fonds aber sollen die alsdann vorhandenen Wittwen und Waisen, und die Wittwen und Waisen der alsdann vorhandenen Diener, nach der oben festgesetzten Proportion so lange zu genießen haben, bis sie sämmtlich abgestorben seyn werden, dergestalt, daß der Antheil der Verstorbenen stets den Ueberlebenden zufällt, und die letzte Wittwe die Zinsen des

ganzen Fonds benutzen soll, wie solches bey Tontinen gewöhnlich ist. Jedoch soll die Oberaufsicht darüber den Allodialerben Unsers fürstlichen Hauses vorbehalten seyn, auch denenselben das ganze Capital nach dem Absterben der sämmtlichen Wittwen zu Ihrer freyen Disposition heimfallen.

Wir befehlen solchemnach Unserer fürstlichen Regierung, Hofkammer, Beamten und sämmtlicher Dienerschaft, diesen Unsern Befehl unterthänigst zu befolgen, und zweifeln um so weniger, daß dieselben zu Erreichung Unsers Endzwecks hierbey alles Mögliche beytragen werden, da Wir dabey lediglich ihr eigenes Wohl zum Gegenstande Unserer landesväterlichen Vorsorge haben.

Gegeben Pittlingen den 10ten Julius 1789.

Constantin,
Fürst zu Löwenstein.

VII.

Patriotiſche Rüge.

I.

Mangel an Nationalſtolz unter den Deutſchen.

„Unter den Ausländern — heißt es in einem Gemälde von Petersburg — ſind hier die Deutſchen, ſowohl durch ihre große Anzahl (die ſelbſt der Bevölkerung einer beträchtlichen Stadt Ehre machen würde) als auch durch die Verbindung, in welcher ſie mit den Ruſſen leben, und durch den Einfluß, den ſie auf dieſe haben, vorzüglich merkwürdig. In allen Ständen giebt es hier Deutſche, und in jedem derſelben, den Handelsſtand ausgenommen, überwiegen ſie die übrigen Ausländer. Da ſie ſich mehr, als dieſe, an die Nation anſchließen, und die Landesſprache oft bis zur größten Vollkommenheit erlernen, ſo haben ſie unter allen fremden, hier angeſeſſenen Einwohnern die größeſten Anſprüche auf Staatsbedienungen und militairiſche Würden. In der That giebt es hier

faſt kein einziges Departement von Wichtigkeit, in welchem nicht Deutſche, und zum Theil in ſehr bedeutenden und ehrenvollen Aemtern, angeſtellt wären; ein Beweis ihrer Brauchbarkeit, der um ſo weniger zweydeutig iſt, da ſie auch hier das Schickſal haben, welches die Deutſchen faſt unter allen Europäiſchen Nationen verfolgt — das Schickſal, keiner Nationalachtung zu genießen. Sey es nun Mangel einer glänzenden Außenſeite, oder ein kleiner Hang zum Steifen und Pedantiſchen ꝛc. genug der Deutſche genießt, als Deutſcher — ungeachtet ſeiner anerkannten Vorzüge, nirgend in Europa, weder in Paris noch in London, weder in Rom noch in Petersburg, einer beſondern Achtung; es ſey denn, daß er ſie ſich durch perſönliche Ueberlegenheit zu erzwingen wüßte. Daher entſpricht auch hier das Ruſſiſche Njemez vollkommen dem Engliſchen German und dem Franzöſiſchen Allemand.

Die Urſachen dieſer, für unſere Nationalehre ſo beleidigenden Erſcheinung möchten hier vorzüglich folgende ſeyn. Unter den Deutſchen, die hierher kommen, befinden ſich nur die wenigſten in der Lage, daß ſie ſich nicht genöthigt ſehen ſollten, entweder den Beutel des Publicums auf irgend einem gewöhnlichen

oder ungewöhnlichen Wege zu beschaßen, oder sich sogleich um Hauslehrerstellen zu bewerben — ein Dienstverhältniß, auf welchem hier, aus mancherley Gründen, eine besondere Geringschätzung ruht. Die Zeitungen sind voll von Anerbietungen solcher Leute, die sich aufs Gerathewohl hier einfinden, oder vielleicht, durch Mißgeschick umhergeworfen, nach Petersburg — dem leßten Hafen aller Glücksritter — eilen. Oft finden sich unter ihnen Männer von Talent und Brauchbarkeit, und diesen schlägt es selten fehl, sich zu einer günstigeren Lage hinauf zu arbeiten; da aber tägliche neue Ankömmlinge das vergessene Bild ihres vormaligen Zustandes erneuern, und die Residenz fast der einzige Canal ist, durch welchen diese fremden Ansiedler ganz Rußland überströmen, so ist es natürlich, daß der Deutsche hier weniger gelten muß, als irgendwo im Reiche.

Ich übergehe mehrere andere Ursachen, um nur noch die leßte und wirksamste, den Mangel an Selbstgefühl und Nationalstolz, zu rügen. Diese beyden Eigenschaften, durch welche sich alle, auch die armseligsten Völkerschaften des Erdbodens, auszeichnen, scheinen dem Deutschen, und nur dem Deutschen, zu fehlen. Kein anderes Volk schmiegt sich so leicht und so gern an fremde

Sitten an; kein anderes Volk vergißt ſobald ſein Vaterland, als die Deutſchen. Der Engländer lebt in Neapel, Liſſabon und Petersburg als Engländer; er ſieht ſeinen Aufenthalt, und wäre er im Paradieſe, nur als eine Verbannung an, und kehrt zurück in ſein geliebtes Vaterland, ſobald ein günſtiges Schickſal ihm lächelt. Die Deutſchen verlieren im Auslande, vorzüglich wenn es ihnen wohlgeht, in wenigen Jahren ſelbſt die Rückerinnerung an ihr Vaterland; was auch ihre Dichter ſingen und ſagen mögen! Ich habe Leute gekannt, die aus den ſchönſten und glücklichſten Gegenden Deutſchlands in dem Alter der Ueberlegung hierher gekommen waren, und mich von den Vorzügen ihres Vaterlandes mit Begeiſterung ſprechen hörten, ohne nur einen Wunſch nach der Rückkehr in daſſelbe zu äußern. Mehrere wohlhabende und unabhängige Deutſche, die ich hierüber befragte, gaben mir mit der kälteſten Unempfindlichkeit zu verſtehen, daß ihnen allenthalben wohl ſey, wo — Braten und Punſch zu haben wäre. Nur bey äußerſt wenigen kann dieſe Denkungsart ſich auf Dankbarkeit gegen das Land gründen, dem ſie ihren Wohlſtand ſchuldig ſind; ein ſo feines Gefühl iſt nicht die Ausſteuer des großen Haufens.

Da es in Petersburg keinen herrschenden Geist, keine National-Denkungsart giebt, so sind die Deutschen hier natürlich weit weniger Russen, als sie in Paris Franzosen, oder in London Engländer sind; aber mehr als alle andere hier lebende Fremdlinge haben sie sich doch den Russen genähert. Die Deutsche Frau vom bon Ton spricht lieber Russisch, als Deutsch; ja es giebt Deutsche, die sich ihres Namens schämen, weil sie sich fürchten, zu einer Nation gezählt zu werden, wider welche das Vorurtheil spricht."

Doch vielleicht wirkt hier die Geringachtung, welche Ausländer dem Deutschen Namen zeigen, eine gewisse Schüchternheit?

Vielleicht wirkt dazu selbst die Verfassung mit, unter welcher der Deutsche Staatskörper eigentlich mehr eine Sammlung von Gliedern, als einen Zusammenhang von Gliedern Eines Leibes ausmacht?

Und hat nicht selbst der höhere Grad von Aufklärung des Geistes, der den Deutschen Mann von Kopf, den Deutschen Gelehrten, den Deutschen Bürger sogar — auszeichnet, einen bedeutenden Antheil an dem praktischen Bekenntnisse des Grundsatzes: ubi bene, ibi patria! —

Sollte nicht endlich jener ächte (nicht der von Schwärmern sogenannte) Weltbürgersinn, den der Unsterbliche und Göttliche hatte, welcher nicht sein Volk und seines Volkes Land allein, sondern die Menschen und die Welt erleuchten und erretten wollte, bey Allen denen, die in seiner Schule gebildet sind, auch Dem, was Patrotismus ist und heißt, einen höheren Standpunkt, einen weiteren Wirkungskreis und eine reinere Ansicht verliehen haben? — — —

Patriotisches

Archiv für Deutschland.

Des vierten Bandes zweytes Stück.

Digitized by Google

I.

Patriotische Belehrungen.

12.

Verbesserung und Umwälzung.

Verbesserung und Umwälzung werden oft für gleichbedeutende Namen gehalten, bezeichnen aber ganz verschiedene Sachen. Es ist nöthig dieß zu bemerken, weil sie sonst leicht mit einander verwechselt werden, und diese Verwechselung dem Staate gemeiniglich so nachtheilig ist, als die Verwechselung der Arzneygläser dem Kranken.

Fürst Adelbert arbeitet jeder Verbesserung seines Staates entgegen: weil er sie für Umwälzung hält; und Hofrath Deneb erregt eine Umwälzung, da er doch eine Verbesserung sucht.

Was Verbesserung eigentlich sey, lehrt schon der Name. Die Verbesserung führt etwas Besseres ein, und verdrängt dadurch das alte Fehlerhafte. Die Umwälzung aber zerschlägt und

zertrümmert das Alte, unbesorgt, wo etwas Besseres herkommen soll.

Die Verbesserung ist ein Werk des stillen Nachdenkens, die Umwälzung ein Werk der Arglist und der Wuth. Jene ist eine Tochter der Weisheit, diese hat die Leidenschaft zu ihrer Mutter. Die Feder und die Druckerpresse sind die Werkzeuge, deren sich die Weisheit bedient, um ihrer Tochter den Eingang in die Welt zu verschaffen; Umwälzung hingegen wird durch Dolch, Pike und Geschütz befördert.

Die Verbesserung wächst langsam empor, gleich der Kreuzkirche zu Dresden; die Umwälzung hingegen, ist sie einmal zu Kraft gekommen, wirkt schnell, wie das Erdbeben in Calabrien. Die Wirkungen der erstern sind wohlthätig, die Wirkungen der letztern sind, wie die, des Erdbebens in Calabrien.

Verbesserung muß jeder weise und rechtschaffene Mann zu befördern suchen; Umwälzung kann kein Weiser und Rechtschaffener vorsetzlich herbeyführen. Ich sage vorsetzlich herbeyführen. Zufällig kann auch der Weiseste und Edelste in dieselbe verwickelt werden. War dieß nicht das Schicksal vieler weisen und edeldenkenden Franzosen?

Meine Einsichten sind zu eingeschränkt, als daß ich bestimmen könnte, welches Volk am mehresten für Verbesserung gethan habe. Daß aber das Deutsche Volk zu allen Zeiten und besonders im geendigten Jahrhunderte, viel verbessert habe, und in Ansehung dieses Punkts keinem andern Volke nachstehe, wer kann dieß läugnen? War es nicht ein Deutscher, der im sechszehnten Jahrhunderte eine Verbesserung zu Stande brachte, die sich über ganz Europa verbreitete, und deren wohlthätige Wirkungen noch jetzt empfunden werden?

Und wie viel haben die Deutschen in dem geendigten Jahrhunderte gebessert! Wie rein ist die Religion, die sie lehren! Wie sehr ist ihre Erziehung vervollkommnet! Welche Fortschritte haben sie in der Landwirthschaft gemacht! Wie musterhaft sind ihre Armenversorgungsanstalten, vorzüglich in Hamburg! In wie vielen Deutschen Ländern ist die Leibeigenschaft aufgehoben! Wie landesväterlich sind die Preußische, Churſächsische, Gothaische, Braunschweigische und viele andere Regierungen! Das Preußische Gesetzbuch, ist es nicht eine Ehre für Deutschland?

Freylich sind wir noch lange nicht, was wir seyn sollten und seyn könnten. Kein Deutscher Staat ist von Gebrechen frey. Keiner, dessen Gesetze keiner Verbesserung fähig wären; keiner,

dessen Gesetze durch Unterbeamte nicht gemißbraucht würden, u. s. w. Aber, wo ist denn das Volk zu finden, dessen Staatsverfassung weniger mangelhaft wäre? — ? — ? —

Ihr Deutschen Männer, deren Busen durch Eifer für das Gute gewärmt wird, verhehlet einander diese Mängel nicht, beschönigt sie nicht, beherziget sie, und wendet eure Vernunft an, um Mittel zu finden, sie nach und nach wegzuräumen. Bedient euch der Freyheit, die ein großer Theil des Vaterlandes genießt, freymüthig zu dem Deutschen Volke sprechen zu können, und tragt eure Vorschläge zur Verbesserung mit Bescheidenheit und Nachdruck vor. Zündet aber das fehlerhafte Gebäude nicht an, damit die Flamme nicht die nebenstehenden bequemen und dauerhaften Wohnungen zugleich in die Asche lege, und euch in die Nothwendigkeit setze, für eure Familien Erdhütten aufzuwerfen. Bessert es aus, wenn es Ausbesserung verdient, und ist es derselben nicht werth, so lasset es stehen, und führet ein vollkommneres auf.

So werdet ihr, zwar mit langsamen, aber doch mit sichern und festen Schritten euch immer mehr dem Ziele nähern, welches alle gebildete Völker zu erreichen wünschen.

Becker.

13.

Zur Begründung und Verbreitung des moraliſchen Reichs kann und ſoll ein Jeder das Seine beytragen.

Dieſe Wahrheit wird gewiß einem jeden, der ihren Sinn ganz verſteht, ſogleich einleuchten; und wer ſie faßt, der wird das, was nur im Allgemeinen darüber geſagt werden kann, ohne weitere Anleitung ſehr leicht auf ſein Individuum anwenden können; er wird in der Reihe vernünftiger Weſen, und als Mitglied des moraliſchen Reichs, ganz den Platz auszufüllen wiſſen, auf dem er ſteht; er wird es einſehen, daß er verpflichtet iſt, nach Maßgabe ſeiner Kräfte und der Verhältniſſe, in welchen er ſich befindet, an der Ausbreitung dieſes Reichs thätigen Antheil zu nehmen, und wo er nur dazu Gelegenheit hat, ſeinen Wirkungskreis für dieſen hohen Beruf aufs möglichſte zu erweitern.

Alle vernünftigen Geſchöpfe haben eine gleiche höchſte Beſtimmung, einen gemeinſchaftlichen Endzweck. Dieſer gemeinſchaftliche Zweck iſt kein anderer, als mo-

ralische Veredelung durch Befolgung jener Gesetze, welche die Vernunft als allgemein gültig und verbindlich erklärt. Der Mensch gehört seiner vernünftigen Natur nach zur moralischen Welt, und muß, seiner Bestimmung gemäß, nicht nur dem Gesetze der Sittlichkeit sich unterwerfen, sondern er muß auch zur Beförderung derselben nach allen Kräften mitwirken. Nicht auf einmal, und nicht ohne den Gebrauch seiner Vernunftkräfte wird der Mensch, was er in der Reihe moralischer Wesen seyn soll. Denn seine sinnliche Natur hat und behält in ihm die Oberhand, bis er sich Kraft genug erworben hat, das Gesetz der Vernunft geltend zu machen, und zur Erreichung des letzten Zwecks tritt er nicht ausgebildet in die Welt, sondern nur mit Anlagen, die erst entwickelt werden müssen. Aber die eigentliche Ausbildung des Menschen zu einem vernünftigen Wesen gedeihet nur in der gesellschaftlichen Verbindung mit Wesen seiner Art, in so fern sie selbst denjenigen Grad der Kultur besitzen, der sie des Gebrauchs der Vernunft fähig macht. Der Mensch, als Mitglied des moralischen Reichs, darf also seiner Bestimmung gemäß nie ein bloß genießendes, er muß ein mitwirkendes Mitglied in diesem

Reiche seyn, er muß thätigen Antheil an der Beförderung und Ausbreitung desselben nehmen, muß jedem, der ein Mensch ist, zur Erreichung seiner Menschenwürde behülflich seyn. Und wer das Gegentheil thut, wer Unwissenheit und Unsittlichkeit befördert, oder auch nur nicht hindert, der handelt gegen seine Bestimmung, und vernachläßigt den wichtigsten Theil derselben.

Dieses gemeinschaftliche Mitwirken zu einem höchsten Zweck, diese gegenseitige Hülfsleistung zur Erreichung eines und desselben Ziels ist derjenige Punkt, in welchem sich nicht nur die Würde, sondern auch das höchste Interesse der gesammten Menschheit concentrirt. Hier sind wir alle gleich, Alle haben gleiche Rechte und gleiche Verpflichtungen, Alle gehören zu dem großen und unzertrennlichen Verein, der, was sonst durch untergeordnete Zwecke getrennt werden könnte, wieder an einander knüpft. Dieser höhere Gesichtspunkt einer moralischen Verbrüderung zu einem gleichen Zwecke ist von solcher Wichtigkeit, daß, wo er aus dem Auge gelassen wird, sogleich die Bande der Menschheit zerreißen, und die Vervollkommnung des Menschen und des Menschengeschlechts gehindert wird; er ist es, der bey Allem, was einzelne Menschen denken und thun, bey Allem, was in der gesellschaftlichen Verbin-

dung beabsichtigt wird, das letzte Ziel seyn sollte, nach welchem wir hinstreben.

Eines solchen Bandes bedurfte die Menschheit, wenn sie nicht in sich selbst aufgelöset werden sollte. Denn fast alles andere scheint darauf angelegt zu seyn, sie zu trennen, die geistigen und physischen Kräfte in steter Spannkraft gegen einander zu halten, um einander zu bevortheilen, zu bekämpfen, zu unterdrücken. Klugheit und Stärke wollen gewinnen und regieren, und die Vernunft soll und darf ihre Rechte nicht behaupten, ihre Gesetze nicht geltend machen. Selbst wo schon ein höherer Grad der Kultur größere Veranstaltungen zur Vereinigung der Menschen möglich gemacht hat, da nehmen diese Veranstaltungen nicht selten nur den Schein an, als wollten sie die Menschen durch einen gemeinsamen Zweck in nähere Verbindung bringen, aber nur zu oft bewirken sie das auf eine Art, die der Würde des Menschen zuwider ist, oder sie bewirken gar das Gegentheil. Was sind z. B. die Bande der bürgerlichen Gesellschaft, wenn in einem Lande nur Herrscher und Beherrschte sind, wenn jene nach Willkür regieren, Gesetze geben, nicht zu beglücken, sondern nur zu unterdrücken und im Zaum zu halten; wenn diese sträubend das Joch tragen, der Gewalt nachge-

ben, nicht aus Vernunftgründen, aus reiner Vaterlandsliebe, sondern weil sie müssen, und jede Gelegenheit benutzen, das Joch abzuschütteln? Es sind nur eherne Bande, welche die Menschen an einander fesseln, und Vernunft und Moralität hören auf, die Menschen zur höhern Kultur zu führen. Wenn die Politik nur darauf ausgeht, durch List und Gewalt Staaten zu bevortheilen und zu unterjochen, und privilegirt zu seyn glaubt, sich jede Uebertretung des Moralgesetzes zu erlauben; so sind ihre Bündnisse nur trügerische Blendwerke, sie zerreißt, wenn es ihr Vortheil erheischt, gewaltsam die Bande, welche Völker und Staaten vereinigen sollten. Selbst die Religion, wenn sie nur bloß Meinungen und Gebräuche vorschreibt und enthält, weckt den Sektengeist, veranlaßt Parteyen und trennt die Menschen, statt sie zu vereinigen. Völkerstaaten und Religionsvereine, wie unhaltbar sind sie nicht? Nur in dem einen Punkt der sittlichen Veredlung trifft die Menschheit wieder zusammen, vereinigt sich in einen unzertrennbaren Bund, wandelt einem Ziele entgegen, wird von einem gemeinschaftlichen und höchsten Interesse belebt. Dies ist der moralische Verein, der Einzige, der haltbar ist, derjenige, dem alle andere Vereine untergeordnet

seyn sollten, weil nur er es ist, der mit dem Zwecke der Menschheit bestehet.

Nun wird man mich auch verstehen, warum ich bey Aufstellung jenes Satzes mich des Wortes Weltbürger bedient habe. Leider! gehört diese Benennung zu den verrufenen Ausdrücken, den der politische Sektengeist des Zeitalters, so wie andere an sich unschuldige, sogar edle Ausdrücke in Anspruch genommen hat. Freylich mag es wahr seyn, daß sich oft unter diesem Namen jener politische Indifferentismus verbirgt, der vor lauter Weltbürgersinn sein eigenes Haus nicht kennt, der die Welt reformiren möchte, und für sein Vaterland nichts thut. Aber wollten wir alle mißverstandene und gemißbrauchte oder verketzerte Ausdrücke verwerfen, so würde unsere Sprache einen großen Verlust leiden müssen. Der ächte Weltbürger schränkt seine Wünsche nicht auf Stadt und Land und Volk, nicht auf Glaubens- und Religionsgenossen, nicht auf Verwandte und Befreundete ein; er verengt seinen Wirkungskreis nicht auf die engern Grenzen, welche Beruf und Amt ihm setzen, er interessirt sich für die gesammte Menschheit. Aber eben darum wirkt er auch, so weit er kann, und ist thätig für Menschenwohl, ohne Rücksicht zu nehmen, wie nah oder fern der Mensch mit ihm in Verbindung steht, er kennt bey der

Erfüllung des Gebots der Menschenliebe kein anderes Motiv als das Interesse der Menschheit, als das der Pflicht. Kosmopolitismus schließt Patriotismus nicht aus, dieser ist in jenem begriffen, er wird durch jenen genährt und verstärkt. Ein ächter Kosmopolit ist gewiß auch der wärmste Patriot, denn er wird für das Gute thätig seyn, wo und wie weit er kann, aber eben darum wird er auch das und das am wenigsten übersehen, was er in seinem Vaterlande Gutes wirken kann; seine Wünsche umfassen das Heil der Menschheit, aber eben darum wird er auf demjenigen Standpunkt am thätigsten für Menschenwohl seyn, auf welchem er zunächst stehet; er wird in dem Mitbürger nicht bloß den Landsmann ehren, sondern den Menschen, aber eben darum wird er im weitesten Umfange des Worts Menschenliebe üben. Sollte er auf einer Höhe stehen, von wo aus er über die Grenzen seines Vaterlandes hinweg wirksam seyn könnte, sey es als Staatsmann oder als Schriftsteller, so wird er immer die Menschheit im Auge und im Herzen haben, aber was er für sie thut, das wird und muß gewiß zum Wohl und zur Ehre desjenigen Landes gereichen, dem er zunächst zugehöret. Selbst wenn die Bande, die ihn an das Vaterland fesseln, lokkerer werden sollten, vielleicht weil er es aus

Gründen der Vernunft nicht mehr achten und lieben kann, so werden die festesten Bande der Menschheit ihn noch an dasselbe knüpfen; wenn Vaterlandsliebe erlöschen könnte, so muß der Weltbürgersinn bleiben, und jene von neuem beleben.

Ueberhaupt sollten wir den hohen Beruf, für Wahrheit und Tugend thätig zu seyn, nie auf die engern Verhältnisse des Lebens einschränken. Denn dies ist die Hauptursache, warum für diesen Zweck unendlich weniger geschiehet, als geschehen könnte. Wahrheit und Tugend gehören allen Menschen zu, und Alle ohne Ausnahme sollen für die Verbreitung derselben auf jeglichem Wege und in jedem Verhältnisse mitwirken. Denn, wenn nicht Jeder thut, was er kann, so wird Alles nur halb geschehen, und wer hier nicht mitwirkt, der hindert. Es ist daher ein höchst schädlicher Wahn, wenn man z. B. glaubt, daß es bloß die Sache der dazu bestellten Prediger und Lehrer sey, Aufklärung und Sittlichkeit zu befördern. Freylich sind sie zunächst für diesen Zweck bestimmt, sie sollen Amts und Berufs wegen für denselben arbeiten, sie werden sogar dafür besoldet. Aber eben dieß, daß sie Amts wegen lehren, daß sie dafür besoldet werden, hindert in mehrerer Hinsicht den guten Erfolg ihrer Bemühungen. Ueberdies kön-

nen sie auch bey der gewissenhaftesten Treue in ihrem Berufe nicht Alles thun, wenn nicht Jeder mitwirkt, so viel er kann. Was hilft es, wenn das Kind in der Schule den besten Unterricht erhält, die dringendsten Ermunterungen zum Guten höret, und es wird im elterlichen Hause nicht zur thätigen Uebung des Guten angehalten, oder es wird gar durch das verderbliche Beyspiel der Eltern und derer, mit welchen es umgeht, zum Bösen verführt? Was kann der Prediger ausrichten, wenn er in der Kirche noch so erbaulich prediget, wenn diejenigen, die dem Volke vorleuchten sollen, nicht nur ihre Geringschätzung gegen diese Belehrungen durch Absonderung von den öffentlichen Gottesverehrungen zu erkennen geben, sondern auch durch ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was die Veredelung der Menschheit beabsichtiget, durch ihren Leichtsinn, oder durch ihr böses Beyspiel, allen guten Eindruck, der in der Kirche entstanden, wieder vernichten. Für Wahrheit und Tugend muß Jeder thätig seyn, nicht sowohl als Staatsbürger, sondern als Mensch, als Mitglied des moralischen Reichs. Er muß seine Mitwirkung zur Veredelung seines Geschlechts nicht auf das einschränken, was Amt und Beruf ihm zur Pflicht macht, wofür er besoldet wird, und wofür er seinen Obern

verantwortlich ist, nicht auf die engern Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens; nein, Jeder muß wirken, so viel und so weit er kann, muß alle seine Kräfte und jede Gelegenheit benutzen, um den Zweck der Menschheit befördern zu helfen, muß jedem Menschen ohne Unterschied zur Erreichung dieses Zwecks behülflich seyn.

Die allgemeine Verpflichtung, an dieser Mitwirkung zur Beförderung des moralischen Reichs thätigen Antheil zu nehmen, gründet sich also auf nichts anders, als auf die Achtung, die wir sowohl uns selbst, als auch andern Menschen schuldig sind. Denn wir selbst können unsere Menschenwürde nicht größer denken, nicht stärker fühlen, als wenn wir uns in der Reihe moralischer Wesen zu denjenigen rechnen, die an der Erreichung des höchsten Zwecks, an der Verbreitung des moralischen Reichs mitarbeiten können und sollen. Es ist ein hoher Beruf, der uns über alles, was uns in der Sinnenwelt umgiebt, erhebt; ein Beruf, durch den wir selbst mit der Gottheit zu einem Zwecke verbunden sind; ein Beruf, durch den wir uns den ausgedehntesten Einfluß verschaffen, einen Einfluß auf die Geister, eine Wirksamkeit, deren Folgen ins Unendliche gehen. Wer sich zu diesem

sem Berufe verpflichtet hält, nur der erkennt seinen ganzen Werth, fühlt seine ganze Menschenwürde, und nur in diesem Gefühl wird und kann der Mensch Alles seyn und thun, was er seyn und thun soll. Aber auch die Achtung, welche wir andern Menschen schuldig sind, fordert uns auf, für Wahrheit und Tugend thätig zu seyn. Denn jeder, der ein Mensch heißt, hat mit uns eine und dieselbe höchste Bestimmung, die der moralischen Veredelung. Dieser Bestimmung können wir durch den Einfluß, den ein Mensch auf des andern Bildung hat, ihn näher führen, wir können ihn aber auch davon entfernen. Was auf der einen Seite unsere Pflicht ist, das kann er auf der andern Seite fordern: wir müssen ihm behülflich seyn, die in ihm vorhandenen Anlagen zur moralischen Vollkommenheit immer mehr zu entwickeln. Wer das thut, der befördert den Zweck der moralischen Welt und ehret den Menschen in seiner höchsten Würde; wer ihn daran hindert, der hindert diesen Zweck und verachtet den Menschen.

Es ist also die heiligste, es ist eine unerlaßliche Pflicht eines jeden Menschen, als Mensch, als Weltbürger, und ohne auf andere Verhältnisse des Lebens Rücksicht zu nehmen, die Veredelung der Menschen befördern, das Reich der Sittlichkeit gründen und erweitern zu helfen. Es

fragt sich aber nun: kann denn auch ein Jeder diese Pflicht erfüllen? Kann Jeder für Wahrheit und Tugend thätig seyn? Es versteht sich, daß hier nur von denen die Rede seyn kann, die selbst auf einer gewissen Stufe der moralischen Kultur sich befinden, und da behaupte ich mit Recht, Jeder von diesen kann als Mitglied des moralischen Reichs zur Erweiterung desselben mitwirken, er stehe übrigens, wo es sey, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Freylich einer mehr, wie der andere. Wer z. B. einen grösern Wirkungskreis hat, wer von Vielen geachtet, bemerkt, nachgeeifert wird, wer mehrere Mittel in Händen hat, und größere Veranstaltungen zu jenem Zweck treffen kann, der kann mehr thun, von dem muß mehr gefordert werden. Aber darum ist kein anderes Individuum von diesem großen Berufe ausgeschlossen. Es kommt hierbey Alles nur auf den guten Willen an, und nicht die extensive, sondern die intensive Kraft, nicht die äußere Größe, sondern der innere Grad der Kultur giebt hier den Maßstab an, was und wie viel ein Jeder in seinem Wirkungskreise thun kann und soll. Doch die Beantwortung jener Frage ergiebt sich von selbst, sobald ich gezeigt habe, wie und auf welche Art es geschehen könne und müsse.

Ueberhaupt gehört im Grunde weiter nichts dazu, als daß man selbst denjenigen Grad von sittlicher Bildung besitzt, oder sich zu erwerben sucht, der uns die Achtung und Werthschätzung aller derer, die uns kennen, und mit welchen wir in näherer oder entfernterer Verbindung stehen, erwirbt und erhält. Wir müssen in die Beobachtung unserer Pflicht unsere ganze Bestimmung, unsere höchste Würde setzen; wir müssen das Gute von ganzem Herzen lieben, und aus reinen Absichten, nicht zum Schein, nicht aus Eigennutz üben; wir müssen das Böse als eine Entehrung unserer vernünftigen Natur von Herzen verabscheuen, und nichts muß uns verleiten, es zu wollen, oder zu vollbringen. Wenn dieser moralische Sinn unser Innerstes belebt, und uns bey allen unsern Handlungen leitet, so werden wir dadurch die Achtung und Liebe, die Freundschaft und das Zutrauen aller derer gewinnen, die nicht ganz verdorben sind, nicht alles sittliche Gefühl verloren haben, und selbst diese werden es nicht wagen dürfen, laut der Tugend Hohn zu sprechen. Denn die menschliche Vernunft kann, wenn sie sich nicht selbst entehren und verleugnen will, unmöglich das Böse gut, und das Gute böse heißen; sie kann, wenn sie nicht

in den größten Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen will, unmöglich dem Laſterhaften wahre Achtung ſchenken, und den Tugendhaften verachten. Wenn dieß der vernünftigen Natur des Menſchen und ſelbſt der Erfahrung gemäß iſt, ſo braucht man nicht Amts und Berufs wegen zu lehren, zu predigen, zu ermahnen und warnen, es bedarf weiter nichts, als ſelbſt gut ſeyn, und wir werden das Gute auch bey Andern befördern. Denn der moraliſche Sinn theilt ſich unvermerkt mit, und wird, ohne daß wir ſelbſt darauf ausgehen, ohne es gerade zu beabſichtigen, auf alle diejenigen hinüber geleitet, die ihn aufzufaſſen Gelegenheit haben. Freylich geſchiehet das ſelten, vielleicht nie auf eine ſichtbare Art, wenigſtens werden wir die wohlthätigen Wirkungen davon nicht ſogleich bemerken, aber darum dürfen wir an der Wirkung ſelbſt nicht zweifeln. In der moraliſchen Welt geſchiehet nichts vergebens, das Gute wie das Böſe wirkt, wenn ich ſo ſagen darf, intenſive und extenſive, und auch die kleinſte Wirkung iſt oft der Anfang zu großen Veränderungen, die nach und nach in dem Herzen vorgehen, ſich bald weiter verbreiten, und dann von einem Menſchen in den andern übergehen. Jeder gute Menſch iſt auf ſeinem Platze und in ſeinem Wirkungskreiſe ein Mitarbeiter im Reiche der Wahr-

heit und der Tugend, er braucht nicht das richterliche Schwert zu führen, nicht den Lehrstuhl zu betreten, und doch kann und wird er einen thätigen, nie ganz unwirksamen Antheil an der Erweiterung dieses Reichs nehmen. Die Tugend wirkt still und geräuschlos, ihre nächsten Wirkungen sind unsichtbar. Aber sie ist auch kein Werk der Sinne, sie ist ein Werk des durch Vernunft gebildeten Geistes; sie erscheint nicht in der Außenwelt, ihre Welt ist das Herz, und wenn sie gleich durch Thaten sich sichtbar zeigt, so sind Thaten doch nur Kennzeichen, daß sie da sind, nicht die That, sondern die Gesinnung macht die Tugend aus. Wenn also gleich der tugendhafte Sinn ungesehen aus einem Herzen in das andere übergehet, so dürfen wir doch an der Mittheilung und Auffassung desselben nicht zweifeln. Je größer also die Zahl der Tugendhaften ist, je mehr muß sich das Reich der Tugend erweitern, und jeder Einzelne trägt das Seine dazu bey. Der fromme Sinn des Vaters geht in das Herz der Kinder über, der rechtschaffene Hausvater bildet seine Hausgenossen für Tugend und Rechtschaffenheit, der Vorgesetzte den Untergebenen und dieser oft jenen, der Freund den Freund, der Bürger den Mitbürger; jeder gute Mensch wirkt auf andere und gewinnt der Tugend neue Verehrer. Sey also selbst gut, so

werden es auch Andere durch dich, in jedem Verhältnisse wirst du Gutes schaffen, wirst du bilden und bessern, ohne weiter etwas zu thun, als was die Pflicht dir ohnehin gebietet.

Diese Wirkung, welche die stille Bewunderung und Achtung der Tugend in den Herzen Anderer hervorbringt, wird durch das gute Beyspiel unglaublich vermehrt, es reizt, es ermuntert zur Nachahmung. Welch einen mächtigen Einfluß das Beyspiel auf die Gesinnungen, auf das Thun und Lassen der Menschen habe, das sieht jeder, wer sein Zeitalter kennt, wer nur den Ort, wo er wohnt und das Haus, in dem er lebt, beobachtet. Ist es, wenn wir nur auf das Allgemeine sehen, nicht augenscheinlich, daß die moralische Verschlimmerung unserer Zeitgenossen sich von den höhern Ständen herab, bis auf die mittlern und niedern Stände verbreitet hat? Was ist Schuld daran, daß Irreligion, oder doch Mangel an Achtung für den öffentlichen und äußern religiösen Cultus, schwelgerisches Wohlleben, Mangel an Häuslichkeit, Verschwendung, übertriebener Luxus, und was man sonst unserm Zeitalter vorwirft, sich so allgemein verbreitet hat? Ist es nicht das, daß das Beyspiel der höhern Stände hierin vorging? Jede untergeordnete Classe ahmt diejenige nach, die ihr vorsteht, sucht sich durch die

Art zu leben, zu denken, zu handeln, ihr zu nähern, und die ſich einander gleich ſind, die wollen ſich übertreffen, einer will es dem andern zuvor thun, um wenigſtens zu ſcheinen, was er nicht iſt. Was die Sinnlichkeit reizt, findet am leichteſten Beyfall, einer lernt dann von dem andern, ſie nicht nur zu befriedigen, ſondern auch ihren Reiz noch zu erhöhen. Das Beyſpiel hilft aber zugleich auch die Vorſtellungen der Vernunft und des Gewiſſens unterdrücken. Man denkt dann, was dem Einen erlaubt iſt, das iſt auch dir erlaubt, was dem wohl anſteht, das ſteht auch dir wohl an, worin der Ehre und Vergnügen findet, das muß auch dir Ehre und Vergnügen ſchaffen. Aber ſollte nicht eben aus dieſem Grunde Jeder, den noch Menſchenliebe beſeelt, dieſen Trieb der Nachahmung benutzen, um durch ſein Beyſpiel das Böſe zu hindern, das Gute zu befördern? Soll eine moraliſche Verbeſſerung unſers Zeitalters erfolgen, ſo muß der Anfang davon nothwendig bey den höhern Ständen geſchehen, ſie, auf die am meiſten geſehen wird, und die daher den gröſsten Einfluß auf die Denkart ihrer Zeitgenoſſen haben, ſie ſollten mehr thun, als was die Legalität ihres Standes und Berufs ihnen zur Pflicht macht; ſie ſollten ſich als Menſchen, als Mitbürger des moraliſchen Reichs anſehen,

und als ſolche auch durch ihr vorleuchtendes Beyſpiel ihre Mitmenſchen auf den Weg der moraliſchen Kultur hin, und auf demſelben weiter zu führen ſuchen. Ehe dieß nicht geſchieht, iſt alles Lehren und Predigen, alles Seufzen und Klagen vergebens. Aber man ſollte ſich auch hüten, die Grenzlinie, von wo aus das Beyſpiel am ſtärkſten wirkt, zu enge zu ziehen, man ſollte nicht immer nur Andere auffordern, während man ſelbſt wenig oder gar nichts thut. Jeder ſteht in ſeiner Art auf einer höhern Stufe, Jeder wird von Andern geſehen, bemerkt und nachgeahmt, und das gute Beyſpiel wirkt ja nicht bloß von oben herab, es wirkt auch auf diejenigen, die uns gleich ſind, es wirkt ſogar nicht ſelten von unten herauf. Dieſen Geſichtspunkt muß man nothwendig im Auge behalten, wenn es nicht immer bey dem eitlen Berufen auf das, was von Andern geſchehen ſollte, ſein Bewenden haben ſoll. Jeder, der Höchſte wie der Niedrigſte, kann und ſoll in ſeinem Wirkungskreiſe, in jeglicher Verbindung, und ſo weit er nur von Andern geſehen, bemerkt wird, durch ſein Beyſpiel das Gute befördern, das Böſe vermindern helfen.

Jeder ohne Ausnahme kann als Menſch, als Weltbürger zur Erweiterung des moraliſchen Reichs das Seine beytragen, dadurch, daß er

den Menschen jederzeit nach seinem sittlichen Werthe würdigt und behandelt. In dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben ist freylich ein Unterschied in Absicht des Standes, oder der äußern Umstände. So wenig es bey diesem Unterschiede auf Verdienst und Würdigkeit ankommt, so muß er doch seyn, und jeder ist sogar verbunden, sein äußeres Betragen gegen andere so einzurichten, wie es die Convenienz des Lebens mit sich bringt, er muß Jedem die äußere oder bürgerliche Achtung erweisen, die ihm zukommt. Aber wahre innere Achtung läßt sich nicht durch Convenienz, nicht durch Stand und Titel, nicht durch Reichthum und äußere Vorzüge erzwingen, und es ist sogar der menschlichen Vernunft unmöglich, dem moralisch Unwürdigen innere Achtung zu schenken. Hier sind wir wieder im Reiche der Sittlichkeit, und da fällt aller äußere Unterschied weg. Aber eben darum wird auch Jeder das Seine zur Ausbreitung desselben beytragen können, der nicht nur den Menschen als Mensch ehrt, sondern ihn auch nach seinem sittlichen Werthe zu würdigen und zu behandeln weiß. Wer überhaupt jeden Menschen als ein vernünftiges Wesen, das zur Tugend und Glückseligkeit bestimmt ist, betrachtet, der wird ihn jederzeit so behandeln, wie es seiner Menschenwürde gemäß

ist. Wer einen Menschen durch Reden oder Handlungen zu bösen Gesinnungen und Thaten verleitet, der verletzt und entweiht seine Menschenwürde; wer ihn zum Guten und zur Erfüllung seiner Pflicht anführt, der ehrt dieselbe. Doch wenn wir auch nicht unmittelbar, z. B. durch Lehren und Ermahnen, durch Richten und Strafen, an der sittlichen Verbesserung unserer Mitmenschen arbeiten könnten, so thun wir schon dadurch außerordentlich viel, wenn wir als Weltbürger, und also unabgesehen von der bürgerlichen und conventionellen Achtung, die wir Andern in den mancherley Verhältnissen des Lebens schuldig sind, jedem Menschen die moralische Achtung erweisen, die ihm nach seinem wahren Werthe zukommt. Diese moralische Würdigung ist, wenn gleich nicht immer untrüglich, doch wenigstens unparteyisch und unbestechbar. Nicht der Vornehme und Geehrte, nicht der Religionsverwandte, nicht der Mitbürger, der Standesgenosse, oder Befreundete, sondern der Mensch, nach seinem innern Werthe ist es, den wir ehren. Und wäre dieser innere Werth überall der Maßstab unserer Würdigung, welch ein Sieg wäre das für die Tugend? Zwar fordern wir nicht, daß jeder Lasterhafte der öffentlichen Schande und Verachtung Preis gegeben werde, denn eine sol-

che moraliſche Intoleranz könnte leicht zu Ungerechtigkeiten verleiten, und würde in vielen Fällen die Beſſerung erſchweren, vielleicht unmöglich machen. Aber das kann man fordern, daß dem Guten und Rechtſchaffenen, er lebe in welchem Stande und unter welchen Umſtänden es ſey, diejenige Achtung erwieſen werde, die ihm mit Recht zukommt, daß man ihm ſeinen Beyfall, ſein Wohlwollen, ſeine Freundſchaft oder ſein Zutrauen in keinem Falle verſage, daß man den moraliſch Guten dem moraliſch Böſen ſtets vorziehe, und dem Letztern, wenn ihn gleich Talent, Kenntniſſe und andere Vorzüge dazu fähig machen, auf keinem Fall einen Platz einräume oder laſſe, auf welchem Tugend und Sittlichkeit durch ihn gefährdet werden könnte. Dieſer moraliſchen Würdigung muß Jeder ſich unterwerfen. Jeder findet in derſelben Aufmunterung, das Gute zu vollbringen und das Böſe zu unterlaſſen. Der Hohe, der Mächtige, der Vorgeſetzte muß wünſchen, von allen, die unter ihm ſtehen, geehrt, geachtet, geliebt zu werden; er muß, wenn er in dem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe ſeyn will, was er ſeyn ſoll, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen und ſich in derſelben zu erhalten ſuchen. Der Niedere, der Untergeordnete, der Untergebene bedarf das Zutrauen und den Beyfall ſei-

ner Obern und Vorgesetzten. Der Aeltere muß sich die Achtung des Jüngern wünschen. Jeder, dem Ehre und Schande nicht gleichgültig ist, muß sich die Achtung, das Zutrauen, die Liebe derer zu erhalten suchen, die ihn kennen, und mit denen er in näherer oder entfernterer Verbindung steht. Es kann also auch ein Jeder ohne Ausnahme und in jeglichem Verhältnisse durch die moralische Würdigung das Seine dazu beytragen, daß die Tugend sich belohnt und aufgemuntert fühlt, daß das Laster sich scheuen und schämen muß. Hier sind Alle Richter und Gerichtete, Alle Geber und Empfänger des Lohns. Wenn dann Alle, von Einem Tugendsinne belebt, gleich gerecht, gleich unparteyisch in ihrem Urtheile wären, so müßte das Reich der Moralität dadurch nothwendig auf eine Art gegründet werden, daß nichts die Sicherheit und Dauer desselben in Gefahr bringen könnte.

Endlich soll und kann ein Jeder durch Beystimmung und thätige Beförderung derjenigen Anstalten, wodurch die Bildung und Veredlung der Menschen beabsichtiget wird, das Seine zur Ausbreitung des moralischen Reichs beytragen. Bildungsanstalten der Art sind in jedem wohleingerichteten Staate nothwendig. Ihr letzter Zweck ist die Entwickelung, Ausbildung

und Vervollkommnung aller Anlagen des Menschen, um seiner Bestimmung gemäß durch Vernunft und Sittlichkeit gut und glückselig zu werden. Es gehören dazu nicht bloß die öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalten, sondern alles, was mittelbar oder unmittelbar darauf abzweckt, Tugend und Glückseligkeit zu befördern, z. B. die Gerechtigkeitspflege, die Gesetzgebung, die Erhaltung bürgerlicher und häuslicher Zucht und Ordnung u. dergl. m. Ich sehe auch hier nicht auf diejenigen Pflichten, die dem Staatsdiener und Lehrer obliegen, oder wozu uns Amt, Beruf und Stand verpflichten, sondern auf das, was ein Jeder in jeglichem Verhältnisse, es sey nun viel oder wenig, thun kann, um, so weit sein Wirkungskreis reicht, alle zufälligen oder veranstalteten Beförderungsmittel der Moralität ihrem Zwecke gemäß benutzen und in Wirksamkeit erhalten zu helfen. Denn sollen Bildungsanstalten ihrem Zwecke entsprechen, so ist es nicht genug, daß sie vom Staate angeordnet und autorisirt werden, nicht genug, daß diejenigen, welchen die Aufsicht und Verwaltung derselben anvertraut ist, ihnen mit aller Treue vorstehen; sondern sie müssen auch von Allen, für die sie bestimmt sind, für das erkannt werden, was sie seyn sollen, und ihrer Absicht gemäß benutzt werden. Der Staat kann

aber gewöhnlich nicht unmittelbar und am wenigsten durch Zwangsmittel die allgemeine und die weiſe Benutzung derſelben bewirken. Wo ein moraliſcher Zweck beabſichtigt wird, da gedeihet derſelbe nur dann, oder doch dann am ſicherſten und beſten, wenn die Mittel dazu freywillig gewählt, und mit Ueberzeugung und Nachdenken benutzt werden. Wer ſieht nun nicht ein, daß Jeder ohne Ausnahme Mittel in Händen hat, jenen Bildungsanſtalten zu ſchaden oder nützlich zu werden. Ungerechte Mißbilligung, liebloſe Beurtheilung, Geringſchätzung, Abſonderung oder Mißbrauch ſchaden auf jeden Fall nicht nur der Sache ſelbſt, ſondern auch dem beabſichteten Zweck, und hindern jeden guten Erfolg. Dagegen muß jede Anſtalt der Art gedeihen, muß ihrer Abſicht vollkommen entſprechen, wenn Jeder, wie er kann, es ſey mittelbar oder unmittelbar, es ſey durch thätige Beförderung und Mitwirkung, oder durch die Achtung, die man dafür zu erkennen giebt, durch eigene weiſe Benutzung, durch Empfehlung oder Beyſpiel dazu beyträgt, daß ihr Nutzen erkannt, ihr Gebrauch befördert, die Erreichung ihres Zwecks erleichtert werde.

Möchte doch Jeder, der als Menſch, als Weltbürger ein Mitgenoſſe des moraliſchen Reichs iſt, den hohen Beruf, die heilige Verpflichtung,

zur Begründung und Verbreitung deſſelben mitzuwirken, in ſich empfinden und anerkennen! Nur dann erſt können wir hoffen, daß für die ſittliche Veredelung unſers Geſchlechts Alles geſchehen wird, was geſchehen kann und ſoll. Aber ſo lange man dieſen Beruf bloß nur auf die engen Grenzen des Standes, des Amts und der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens einſchränkt, nie mehr thut, als was uns vor Menſchen allenfalls rechtfertiget, und ſich damit begnügt, ſeinem Verhalten bey gewiſſen unreinen Motiven den Stempel der Legalität aufzudrücken; ſo lange wird die Menſchheit auf dem Wege der ſittlichen Kultur immer nur geringe Fortſchritte machen, ſie wird ſogar der Gefahr ausgeſetzt ſeyn, dieſen Weg ganz wieder zu verlaſſen. Dies iſt in unſern Tagen um ſo mehr zu fürchten, da man es bey der übrigen intellectuellen Ausbildung und bey der Verfeinerung der äußern Sitten bis zu einem hohen Grade dahin gebracht hat, die innere Verdorbenheit durch einen gewiſſen Schein, durch eine übertünchte Außenſeite zu verbergen und zu ſcheinen, was man nicht iſt, überdieß auch die Vorſtellungen der Religion und des Gewiſſens durch Unglaube, Leichtſinn und Frivolität ihre ehemalige Gültigkeit und Kraft ſehr verloren haben. Warlich, es iſt Zeit, daß wir wieder thätiger

für die Verbreitung ächter moraliſcher Geſinnungen werden; es iſt Noth, daß Jeder, der noch Achtung für den Menſchen hat, Hand an das Werk legt, und ohne alle andere Rückſicht, als die der Pflicht, daſſelbe wo und wie er kann, zu fördern ſucht. An Aufforderung dazu fehlt es keinem, der noch der Stimme ſeiner Vernunft Gehör giebt, und dieſe unterſtützt ihre Aufforderungen mit Gründen, die jeden Einwand, jede Beſchönigung vernichten, mit Gründen, die kein Menſch, wenn er nicht ſeine Vernunft verleugnen, ſeine Menſchenwürde entehren will, umſtoßen kann.

Pariſius.

14.

Der Nachruhm, als Ermunterung zum Patriotismus.

„Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.“

„Gröbere Seelen hängen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebauet hat, soll die Ehrensäule noch dastehen.“

„Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: „wird das Lob, das du im Tode hinter dir lässest, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr, das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge ent-

zücken?“ — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdauernden Zusammenhangs mit dem Erdeleben, oder er giebt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, lieset Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen.“ —

„Aber, möchte man ausrufen, prophetischer Träumer! Wie kannst du Urtheile der Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gerne Lügner, und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.“

„Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreuest dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!“

„Die Nachwelt ist unparteyisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und die

Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unparteyischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf; strebe, seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offenen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteyischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.“

„Zwar ist er Freund, und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sey nur wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Reine, volle Unparteylichkeit giebt es einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermine nahet sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen können ihn blenden; das Alles ist im Tode dahin: was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz; denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängstlich am Tadel und weniger ängst-

lich am Lobe; sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken übersehen und Schönheiten hervorgehoben.“ —

Engel.

15.

Leitung des Revolutions-Geistes.

Eines der wirksamsten Mittel, dem Revolutionswesen unserer Zeit entgegen zu wirken, sind — zweckmäßige Erziehungsanstalten für die Jugend. Der erste prüfende Blick, welchen wir in dieser Rücksicht auf unsere Volksschulen und Schulanstalten (Erziehungsanstalten treffen wir — fast nirgends) werfen, ist fähig, uns mit Schauder zu erfüllen. Es ist, als ob man es in denselben so recht darauf anlegte, die Menschen zu wahren Egoisten zu bilden, die denn natürlich das eigentliche Gegenstück zu dem patriotischen Staatsbürger abgeben. Man prägt gewöhnlich — dem wahren Geiste des Christenthums durchaus zuwider — dem Kinde eine sogenannte Moral ein, die

sich mehr auf Eigennutz, als auf den Begriff der Pflicht gründet, lehrt es schreiben und rechnen, damit es sich forthelfen könne, und damit ist die Bildung vollendet. Der Knabe lernt dann ein Handwerk, oder pflügt den Acker, damit er Brot verdiene; aber in allen Verhältnissen ward er nur immer gewöhnt, sich zu suchen, sich zu finden, und seine Verhältnisse als Glied der Gesellschaft, als Bürger des Staats bleiben ihm fremd. Deswegen sieht er alle Abgaben, alle Pflichtleistungen, welche der Staat von ihm fordert, als Lasten an, die er zu tragen gezwungen wird; deswegen übertritt er jedes Staatsgesetz, so oft er kann, und freuet sich, wenn es ihm gelingt, die wohlthätigsten Verordnungen und Verfügungen wenigstens heimlich zu umgehen.

Dieß ist indessen der einzige Grund, warum revolutionaire Gesinnungen unter dem gemeinen Mann sich so schnell und gewaltig verbreiten. Sie finden einen völlig leeren Boden, finden Platz, zu gedeihen, weil noch kein richtiger, wahrer Begriff sich eingewurzelt hat. Der Anschein, einer bis dahin mit Widerwillen getragenen Last loszuwerden, macht ihn schwindelig, und der Augenblick, wo er sich überhaupt zu

Begriffen über seine bürgerlichen Verhältnisse erhebt, ist auch der Augenblick, wo das in ihm erwacht, was man Volksaristokratismus nennen könnte, und wo er jede Gewalt zu stürzen sucht, die seinem eigennützigen Bestreben, sein Privatwohl zum Nachtheil des Ganzen zu vermehren, Grenzen setzt.

Die Wahrheit dieser Behauptungen ist so in die Augen springend, daß ich den Beweis sparen kann, und die Sache selbst so traurig, und die Nothwendigkeit einer Abhülfe so einleuchtend, daß jeder Menschenfreund, jeder patriotische Bürger seine Wünsche in dieser Rücksicht mit den meinigen vereinigen wird.

Unter den Mitteln dieser Abhülfe steht offenbar eine gründliche Verbesserung der Volksschulen oben an. Schon das Buch, woraus der Knabe lesen lernt, sollte ihm einen richtigen Begriff von dem Staat und seiner Verfassung geben, in welchem er künftig leben, und dessen Mitglied er werden soll. Er muß die Vorzüge desselben, seine Gesetze und Einrichtungen, sammt der Nothwendigkeit und dem Nutzen derselben; alle seine künftigen Verhältnisse als Bürger, seine Rechte und Pflichten kennen lernen; muß zu der lebendigen Ueberzeugung

nach und nach geführt werden, daß die Erhaltung des Ganzen, und die Sorge für das Wohl des Ganzen, die einzige Bedingung ist, unter welcher er sein Privatwohl sicher genießen kann, und daß er folglich, indem er zu der Erhaltung desselben mitwirkt, für sich selbst arbeitet.

V.

16.

Widerlegung eines Haupteinwurfs gegen die Volksaufklärung.

„Wenn das Volk aufgeklärt wird, sagt man, so fängt es an zu grübeln über Volksrechte, Menschenrechte, über den Nutzen, die Nothwendigkeit, die Weisheit der Gesetze; und dann wird die Obrigkeit kritisirt, getadelt, und ihr mit dem äußersten Widerwillen gehorcht. Es ist keine Verfassung, die nicht für Manche, unter diesen oder jenen Umständen, etwas Nachtheiliges hätte; es giebt keine gesetzgebende und ausübende Gewalt, die nicht manchmal fehlte. Dieß Nachtheilige der Verfassung, diese Fehler

der Obrigkeit werden hervorgezogen, ins Licht gesetzt; man schweigt von allem Guten, was die Verfassung hat, und die Obrigkeit schon that. Man wähnt, Alles besser zu verstehen, weil man über Manches Licht erhalten hat, und gewisse Fehler einsieht; und so wird ein Geist der Widersetzlichkeit erzeugt, der, früher oder später, an allen Banden des Staats auflöset. In unserer Zeit wäre es noch weit gefährlicher, an dem Volke aufzuklären. Wenn Alles von Freyheit und Gleichheit spricht, oder eigentlich Jeder regieren und Niemand gehorchen will; wenn sich ohnehin Jeder so weise dünkt, daß er Alles besser machen könne, und besser machen werde: da darf man nur noch durch allerley Unterricht diesen Wahn nähren, nur dem Grübelsinne forthelfen, und die Unzufriedenheit mit allen Staatsgewalten verbreitet sich wie eine Seuche. Ein Geist der Empörung wird allgemein; man wartet nur eine schickliche Gelegenheit ab, um die Bande zu zerreißen, deren Drückendes man fühlt, von deren Nothwendigkeit man, aus Wahn eigener Weisheit, nichts mehr wissen mag. Kurz, Aufklärung der niedern Volksklassen führt Revolutionen herbey, wie das Beyspiel von Frankreich und Genf mehr als zu deutlich zeigt.“ —

Bey weitem die meisten von denen, die dieß jetzt sagen, sind so fest von der Richtigkeit ihrer Schlüsse und Besorgnisse überzeugt, daß sie mit der größten Ehrlichkeit dieser Ueberzeugung gemäß handeln, daß sie, wenn und wo sie können, Aufklärung unterdrücken, und der guten Sache dadurch einen Dienst zu thun glauben. Es giebt höchst aufgeklärte Staatsmänner, die zur Unterdrückung der Aufklärung rathen. Es giebt sehr menschenliebende Schriftsteller, die eben aus Menschenliebe die um sich greifende Aufklärung fürchten. Gerne möchten sie dem Volke das Licht gönnen, bey dem es besser sehen könnte; aber sie fürchten nur, daß es damit, wie das Kind, Unheil im Hause anrichten möge.

Aber daß die Vernunft jemals zu Revolutionen rathen sollte, dieß scheint vielmehr ganz gegen die Natur der Vernunft, die, wenn sie diesen ehrwürdigen Namen verdienen will, Geschichte und Erfahrung im Auge haben, aus Geschichte und Erfahrung, Weisheit und Klugheit lernen, über das Nützliche und Schädliche ihre Begriffe berichtigen, und sich daraus feste Grundsätze für das Leben bilden muß. Gerade bey dem aufgeklärten Menschen ist die Vernunft am meisten geübt. Er ist also nicht unbekannt mit den fürchterlichen Symptomen, die jede Revolution begleiten, und mit den zerstörenden

Folgen, die sie hinterläßt. Die Geschichte aller Zeiten zeigt sie ihm auf alle Fälle, wie ein fürchterliches Gewitter, mit zerstörendem Blitz und verheerendem Hagel, das wohl am Ende die Luft reinigt und Fruchtbarkeit der Erde mittheilt, aber manche Häuser entzündet, manche Menschen tödtet, und Millionen Kornhalmen knickt. Oft sieht er sie, wie die Explosion eines Vulkans, — prächtig anzusehen in der Ferne, interessant auf Kupferstichen und in der Beschreibung, allerdings auch Beweis des glühenden Lebens der innern Energie und Fruchtbarkeit des Bodens; aber auf ein halbes Jahrhundert zerstörend für die ganze Gegend, oder gar wie ein heftiges Faulfieber, das freylich durch Anhäufung des Krankheitsstoffs unvermeidlich ward; woran aber der Kranke leicht sterben kann, und wovon er sich nur schwer und langsam erholt. Er wird gewiß lieber kleine Ungerechtigkeiten, einen kleinen Druck ertragen, ehe er sich und die Seinigen einem solchen Elend, und einer noch größeren Gefahr aussetzt, eben darum, weil er aufgeklärter ist, weiter sieht, weil er die entfernten Folgen mehr in Anschlag bringt; dagegen der Unaufgeklärte sich leichter von dem gegenwärtigen Eindrucke bestimmen läßt. — Der Aufgeklärte kennt die Vortheile der bürgerlichen Verfassung; er weiß, daß man

ihr immer etwas von seiner Freyheit und seinem Vermögen aufopfern muß, daß sie aber auch diese Aufopferung verdient, weil sie Sicherheit des Lebens, des Eigenthums und der Freyheit gegen List und Gewalt gewährt, die nur durch Gehorsam gegen Gesetze, und durch bestehende Gewalt zur Aufrechthaltung der Gesetze gewährt werden kann. — Er kennt auch die Vorzüge der Verfassung, in der er lebt; und wenn er sie auch anders wünschte, so wird er doch nicht Lust haben, diese Aenderung um den hohen Preis einer Revolution zu erkaufen. — Der Aufgeklärte weiß, daß überall Menschen regieren, daß also überall manchmal gefehlt, eigensüchtig, eigennützig, oder leidenschaftlich gehandelt wird, und daß durch Aenderung einer Konstitution die Menschen nicht aufhören, Menschen zu seyn. Er weiß Glück von Glückseligkeit, hohen Rang von Zufriedenheit zu unterscheiden; weiß, daß Regieren eine Last und keine Glückseligkeit ist. Er kennt seine Pflichten als Mensch, als Staatsbürger und als Christ, der Alles, auch die jetzt bestehende Obrigkeit als Werk und Veranstaltung des Gottes ansieht, ohne dessen Wille kein Haar von einem Kopfe fällt, Keinem ein Pfennig zu viel abgefordert, keines Menschen Freyheit und Ruhe auch nur eine Minute gestört werden kann: lauter Wahr-

heiten, die der Unaufgeklärte nicht weiß, oder doch nicht so deutlich einsieht; und lauter Wahrheiten, die den Aufgeklärten bestimmen müssen, ein ruhiger Staatsbürger zu bleiben, um als Mensch ruhig leben zu können.

Doch, alle diese Gründe würden von keinem Gewichte seyn, wenn die Erfahrung dagegen wäre; wenn die Geschichte zeigte, daß wirklich durch Aufklärung Revolutionen erzeugt und genährt worden. Aber die Geschichte zeigt gerade das Gegentheil. Sie giebt ganz andere Ursachen der Revolutionen an, als die unschuldige Aufklärung; sie zeigt, daß oft — gerade Unaufklärung, Bigotterie, religiöser oder politischer Fanatismus, immer aber Despotismus, unerträglicher Druck, Gewissenszwang auf der einen, und Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, Hang zum Wohlleben, zum Luxus, und Begierde nach allem dem, was ihn befriedigen kann, kurz: Mangel wahrer Religiosität und Sittlichkeit auf einer oder der andern Seite Revolutionen erzeugt und genährt habe. Lassen Sie uns die Hauptzüge aus der Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen durchgehen, und Sie werden sich selbst überzeugen, daß ich nichts anderes, als die strengste Wahrheit behaupte.

a. Griechenland.

Die bekannten zwölf Städte Griechenlands, die den Achäischen Bund ausmachten, verbanden sich nach und nach gegen ihre Tyrannen. Aratus, Sohn des Clinias, überfiel Einen von ihnen bey Nacht, nöthigte ihn zur Flucht, und gab seiner Vaterstadt die Freyheit wieder. Es traten mehrere Städte bey, und nöthigten die Tyrannen, den eisernen Scepter niederzulegen, und dem Volke seine Freyheit wiederzugeben. Aber ward diese Revolution etwa durch Aufklärung bewirkt? Nein, die Statthalter der Könige von Macedonien verübten die ärgsten Schandthaten, die Wollust, Geiz und Grausamkeit des höhnendsten Despotismus nur eingeben konnten. Auf einen bloßen Verdacht hin ließ Aristomachus, Einer von ihnen, achtzig der vornehmsten Bürger im Angesicht der Ihrigen erwürgen. Mit Recht sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller (Polyb): Schon der Name dieser Tyrannen erregt die Vorstellung der größten Schandthaten, die von Menschen begangen werden können. Auch hier traf es also ein, was Raynal bey einer andern Gelegenheit sagt: daß die Greuel des Despotismus Freyheit erzeugt haben.

b. Rom unter Tarquin.

Tarquin, der Stolze, war der letzte König

der Römer. Er mit seiner Familie wurden aus dem römischen Gebiete verwiesen, und der fürchterlichste Fluch über den ausgesprochen, der ihn wieder einsetzen würde. Die Monarchie wurde zur Republik. Und wenn dieß auch ein Unglück war: hatte Aufklärung dabey mitgewirkt? Nein, der Despot schaltete mit dem Vermögen, der Freyheit und dem Leben der Bürger nach Willkür, und wie es ihm sein Mißtrauen eingab. Das Volk durfte sich nicht mehr versammeln, keiner Lustbarkeit mehr beywohnen; überall waren Spione, die auf jedes Wort und jede Mine lauerten. Und doch trug man das Alles eine Zeitlang. O! das Volk trägt lange, bis es losbricht! Aber als der Bösewicht der edlen Lukretia, die den Tod der Schande vorzog, gedrohet hatte, sie nicht nur zu tödten, sondern einen todten Sklaven neben sie legen zu lassen, um sie und ihre ganze Familie dadurch zu beschimpfen; — als es ihm durch diese teuflische List gelungen war, sie zu entehren, als sie den Edelsten, ihrem Gemahle und dem Lucius Brutus die Unthat erzählte, und sich darauf die Brust mit einem Dolche durchbohrte: da hob Brutus, begeistert von dem menschlichen Gefühle des Abscheus, den Dolch auf, zeigte ihn der Versammlung und sprach mit aufgehobenem Auge und mit allerschütternder Feyerlichkeit:

Ich schwöre bey diesem Blute, das ehemals so rein war, und nur durch die abscheuliche Niederträchtigkeit Tarquins befleckt werden konnte, daß ich Tarquin, den Stolzen, sein gottloses Weib und ihre Kinder mit Feuer und Schwert verfolgen und nicht zugeben will, daß jemals Einer aus ihrem Hause oder ein Anderer in Rom herrsche. Seyd Zeugen meines Schwurs, ihr Götter! Dieser Schwur elektrisirte die Versammlung; Alle schworen, wie er; der Senat wurde versammelt, und die Landesverweisung gegen Tarquin erkannt. Nicht Aufklärung, sondern Mißbrauch seiner Gewalt, Despotismus, Uebertretung der heiligsten Gesetze, kurz: der höchste unleidlichste Grad von Unsittlichkeit war die Ursache auch dieser Revolution.

c. Rom unter Cäsar.

Cäsar wurde ermordet, in Hoffnung, Rom dadurch seine Freyheit wiederzugeben; aber nicht, weil man allzuaufgeklärt, sondern weil Cäsar, trotz seiner großen Talente, seiner Klugheit, — ein Böswicht war, der sein Vaterland unterjocht hatte, und noch immer mehr unterjochen wollte, der Sklavensöhne in den Senat aufnahm, um den Senat mit Grund verachten zu können, der sich von seinem Mitkonsul ein Diadem auf den Knieen überreichen ließ, und die Tribunen absetzte, die es mißbilligten. Ueber-

müthiger Stolz, Herrschsucht, Despotismus, der alle Gesetze mit Füßen trat, — Unsittlichkeit und nicht Aufklärung kam hier wieder in Betracht.

d. Die Schweiz.

Die Schweiz riß sich von der Herrschaft Oesterreichs los, und machte sich frey. Wer aber dieß der allzugroßen Aufklärung zuschreibt, muß die Schweizer im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nicht kennen. Sie waren ehrlich, unverdorben, einfach in ihren Sitten, eifersüchtig auf ihre Freyheit; aber Aufklärung war in ihren Gebirgen, und überhaupt in jenen Zeiten, nirgends zu Hause. Nein, der kraftvolle, aber vergrößerungssüchtige Albrecht von Oesterreich schickte Geßler von Brunk und Beringer von Landenberg ausdrücklich deswegen als Vögte nach der Schweiz, um durch Härte das Volk zum Aufruhr zu reizen, um sie als Aufrührer unterjochen zu können. Diese Despotensklaven, natürlich selbst Despoten, erfüllten auch diesen Auftrag pünktlich. Sie übten alle Arten von Ungerechtigkeit aus, ließen die Auflagen auf die härteste Art beytreiben, und erfanden neue. Unter dem unbedeutendsten Vorwande wurde das Volk in Eisen geschlossen, oder gegen die Privilegien außer Landes geführt. Die angesehensten Männer wurden mit der empörendsten Verachtung

achtung behandelt; die geehrteſten Familien wurden: Bauernadel, geſchimpft. Beym Anblick von Stauffachers weitläuftigem Hauſe ſagte Geßler: ich werde es nicht mehr leiden, daß das Bauernvolk ſo ſchön wohnt. Ein Landmann zu Milchthal wurde wegen einer Kleinigkeit um ein Paar ſchöne Ochſen geſtraft, die er ſehr gerne hatte. Er fragte den Knecht, womit er nun pflügen ſollte? — Die Bauern können den Pflug ſelbſt ziehen! erwiederte der Knecht. Dieß empörte den Landmann, und er gab dem Knecht einen Schlag. Dafür geſchah ihm nichts Geringeres, als daß ihm — die Augen ausgeſtochen wurden. Die Töchter und Weiber der angeſehenſten Schweizerbürger wurden geſchändet, oder ſollten geſchändet werden; und ſelbſt von denen, die gegen Ungerechtigkeit jeder Art ſchützen ſollten. Dieſe Abſcheulichkeiten waren es, die jene drey und dreyßig Männer drängten, den bekannten Bund in Rütly zu ſchließen, dem die Schweiz ihre ſo lange genoſſene Freyheit verdankt. Es war alſo wieder Deſpotismus, Unrecht von der gröbſten Art, kurz: Unſittlichkeit, was die Revolution in der Schweiz herbeyführte.

e. Die Niederlande.

Die vereinigten Niederlande entriſſen ſich dem ſpaniſchen Joche; aber warlich nicht, weil ſie aus übertriebener Aufklärung revolutionsſüch-

tig waren, sondern weil die spanische Oberherrschaft ein unerträgliches Joch war. Man kann es ja wohl keine Aufklärung nennen, daß die Protestanten durch Strafgesetze gezwungen werden sollten, katholisch zu werden, und daß diese dagegen Kirchen und Klöster plünderten, und Bilder zerstörten! Es war Fanatismus auf beyden Seiten; und kein Fanatismus kann mit wahrer Aufklärung bestehen. — Nein, es empörte die Protestanten, daß sie ihren Gottesdienst immer bewaffnet, im Felde halten mußten, und so oft darin gestört wurden; daß man aus den Balken ihrer niedergerissenen Kirchen Galgen für ihre Brüder baute; daß Einer der ersten Beysitzer des Blutgerichts öffentlich sagte: die Ketzer haben Kirchen zerstört, und nichts Gutes gethan. Sie müssen alle hängen! Welchen Menschen hätte so etwas nicht empört? Als aber der unerweichliche, zu Gewaltthätigkeiten organisirte Ketzerfeind Alba recht wüthete, als er den edlen Grafen Egmond hinrichten, in Mecheln alle Einwohner ohne Unterschied niederhauen ließ; als in Noorden kein wehrloses, schwangeres Weib, kein Säugling an der Brust verschont ward: da brach die Empörung ganz aus. Wenn sich der Unmensch Alba mit Wahrheit rühmen konnte, und wirklich sich rühmte, daß er in sechs Jahren

18,600 Menſchen durch den Scharfrichter habe hinrichten laſſen; ſo wundert ſich ja wohl Niemand mehr, daß alle Niederländer ihr Leben wagten, um ſich loszumachen aus den Klauen eines ſolchen Wütherichs, und eines Königs, der ſein Verfahren billigte. Es war nicht Aufklärung, ſondern Härte, Unmenſchlichkeit, Verhöhnung alles deſſen, was gerecht und ſittlich hieß, wodurch dieſe Revolution erzwungen ward.

f. Rom unter Rienzi.

Selbſt die Geſchichte kleinerer Revolutionen giebt das nämliche Reſultat. Rienzi, ein gemeiner Menſch, der ſich durch ſeine Talente und ſelbſt erworbene Kenntniſſe zum Notarius der päbſtlichen Kammer zu Rom emporgeſchwungen hatte, ſtürzte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die drückende Ariſtokratie, die in Rom herrſchte, und warf ſich zum Tribun auf, ließ ſich Vornehme und Geringe huldigen, und lud alle benachbarte italiäniſche Staaten ein, ſich mit ihm zu verbinden, die ihm denn auch prächtige Geſandſchaften ſchickten. Aber war es etwa die Aufklärung dieſes Abentheurers, oder gar die allzugroße Aufklärung des römiſchen Volks, wodurch die Revolution, wenigſtens auf kurze Zeit zu Stande kam? Sowohl das Jahrhundert, in dem ſie vorging, als das ganze Betragen des Rienzi, zeigte das Gegentheil. Kein

weiser, aufgeklärter Mann wird sich so betragen; auf kein weises, aufgeklärtes Volk wird man durch ein solches Betragen wirken. Nein, die Ursachen lagen in etwas ganz Anderm. Das Volk wurde sowohl von den Päbsten, als besonders von dem Adel gedrückt. Der letztere war selbst in Parteyen getheilt, diese lebten in beständigem Kriege unter einander. Wer kennt die Guelfen und Gibellinen nicht? Als Klemens V. seine Residenz von Rom weg nach Avignon verlegte, nahm Druck, Unordnung und Anarchie völlig überhand. Die Räubereyen wurden so allgemein, daß der Begriff vom Eigenthum verschwand. Viele Adliche aus den ersten Häusern stellten sich selbst an die Spitze der Räuber. Es war wieder der höchste Grad von Zügellosigkeit und Immoralität, was diese sonderbare Revolution möglich machte *).

g. Frankreich.

Aber die französische Revolution, die wir erlebten, die fast unter unsern Augen vorging, und eine so erstaunenswürdige Wendung nahm, ist doch offenbar durch allzuweit getriebene Aufklärung entstanden. Die Schriften Rousseau's, Voltaire's, Diderot's, d'Alemberts und andere von ähnlichem Geiste, haben schon längst die

*) Man sehe Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen. I. Th. S. 19 bis 50.

Samenkörner der wilden Freyheit, dieſer Belladonna, in viele tauſend Seelen geſtreuet; die Schriften von Payne und Mirabeau haben ihren Keim genährt; und vermuthlich iſt auch der Geiſt des Illuminatismus in jenes Land eingedrungen, der denn über Religion und Menſchenrechte völlig erleuchtet oder aufgeklärt hat. Man ſieht es der ganzen Konſtitution an, daß ſie von Philoſophen, Aufklärern und Aufklärungsſüchtigen entworfen worden iſt, und daß man Freyheit ohne Rückſicht auf die Verdorbenheit der Sitten, und Gleichheit ohne Rückſicht auf den unvermeidlichen Unterſchied der Menſchen in Gaben, Kräften und Vermögen, an die Tagesordnung gebracht hat, daß man eine idealiſche Republik darſtellen wollte, die, wie der Erfolg auch gezeigt hat, nur in den Köpfen ſolcher überſpannten Aufklärer exiſtiren konnte. Dieſes Raiſonnement hat viel Schein, und enthält manche unleugbare Wahrheit. Frankreich hat ſchon lange die aufgeklärteſten, freydenkendſten Köpfe hervorgebracht; Köpfe, die wenigſtens alle alten Vorurtheile wegwarfen, auch gar Manches, was nicht Vorurtheil war, ihnen aber ſo ſchien, weil ſie keinen Grund dafür ſahen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Schriften Rouſſeau's, Voltaire's, Condorcet's und Anderer einen beträchtlichen Einfluß auf eine ge-

wisse Klasse der französischen Nation gehabt haben; und eben so wenig kann geleugnet werden, daß alle Hauptstöße der Revolution von intriganten Menschen, aus Ehrgeiz und Herrschsucht, vorbereitet und geleitet worden sind. Wer etwa noch daran zweifelt, der durchblicke nur die Acten des beym Chatelet zu Paris anhängig gemachten Kriminalprozesses, der selbst auf Befehl der Nationalversammlung gedruckt worden ist, den betrüglichen Rapport, der darüber von Chabroud der Nationalversammlung gemacht worden, das Memoire, das den Herzog von Orleans vertheidigen will, und das Journal de Paris von jener Zeit, das so manche wichtige Urkunde von wichtigen Personen enthält *). Er erinnere sich nur, daß dem Gerichtshofe des Chatelet von der Nationalversammlung die weitere Instruction des Prozesses verboten worden ist, und er wird und kann nicht mehr daran zweifeln.

Aber wie kam es, daß der König so wenig Anhang hatte, daß man sich vor den Augen des Volks Gewaltthätigkeiten gegen seine Person erlauben durfte? Wie kam es, daß die Revo-

*) Auch Mercier in seinem nouveau Paris, in den ersten Bänden, spricht davon als von unleugbaren Thatsachen. Das achtzehnte Kapitel des ersten Theils Massacre de Septembre, kann wohl kein Mensch ohne Schauder lesen.

lution unter 26 Millionen Menschen so mächtig und schnell um sich griff? Der gemeine Mann in Frankreich hatte die Schriften Rousseau's und Voltaire's nicht gelesen! Er war wirklich nicht allzu aufgeklärt! Konnten doch die Wenigsten auch nur lesen und schreiben! Die große Volksmasse, durch die eigentlich allein eine allgemeine Revolution möglich wird, muß einen ganz andern Grund gehabt haben; Aufklärung war es gewiß nicht!

Und diesen Grund finden wir in der Geschichte, besonders der letztern Könige, die dieß Volk beherrschten. Schon unter Ludwig XIII. wurde das Volk schrecklich gedrückt. Das Elend war groß, und dabey war es verboten, einem Armen etwas zu geben! Auch war das Volk so aufgebracht gegen den Marschall d'Ancre, unter dessen Druck es geseufzt hatte, daß man nach seinem Tode einen Theil seines Fleisches vor der Bildsäule Heinrichs IV. verbrannte, ihm das Herz aus dem Leibe riß, es bratete und aufaß. Der Kardinal Richelieu vermehrte indeß noch diesen Druck. Die Verschwendung wurde immer ungeheurer. Er opferte 40 Millionen bey der Belagerung von la Rochelle auf, und die Ausgaben seines Hauses stiegen jährlich auf 4 Millionen, eine ungeheure Summe, besonders für jene Zeit. — Doch, dieß war noch nichts

gegen die Zeiten Ludwigs XIV. Alles, was man Elend nennt, ist nicht zu vergleichen mit dem Elende, das unter seiner unseligen Regierung das arme Landvolk leiden mußte. In dem reichen Champagne nährte sich der Landmann bloß von einer steifen Mehlsuppe, trocknem Brot und Salz, und dankte noch Gott auf den Knieen für diese Mahlzeit. Man sah nichts als Häuser mit Stroh und Rohr bedeckt, deren Eingang bloß durch eine Wand von Thon und Stroh verschlossen war. Und auch dieß Wenige mußten sie sich bey ihren Nachbarn, den glücklichen Lothringern, verdienen, wohin die Einwohner von Limousin, Auvergne und Dauphiné, in rußfarbichte Matten gehüllt, und Holzschuhe an den Füßen, wanderten, um dort etwas zur Bezahlung ihrer ungeheuren Abgaben zu erarbeiten. In dem schrecklichen Winter von 1709 wurden Kranke in den Mist verscharrt, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. Die Kinder irrten fast verhungert an den Gesträuchen herum, und suchten sich gewisse Wurzeln zur Nahrung. Man konnte nichts als Brot von Hanfsaamen bekommen, das durch innere Erhitzung den Menschen noch alle Kraft aufzehrte. Und doch wurde im folgenden Jahre eine neue starke Auflage gemacht, und mit der unerbittlichsten Strenge beygetrieben. Dafür besaß der

Generalkontrolleur Fouquet ein Landhaus, das ihn 36 Millionen Livres gekoſtet hatte; in Morly durfte Jeder, der mitging, in ſeinen Zimmern Mahlzeiten geben, und er wurde ſo prächtig bedient, wie der König. Der Dauphin hatte jährlich 6 Millionen Livres Taſchengelder, und als Ludwig über den Rhein ging, wurden hundert Millionen Livres auf die Pracht des Hofſtaats verwendet. Was war natürlicher, als daß man Freudensbezeugungen bey dem Tode des Blutſaugers anſtellte. Von der Vorſtadt bis nach St. Denys war Ball, Muſik, wilder Tanz und lärmender Geſang. Gerade, als wenn eine Hyäne wäre erlegt worden, durch die die ganze Gegend verheert ward! —

Der Druck und die Verſchwendung ging unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans fort; und durch die bekannten Lawiſchen Betrügereyen kamen ſechs tauſend Millionen Livres Papiergeld in Umlauf, alles bare Geld der Nation war in den Händen der Regenten. Noch war der Druck indeß nicht auf das Höchſte geſtiegen. Dieſe Höhe erreichte er erſt unter Ludwig XV. Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde ein dritter 20 Pfenning eingeführt. In Einem Tage wurden einmal eilf Geldedikte ins Parlament gebracht, und in einer Schrift, die damals herauskam, wird behauptet, daß Ludwig

der Vielgeliebte mehr Auflagen, als seine 65 Vorgänger gemacht habe. Die Generalpächter, Intendanten und Unterpächter preßten noch einmal so viel von dem Volke heraus, als der König bekam. Die Provinz Normandie beweis unwiderleglich, daß von mehr als sechzig Millionen nicht über siebenzehn in den königlichen Schatz gekommen seyen. Nie war die Verschwendung so hoch gestiegen wie jetzt. Die Brillanten auf dem Kleide des Königs bey der Audienz des türkischen Gesandten kosteten fünf und zwanzig Millionen Livres. —

Der berüchtigte Parcaux Arts, oder das Serail, das die Pompadour dem Könige unterhielt, soll nicht viel weniger als tausend Millionen gekostet haben. Zur Reise Ludwigs XVI., damaligen Dauphins, um die Dauphine Marie Antoinette abzuholen, wurden 30,000 Pferde erfordert. Sechzig ganz neue Wagen gingen der Dauphine bis Strasburg entgegen. Das Bouket an einem Feuerwerke bestand aus 30,000 Raketten, kostete 96,000 Livres, und blendete einen Augenblick. Und in eben diesem Monathe brach wegen Brotmangel Aufruhr in den Provinzen aus. In einigen Gegenden starben über 4000 Menschen vor Hunger, da man für die Vermählungslustbarkeiten zwanzig Millionen Livres verschwendete.

Als Ludwig XVI. die Regierung antrat, waren die Auflagen wenigstens noch Einmal so hoch, als zu den Zeiten Ludwigs XIV., und doch mußte er sie erhöhen lassen, weil über fünf und zwanzig Millionen Livres jährlich zu den nöthigen Ausgaben fehlten. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen den Druck schildern wollte, den das schon zu Boden gedrückte Volk auch unter diesem gutmüthigen Könige, theils wegen einer traurigen Nothwendigkeit, theils wegen Schwäche des Königs leiden mußte. War es da zu verwundern, wenn die zur Verzweiflung gebrachte Nation sich endlich empörte? Wenn sie die erste Gelegenheit ergriff, um das Joch abzuwerfen, das ihr Haut und Fleisch bis auf die Knochen zerrieben hatte? Ist es nicht zu verwundern, daß sie es so lange trug? Und bedarf es da noch einer andern Ursache, als dieses Jahrhunderte dauernden unerträglichen Drucks, um die allgemeine Volksstimmung für Revolution zu erklären? Besser konnte es dem Volke leicht werden, aber schlimmer wärlich nicht! Allerdings wirkten die sogenannten Aufgeklärten, die Gottesleugner, Gottdekretirer, Vernunftvergötterer, die Intriguenspinner, Ehrgeizige, Herrschsüchtige mächtig auf die Revolution. Aber die Orleans, Mirabeaux, Barnaves würden im Großen nichts

haben bewirken können, wenn das Volk nicht so gedrückt gewesen wäre. Mordbrenner haben leichtes Spiel, wenn Alles an dem Hause voll brennbarer Materialien ist.

h. Genf

Eben dieß gilt auch in geringerem Maße von Genf. Ein Theil der Bürger wurde gedrückt und unterdrückt. Es war eine unübersteigliche Barriere zwischen den verschiedenen Klassen der Einwohner aufgerichtet. Die Barriere nahm einer Klasse Licht und Luft; man murrte darüber, und es wurde immer lauter das Murren. Intriguans, Ehrgeizige, Habsüchtige nutzten dieß Murren, und rissen die Barriere ein, die dann freylich manches angenehme Lusthaus und manches bequeme Wohnhaus zertrümmerte, bis man endlich Stadtmauer und Brandmauern einriß, weil man sie für Barriere ansah oder ansehen wollte. Unpolitischer Druck, politischer Fanatismus, und Sittenlosigkeit, aber nicht Aufklärung hat Genf zerstört.

i. Nordamerika.

Ich sage nichts von der Empörung in Nordamerika, durch die sich eine so große Kolonie losriß von dem Mutterlande, England. Man kennt Amerika zu gut, um zu glauben, daß allzu allgemeine Aufklärung oder ein zu hoher Grad von Aufklärung jene Revolution bewirkt

habe. Man weiß zu gut, durch welche Bande der ganze Handel dieser Kolonie gefeſſelt war, und wie unerträglich dieſe Bande einem Lande ſeyn mußten, das eigene Kraft in ſich fühlte, und auf 36,000 Quadratmeilen über 4 Millionen Menſchen zählte. Ein Jüngling von 18 Jahren leidet kein Wickelband mehr! Er will Hände und Füße brauchen, weil er ſie frey brauchen kann.

k. Türkey.

Erinnern Sie ſich noch dabey, daß in den finſterſten, unaufgeklärteſten Ländern gerade die meiſten Revolutionen ſind, daß beſtändig ein Geiſt der Empörung dort herrſcht, wenn die Völker von Deſpoten beherrſcht werden. Denken Sie an die faſt immer dauernden Empörungen in Perſien, in Aegypten, im Ottomanniſchen Reiche, in Indoſtan, und wie wenig Aufklärung unter den Schachs, Beys, Paſchas und Mogols, und unter ihren Unterthanen herrſcht; und Sie werden ſich feſt überzeugen, daß nicht Aufklärung, ſondern Druck, Deſpotismus, Ehrgeiz, Herrſchſucht, kurz: Unſittlichkeit, die Quelle der Revolutionen geweſen iſt und noch iſt.

Ewald.

17.

Monarchie oder Republik?

Wenn mich die Vorsehung dazu bestimmt hätte, eine Kolonie nach Afrika oder Neuseeland zu führen, um daselbst einen neuen Staat zu gründen, und nachdem wir das Land urbar gemacht und Wohnungen erbauet hätten, die Frage entstünde: welche Regierungsform wollen wir unserm neuen Staate geben? so würde ich laut rufen: eine monarchische!

Dann würde ich meinen Wunsch mit folgenden Gründen unterstützen:

„Sehet, lieben Freunde! alle beseelten Körper haben nur einen Kopf. Dadurch hat uns die Natur einen Wink gegeben, daß auch jeder Staatskörper nur ein Oberhaupt haben müsse. Die Erfahrung bestätigt es auch, daß der Staatskörper, der einen Kopf hat, sich dabey wohl befinde. Wenn dieser Kopf Rechtschaffenheit und Weisheit besitzt, so bringt er in einem Jahre mehr Gutes zu Stande, als ein vielköpfiger Staat in einem halben Jahrhunderte. Wenn jener spricht, so geschieht es; wenn aber dieser spricht: so zankt er, und, ehe nur ein

ſeſter Entſchluß gefaßt wird: ſo verſtreichen gemeiniglich Jahre. Denn wenn auch wirklich die weiſeſten Köpfe das Staatsruder zu führen bekämen, welches wohl noch nie geſchehen iſt, und auch nie geſchehen wird: ſo hat doch jeder ſeine eigene Meinung, die er geltend zu machen ſucht. Vielleicht glaubt ihr, daß durch Gründung der Freyſtaaten ein ewiger Friede gegründet würde; ich glaube es nicht. Was war Rom? Karthago? Athen? Sparta? einige immer, andere bisweilen Freyſtaaten. Lebten dieſe nicht immer im Kriege? Wir ſahen, als wir noch in Europa waren, einen neuen Freyſtaat ſich bilden. War dieſer vielleicht friedfertiger? Freylich wenn ein unweiſer, böſer Menſch die höchſte Gewalt im Staate bekommt, ſo kann er eben ſo viel Böſes, als der Weiſe und Rechtſchaffene Gutes ſtiften; er iſt aber doch ſterblich und hat oft einen Nachfolger, der durch die Fehltritte des Vorgängers gereizt, das wieder gut zu machen ſucht, was jener böſe machte. Wenn aber im Freyſtaate einmal ein fehlerhaftes Syſtem angenommen iſt: ſo kann es ein Jahrhundert dauern. Könnte man Freyſtaaten nennen, wo das Gute eben ſo ſchnell, als unter der Regierung eines einzigen Oberhaupts gewirket wurde: ſo würde man vielleicht bey genauerer Unterſuchung finden, daß unter

den regierenden Gliedern sich Ein Kopf durch seine Ueberlegenheit auszeichnete, und die Alleinherrschaft führte.“

So würde ich sprechen, wenn bey Gründung eines neuen Staats die Frage aufgeworfen würde, welche Form man ihm geben wolle? Allein in Staaten, die bereits gebildet sind, sollte von dieser Sache gar nicht die Rede seyn. Ist dein Staat frey: so suche seine Freyheit zu behaupten; ist er aber einem Oberhaupte unterworfen: so sey der monarchischen Verfassung treu!

Gesetzt, du wärest auch überzeugt, daß bey einer veränderten Regierungsform, der Staat gewinnen würde: so erlaubt dir die Pflicht doch nicht, die Umänderung derselben herbey zu führen. Wenn du auch den Glauben nicht hast, daß jede Obrigkeit von Gott geordnet ist: so muß doch das unermeßliche Elend, das immer die Abänderungen der Regierungsform begleitet, und das du hernach, wenn die Umänderung einmal begonnen hat, nicht mehr zu verhindern vermagst, dich abschrecken, eine dir gut scheinende Sache durch solche grausame Mittel zu befördern.

Eine Bemerkung füge ich nur noch hinzu, die mir gegründet zu seyn scheint. Es dünkt mir leichter, einen Freystaat in einen monarchi-

schen,

schen, als diesen in einen Freystaat zu verwandeln. Wenn Einer die höchste Macht an sich zu bringen sucht: so fallen immer nur wenige Köpfe, und wenn er die gehörige Klugheit besitzt: so fällt gar keiner. Ein Paar Beyspiele aus der Geschichte unserer Tage, die jedem Leser beyfallen werden, bestätigen dieß.

Aber wer kann die Köpfe berechnen, die dann fallen werden, wenn ein monarchischer Staat sich zum Freystaate bilden will? Ich will jetzt gar nicht an die Jammerscenen erinnern, die man in Frankreich sah, als es sein Oberhaupt entthronte — die Natur einer solchen Staatsumänderung läßt nichts anders, als schreckliche Auftritte erwarten. Denn wenn der Eine entthront ist: so erwacht die Herrschbegierde in tausenden, wovon jeder ein Recht zu haben glaubt, an der Regierung Theil zu nehmen, wovon also jeder in Kampf mit dem geräth, der ihm dieses Recht streitig macht. Dieß ist die Quelle der blutigen Ströme, die dann gemeiniglich fließen, wann der Oberherr seiner Herrschaft beraubt wird.

18.

Krieger-Ehre.

Der Staat, sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, hat zweyerley Mittel, wodurch er belohnt: Metall und Ehre. Beyde werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieser Aufopferungen vertheilt.

Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür sonst nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre große Tugenden, große Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre die höchste Tugend.

Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger. — —

„Und so hätte dann der Krieger vielleicht „nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen

„Stände mit einer Art von Verachtung herab„sähe?“

Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schlußfolge auf ihn passen soll, muß gegen alle Stände die größte Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn beydes ist Eins. Der Regent ist nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daß sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, so wie jeder Stand der Inbegriff aller ihm zugehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn Alle in ihrer Verbindung ihm werth scheinen sollen, daß nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wären sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben; so würde er das Bekenntniß ablegen: daß er sein Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbürger, für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

19.

Ueber die Erziehung der Kinder in den niedern Ständen.

Man hat seit einer geraumen Zeit an der Veredlung der niedern Stände gearbeitet, und man kann sagen, daß beydes in der Materie und der Form vieles geleistet worden ist. Die Schultheologie sank bey den großen Schritten, welche die Aufklärung that, im Preise, und man begriff endlich nach hundertjährigen Erfahrungen, daß dieser mühsame angstvolle Flitterstaat keinesweges den niedern Ständen angemessen sey: da die dreistern behaupteten, daß er die Veredlung derselben nur verkümmere, und im Grunde das Mittel sey, um den gewünschten Endzweck zu zerstören. Die eine so lange Zeit vernachlässigte Menge soll zu einem vernünftigen zufriedenen nützlichen Leben gebildet werden. Diesen großen Endzweck soll die Religion bey derselben befördern und verstärken. Was sollen hier die Schnörkel der Theologie, welche nur für das Gedächtniß, aber nicht für den Verstand und das Herz, Schätze enthält?

In dieſer Rückſicht iſt vieles geſchehen; nicht weniger für die Form. Der edle Rochow trat auf, und fand, welches einer Bürgerkrone werth iſt, die beſſere Lehrform, wie man durch einen zweckmäßigen Unterricht dem gemeinen Manne beykommen, und ihn zur vernünftigen Religion, und zur Kenntniß und zum Liebgewinnen ſeiner Pflichten führen könne. Auch von dieſer Seite iſt vieles geleiſtet. Aber wie bringet man dieſe geläuterten und faßlicher gewordenen Wahrheiten auf dem ihnen angemeſſenen Wege in die Hütten der Armen; wo der Hinderniſſe ſo viele ſind, und wo die Witterung nicht immer günſtig iſt, und den ausgeſtreueten Samen bald erſtickt, bald verdorret, und ihn für die Erndte verkümmert? Das iſt allerdings ſehr ſchwer.

Wo iſt hier der groſe und edle Mann, der das Glück der kommenden Generation bereitet, und dem großen Uebel, welches die ſchrecklichſte Exploſion drohet, vielleicht noch zur rechten Zeit entgegen wirkt? Die Zeiten ſind vorüber, in denen es einzelnen Enthuſiaſten (im guten Verſtande des Worts) gelang, dem welkenden und verſchlimmerten Zeitalter Kraft zu geben, und demſelben einen neuen Geiſt einzuflößen. Das vermag jetzt allein die Regierung, und ſie vermag ſehr viel.

Ich will den Versuch machen, um diesen Endzweck zu befördern; nicht, als ob ich im Stande wäre, die Sache zu erschöpfen, denn dazu gehört sehr viel. Ich bin zufrieden, wenn ich eine Angelegenheit zur Aufgabe gemacht habe, die von so großer Wichtigkeit ist, wo es den Verständigern der Nation nicht fehlen wird, vollständig zu berichtigen, um eine bisher bestandene unglückliche Differenz zu heben und ins Gleiche zu bringen.

Man darf sich nur einige Zeit in den niedern Regionen aufgehalten haben, und man wird sehr leicht auf die Bemerkungen geführet werden, daß allerdings dem Besserwerden der aufkeimenden Generation viele Hindernisse im Wege stehen. Eins der ersten und größesten Hindernisse ist die gewöhnliche Erziehung. Mag auch die von der Natur vorzüglich gut besorgte Anlage einzelne Menschen über das Mangelhafte und selbst Fehlerhafte der Erziehung wegheben, so kommt es doch bey den meisten Subjecten hauptsächlich auf Erziehung an. Es war ein anscheinend scherzhafter Gedanke Yoricks, wenn er wünschte, daß er als König seinen Onkel Toby verpflichten könnte, ihm in jedem Monathe einen Unterthan seiner milden gutmüthigen Art zu schaffen. Auch im Ernste kann man sagen, daß die gute Anlage, so wie sie durch

die Natur gegründet worden ist, trotz aller Hindernisse, überaus viel vermag. Aber das sind nur Ausnahmen von der Regel. Im Allgemeinen entscheidet die Erziehung über das, was der Mensch in reifern Jahren seyn soll und seyn wird.

Es giebt indessen der Erzieher sehr viele, die aber alle nicht immer im Einverständnisse stehen. Es gehören dahin die Eltern, und nächst ihnen das Gesinde; die Verbindung mit andern Menschen, die Schule, der öffentliche Unterricht, die Welt, die Handhabung der Gesetze, mit einem Worte, die Erfahrung. Wollte man mit Sicherheit auf Verbesserung rechnen, so müßte die Erziehung bey diesen verschiedenen Lehrern consequent seyn. Der Zustand der Sachen und der Gewohnheiten müßte näher gerückt werden. Die Belehrungen, Ermahnungen, Beyspiele und Erfahrung müßten gemeinschaftlich den Endzweck befördern, das Laster auszurotten, und die Tugend empor zu heben. Stimmet die Erziehung des einen Lehrmeisters mit der des andern nicht überein, so herrschet nur Widerspruch, der so leicht von denen, die erzogen werden sollen, bemerkt, und zur Nichtachtung des Guten angewendet wird. Ist es nicht wahr, daß die Erziehung, so wie sie die Welt gewähret, das Meiste von dem, was die Schule

bewirkt hatte, über den Haufen wirft? Wo aber die Erziehung mit der herrschenden Moral im Widerspruche stehet, da ist kein Heil zu erwarten. Wer die Tugend erhalten und befördern will, kann nur mit Sicherheit auf Erfolg rechnen, wenn sie allgemein geliebt wird.

Mit solchen Erziehern habe ich für jetzt weniger zu thun, als mit denen, die den Samen zuerst ausstreuen. Ist hier in der Bestellung des Bodens nichts versehen, so werden die Früchte immer gedeihlich seyn. Freylich mehr oder weniger gedeihlich seyn, je nachdem die Lage und Verbindung mehr oder weniger günstig war. Und darum richte ich mein Augenmerk für jetzt vorzüglich auf die erste Erziehung, wie sie in dem elterlichen Hause gewirket wird.

Und wie ist es hier gewöhnlich? Hier ist der erste Unterricht und Erziehung so mannichfaltig, so wenig mit der Tugend im Allgemeinen übereinstimmend, so wenig folgerecht, oft so widersprechend, daß man sich allerdings wundern muß, daß die Folgen nicht noch bekümmernder sind. Vielleicht wähnet man, daß ich es in der Darstellung übertreibe. Nun, dann bedürfte es weiter nichts, als daß wir in die Häuser selbst gingen, wo die erste Erziehung anhebt.

Man kann es mit Recht behaupten, daß es die meisten Eltern sogar nicht verstehen, wie

sie sich gegen ihre Kinder in Hinsicht der Erziehung zu verhalten haben. Man heirathet, ohne nur einen Gedanken darauf gerichtet zu haben, wie man diejenigen zu behandeln habe, welche die Früchte der Ehen sind. Die Kinder werden geboren. Ein unüberwindlicher Naturtrieb reißt die Eltern zur Liebe gegen diejenigen hin, die ihnen ihr Daseyn zu danken haben. Im Grunde kann Liebe doch nichts anders seyn, als Freude über das Wohlseyn derer, die wir lieben. Aber größtentheils erstreckt sich diese elterliche Liebe nur auf das körperliche Wohlseyn, und wenn man auf den Erfolg sieht, nicht einmal darauf. Man wünscht nur nach dunkeln Vorstellungen, ohne dazu beytragen zu wollen oder zu können, was den billigen Wunsch in Erfüllung bringen kann. Man reichet den Kindern Speise und Trank, und weil man in Rücksicht der Erziehung nicht weiß, was weiter zu thun seyn möchte, um sie glücklich zu machen, überläßt man sie dem Zufalle, was dieser aus ihnen bilden wird.

Es ist einem Uneingeweiheten dieser Verhältnisse fast unglaublich, wie weit sich hier der eigentliche Unverstand erstrecke. Man kann mit Recht sagen, daß die Erziehung des Menschen mit der Geburt anhebe. Alles was auf das Kind wirket, wird für dasselbe die Quelle der Erzie-

hung. Und was thun hier die gewöhnlichen Eltern? — Der Eigensinn der Kinder hat fast völlig freyen Spielraum. Um sie zu stillen, thun die Eltern fast ohne Ausnahme den Kindern ihren Willen. Die Kleinen verstehen sich sehr gut auf ihren Vortheil, und begreifen es, daß sie das durch Schreyen und Ungestüm sehr leicht erreichen können, was sie haben wollen. Schon hier wird sehr vieles in der Erziehung versehen. Mit zunehmenden Jahren, die mit den Fehlern der Kinder gleichen Schritt halten, weil ihnen nicht entgegen gewirkt wird, entwickeln sich die Fehler derselben merklicher, und werden den Eltern lästig. Sie strafen, aber sie zerstören in dem Augenblick der Züchtigung ihre eigenen Endzwecke. Das Kind schreyet, und jammert; die natürliche Liebe der Eltern greift der Vernunft vor, und es ist nichts seltenes, Eltern zu bemerken, die ihre Kinder wegen der verhängten Züchtigung um Vergebung bitten. Und hiermit haben die Eltern einen entschiedenen Schritt zur Verschlimmerung gethan. Die Kleinen begreifen es, auf welchem Wege sie die Stärkern sind. Von der Zeit an behaupten sie ein geltendes Uebergewicht. Unter so bedeutenden Erziehungs-Fehlern erwachsen sie, und verstehen es, sich in der Folge in ihrem Uebergewichte zu behaupten.

Das Ungeſtüme der Forderung erreicht mehrentheils den Endzweck, den ſie erreichen wollen. Am Ende gewinnen ſie das ganze Gewicht der Ueberlegenheit über die Eltern, und die Folgen werden bald merklich. Die Kinder werden die gebietenden Obern des Hauswesens, und Vater und Mutter müſſen gehorchen. Es iſt eine Bemerkung, die man täglich machen kann, daß die Eltern gebieten, ohne daß die Kinder gehorchen. In kurzer Zeit haben die Eltern alle Würde verloren, das Herrſcher-Recht iſt auf die Kinder übergegangen, und die Eltern müſſen Gott danken, wenn dieſe Regierung nicht zu ſtrenge iſt.

Dazu kommt noch das vielvermögende Beyſpiel der Eltern ſelbſt, welches im Allgemeinen ſo zerſtörend iſt. Sie tragen kein Bedenken, ihren Fehlern in Gegenwart ihrer Kinder einen ungehinderten Ausbruch zu verſtatten. An dieſes gewaltſame und öftere Ausbrechen der Fehler und Leidenſchaften gewöhnet, üben ſich die Kinder, ihren Eltern ähnlich zu werden. Merken es die Eltern, daß es für ihre Kinder nicht recht gethan ſey, und ſie wollen alſo durch Belehrungen und Ermahnungen wieder einlenken, ſo haben ſie nur vergebliche Arbeit gethan. Hier waren nicht die Belehrungen und Ermahnungen der Eltern die eigentlichen Lehrmeiſter, ſondern die

Beyſpiele waren es. Eben das gilt von der ganzen Lebensweiſe der Eltern, von ihren Vorurtheilen und ihrer ganzen fehlerhaften Beſchaffenheit. Das alles wird von den Kindern mit einem unfehlbaren Erfolge nur zu oft nachgeahmt. Es iſt ſchwer zu verhüten, daß nicht diejenigen, welche täglich daſſelbe Beyſpiel vor Augen haben, eben ſo denken und handeln ſollen.

Die Ausnahmen, welche ſich hier darbieten, ſcheinen daher zu kommen, daß die Fehler und Vorurtheile der Eltern von den Kindern als fehlerhafte Beſchaffenheiten gefühlt werden, von denen ſie ſelbſt vieles hatten leiden müſſen. Das iſt aber nicht immer der Fall, daß die Kinder ſehen lernen, wenn alles um ſie herum blind iſt. So kann das wohl ſtatt finden, daß die Kinder das mürriſche Betragen verabſcheuen lernen, und in dieſer Hinſicht beſſer werden, als es ihre Eltern waren. Das ſind nur Ausnahmen von der Regel. Es war eine ſehr folgerechte Regel des trefflichen Plutarchs, „daß „man eine tugendhafte Perſon zur „Gattin wählen müſſe, wenn man „ſich einer fehlerloſen Nachkommen„ſchaft erfreuen wolle.“ Das findet aber nicht immer ſtatt: Das weibliche Geſchlecht in den niedern Ständen ſcheinet an der allgemeinen Verſchlimmerung einen vorzüglichen Antheil

erhalten zu haben. Es wird hier zu sehr wahr, daß man die Gehülfinnen so nehmen muß, wie sie sind.

Und möchte es nur nicht wahr seyn, daß die entweder unwissenden, oder verdorbenen Eltern durch ihr Beyspiel, oder durch ihren Rath, oder selbst durch Befehle, an der eigenen Verschlimmerung der Kinder arbeiteten. Man trauet ihnen von Seiten der Kinder bessere und größere Einsichten zu. Diese Ueberzeugung wird entscheidend, um so mehr, da die Kinder nicht mehr das Gute, was recht und wahr ist, vor Augen sehen, sondern in dem unmoralischen Verhalten ihrer Eltern oft einige Vortheile bemerken, die ihnen durch Vollbringung des Unrechts zufließen. Hier wird so oft der wirksamste Unterricht zum Stehlen, Verläumden, Betrügen, zur Bosheit, zur Trunkenheit und Unkeuschheit, und andern Lastern gelegt, der denn in der Folge bey den folgsamen Zöglingen seine ganze Kraft beweiset. So werden die Laster von den Eltern auf die Kinder, und von diesen auf die Enkel fortgepflanzt, ohne daß ein Tüttel von dem Gesetze des Unrechts verloren ginge.

Giebt es irgend eine edle Sorge der Regierung, so ist es gewiß die, daß das Uebel der mangelhaften und nur zu oft fehlerhaften Erzie-

hung der Kinder im elterlichen Hause nicht fortdauernd, werde, damit die großen Hindernisse der Privat-Wohlfahrt, welche auf die öffentliche einen entschiedenen Einfluß hat, aus dem Wege geräumt werden. Trauete ich dieß große Werk der weisen Preußischen Regierung nicht zu, so wäre es vergeblich ein Wort weiter zu verlieren: so sehr auch das Uebel um sich gegriffen hat, und die allgemeine Stimme hierüber seit vielen Jahren laut gewesen ist. Ihr bleiben die Einrichtungen überlassen, wie die öffentliche Meinung geltend werde; wie der Unterricht und die Erziehung im elterlichen Hause, und in der Schule mit der Erfahrung und der Erziehung, wie sie die Welt gewähret, in Uebereinstimmung gebracht werde. Sie wird sehr viel gethan haben, wenn der Keim durch sie belebt worden ist, dessen Gedeihen man sich nach dem allgemeinen Triebe der Menschen nach Glückseligkeit und Vollkommenheit versprechen kann.

Uns, denen es obliegt, den Unterricht zu besorgen, muß es heilige, unerlaßliche Pflicht bleiben, dafür zu wirken, so viel einem jeden nach seinen Kräften möglich ist, bis sich die Kräfte, welche wirken können und sollen, zu dem großen Endzweck vereinigen, die Tugend, und mit derselben allgemeine Wohlfahrt zu befördern.

Es scheint mir bey der großen Unwissenheit, welche in Hinsicht der Erziehung der Kinder im elterlichen Hause herrschet, neben der auf das Einzelne und Besondere sich erstreckenden öffentlichen Sorgfalt, nichts zweckmäßiger zu seyn, als einen kurzen deutlichen Unterricht über die Hauptsache, worauf es bey der Erziehung im elterlichen Hause ankommt, zu entwerfen, und einem jeden Gliede der Gesellschaft mitzutheilen. Ich will zu diesem Behufe die ersten Linien entwerfen, um, wenn mein Vorhaben von Sachverständigen gebilliget wird, und das Interesse dafür merklich werden sollte, die Zeichnung zu vollenden, so, wie sie dem Unvermögen der Menge angemessen ist.

Ein Kind kommt aus der Hand seines Schöpfers mit trefflichen Anlagen zum Guten, wenn nicht anders die Fehler der Eltern demselben mit der Geburt mitgetheilet sind. Ich meine hier nicht die Erbsünde, die sich nicht vertheidigen läßt, sondern die körperliche Anlage, welche auf eine fehlerhafte Beschaffenheit führet, wenn der natürliche Mensch nichts von dem vernimmt, was des Geistes Gottes ist, uud auf das Bessere nicht ausharrend und mit Weisheit geführet wird. Mit einem Worte, wenn die zu starken Triebe nicht gemäßiget, und anderweitig gelenket, und die natürlichen schwachen Triebe

nicht verstärket werden. Und dieß läßt sich erweisen.

Hätten die Eltern gewisse Fehler bey sich herrschend gemacht, und wären sie nach obiger Erklärung den Kindern theils angeerbt, theils das vielvermögende Beyspiel der Eltern eingepfropft, so wäre das allerdings für die Veredlung derselben schwierig, aber doch in so mancher Hinsicht nicht unüberwindlich. Die entweder physischen oder moralischen Hindernisse lassen sich entkräften, und endlich nach langem Kampfe erdrücken, wenn die Eltern nur wollen, und der Hindernisse von aussen nicht zu viele sind.

Es ist im Allgemeinen ein sehr wahrer Gedanke, den Jesus äußerte: „werdet wie die Kinder: und was bemerkt man an ihnen? Sie äußern Schmerzen, wenn ihnen nicht wohl ist, und sträuben sich dagegen. Das ist die erste Ursache ihres Weinens. Eine jede sie bedrohende Gefahr schließet sie an die Mutter, sie suchen Schuz und finden ihn. Der freundliche Blick und die milde Stimme der Mutter erheitert sie, aber der verdrießliche Blick und die scheltende Stimme derselben betrübet sie. Sie suchen durch Freundlichkeit und Lächeln ihre kleinen Freuden mit andern zu theilen. Nach Wohlthaten lächeln sie, nach erlittenen Schmerzen wimmern sie; aber das zugefügte Unrecht ist bald vergessen.

sen. Die Empfindung von Noth und Elend Anderer macht sie traurig, durch die Freude derer, die sie umgeben, werden sie heiter.

Was könnte man bey so herrlichen Anlagen der Kinder nicht möglich machen! Die Eltern wollen es, daß ihren Kindern wohl seyn soll. Ihr Wille ist einem großen Theile nach erreicht, sobald er entschieden ernstlich und mit Weisheit ausharrend ist. Sie dürfen nur das thun, was den Willen in Erfüllung bringen kann, so weit diese von ihnen abhänget; und das ist sehr viel. Dieß zerfällt nun in zwey Theile.

Die Eltern müssen zuerst für körperliches Wohlseyn sorgen. Die Nothwendigkeit hiervon ergiebt sich sehr leicht aus der Bemerkung, daß die Seele überhaupt nicht viel vermag, wenn es an der Gesundheit des Körpers fehlet. Alle Operationen ihrer verschiedenen Kräfte sind gelähmt, wenn der Körper seine Mitwirkung versaget. Nur mit der äußersten Anstrengung kann es der Seele gelingen, sich über die körperlichen Schwächen und Mängel zu erheben. Dieß ist aber nicht jedermanns Sache. Noch schwerer wird es, dem wohlgepflegten verschrobenen Einflusse des Körpers auf die Seele in der Folge durch Hülfe des Raisonnements eine bessere Richtung zu geben.

Zu dieser körperlichen fehlerhaften Beschaffenheit wird nur zu oft in der frühern Jugend der Grund gelegt, dadurch, daß dem Kinde nicht mit Mäßigkeit und Ordnung seine Speise dargereicht wird; oder wenn die Nahrungsmittel so oft widersprechender Art sind, als Obst und Milch, Gährung verursachende und aufblähende Speisen; oder wenn demselben aus übel angebrachter Zärtlichkeit solche Genüsse, die demselben nicht allein entbehrlich, sondern wohl gar für die Gesundheit zerstörend werden, demohngeachtet aber doch in die Summe unentbehrlicher Genüsse aufgenommen, als der weder stärkende noch nährende Kaffee, dargereicht werden. Die Gesundheit wird im Keime erstickt; es entstehen scharfe Säfte und Uebelbefinden des Kindes, es schreyet und wimmert, und schon hierdurch wird der Grund zur Verschlimmerung gelegt. Man thut Alles, um das Kind zu befriedigen. Es begreift aber sehr bald, daß es durch Schreyen sehr viel vermag, und — der Eigensinn wird gegründet. Oder es wird lecker gewöhnt, und der Stoff zu Krankheiten bereitet; oder es wird auf Bedürfnisse geführet, die das zukünftige leibliche Wohlseyn unmöglich machen; oder durch Nichtbeobachtung der Ordnung, zur Gefräßigkeit, diesem häßlichen fast allgemeinen

Laſter der Menge gewöhnet, und die Träg-heit und Arbeitsſcheu gegründet.

So würde auch die Sorgfalt der Eltern darauf gerichtet ſeyn müſſen, daß die Kinder angehalten würden, die Speiſen nicht zu verſchlingen, ſondern ſie zu zermalmen, um durch die Beymiſchung des unentbehrlichen Speichelſafts geſunde Säfte und Wohlbefinden zu bewirken.

Siehet man auf die Reinlichkeit, die auf das körperliche Wohlſeyn einen ſo entſchiedenen Einfluß hat, ſo findet auch hier eine große Unwiſſenheit ſtatt. Wie vielen von der ärmern Klaſſe darf man die Ueberzeugung zutrauen, daß ſie durch Unreinlichkeit ihr und das Leben der Ihrigen vergiften? Die verſchloſſene Luft fault ſo gut, wie das ſtehende Waſſer, und doch ſorget man recht gefliſſentlich, daß die alten verpeſtenden Dünſte durch neue Beyträge in ihrer Kraft erhalten werden. Aber nicht bloß dieß, ſondern man raubet ſich das Stärkende, Belebende, Erheiternde, welches alle lebendigen Geſchöpfe erquickt, die freye Luft. Iſt es nicht unverantwortlich, wenn dieſe große Wohlthat, die durch Reinlichkeit und den Genuß der freyen Luft herbeygeführt wird, verachtet und vernachläſſiget wird?

Diese Reinlichkeit müßte sich auch auf den ganzen Körper erstrecken, daß an den Kindern kein Schmutz geduldet würde, wodurch die aus dem Körper durch die Ausdünstung hinweggeschafften schädlichen Theile in denselben wieder hineingeschafft werden. Dieser Endzweck wird dadurch auch befördert, daß die Leibwäsche gehörig gewechselt wird. Es bedarf hier keiner köstlichen Kleidungsstücke. Sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, sie leisten dieselben Dienste, wenn sie nur nicht mit alten Ausdünstungen geschwängert sind.

Der Mensch ist zu einem thätigen Leben geboren. Das kleinste Kind will spielen, also beschäftiget es. Diese treffliche Anlage der Natur muß früh benutzt werden, um den Körper zu stärken, ihn für ein längeres Leben dauerhaft zu machen, und vom Frevel abzuhalten. Was lange wirken soll, muß früh gegründet werden. Lenket man nicht schon früh die Neigung beschäftiget zu seyn zur Thätigkeit, so wird sie nie herrschend werden, oder sie erhält eine schiefe Richtung, und wird da, wo sie gemeinnützlich werden sollte, gemeinschädlich. Die nicht geübten Kräfte widerstehen einer jeden Anstrengung. Daher das active und passive Uebelbefinden im Staate, welches so sehr um sich gegriffen hat.

Die Eltern haben gewöhnlich wenig Sorgfalt, ihre Kinder vor den mancherley Veranlassungen zur Erkältung zu bewahren. Die Zugluft nach ausgetretenem Schweiße, ein kalter Trunk nach vorhergegangener Erhitzung, oder die Entblößung des Körpers nach derselben, führen so oft auf schwere und tödtliche Krankheiten. Die jedesmalige Erndte eines Jahres giebt reichlich hierüber Beweise. Ich will nicht sagen, daß man die Sorge für den Leib übertreiben und Verzärtelung gründen solle; ich rede nur von den plötzlichen Veränderungen, denen man sich so oft, auf Kosten der Gesundheit, aussetzt.

Was aber noch weit weniger allgemein verstanden wird, als die Sorgfalt für das körperliche Wohlseyn, ist die eigentliche Erziehung. Ich verstehe darunter das thätige Interesse, um die Kenntnisse und Gewohnheiten zu pflanzen, die den Kindern in ihrem künftigen Berufe nützlich werden können. Versieht man es hier, daß man den werdenden Menschen Thier seyn läßt, oder seinen Kraftäußerungen einen freyen Spielraum verstattet, so muß man fürchten, daß er sich, bey reifern Jahren und bey gestärkter Kraft, in ein reißendes, schädliches verwandeln werde. Die häusliche Erziehung aber ist die Grundlage der öffentlichen. Das meiste kommt auf die ersten Eindrücke der

Jugendjahre an. Schon in den ersten Augenblicken des Lebens hebt der Unterricht an. Das Kind wird sichtlich die Finsterniß scheuen, wenn es eine Zeitlang nur an das Licht gewöhnt war. Was zu öftern auf die Empfindung gewirkt hat, dringet in die Seele, und der wiederholte Eindruck erzeuget die Richtung der Neigungen. Entweder versehen es hier die Eltern durch Mangel der Aufmerksamkeit, oder durch ihre Beyspiele, oder sie bemerkten nicht früh genug den entschiedenen Hang der durch die Natur gewirkten Anlage, und wirkten derselben nicht entgegen, oder sie waren gleichgültig, und achteten nicht auf die sich immer mehr entwickelnden Fehler.

Wäre man, wie einst zu Lacedämon, im Stande, die Erziehung zur öffentlichen Sache zu machen, dann würde es ein Leichtes seyn, Gutes zu schaffen. Da das aber nicht der Fall ist, so muß man suchen, das zu thun, was nach den Umständen möglich ist. Und es kann immer viel gethan werden, wenn man nur das Gute ernstlich und ausharrend will.

Die Kinder sind mit einem nie fehlenden Erfolge auf alles aufmerksam, womit sie umgeben sind. Man möchte sagen, ein jeder Eindruck, den sie erhalten, sey ein Beytrag zur

Erziehung. Es würde demnach nichts nöthiger seyn, als das, die ersten Aeußerungen des kindlichen Eigensinns zu ersticken. Anfänglich enthält ihr Angstgeschrey Bitten, versteht man sie nicht, so werden es Befehle. Man muß ihnen dadurch vorbauen, daß man die Bedürfnisse der Kinder erräth, und ihrem unschädlichen Verlangen, z. B. sich Gegenständen zu nähern, durch willige Annäherung genüget; theils dadurch, daß man ihre ungestümen Forderungen nicht zu bemerken scheinet. Die kleinsten Kinder verstehen sich auf ihren Vortheil, sie schreyen mit einem empörenden Ungestüm, wenn die Erfahrung sie gelehrt hat, daß sie dadurch ihren Zweck erreichen. Eine unbesonnene Liebe, und auch der Ueberdruß des erschütternden und erweichenden Schreyens führet sehr bald die Eltern auf Mittel, welche als Palliative gebraucht werden, um dasselbe zu ersticken. Die Kinder gehen in ihren Anmaßungen weiter, und kein Damm wird dem Ueberfließen des ungestümen Stroms entgegen gesetzt.

In einem so freyen Spielraume entwickeln sich Fehler, aber die Kinder verstehen sich darauf, ihre Fehler zu Endzwecken, die für den Augenblick für sie nützlich sind, geltend zu machen. Würden diese Fehler in der Folge zu ästig, so hilft theils die Strafe nicht mehr,

weil die Gewohnheit schon eine unwiderstehliche Kraft gewonnen hatte, oder es werden auch die Eltern der Beschwerden müde, und erfüllen den Willen der Kinder, die denn von einem Grade der Verschlimmerung zum andern fast ungestört fortschreiten.

Was ist hier zu thun? Die Eltern müssen darauf geführet werden, den Kindern den Willen zu lassen, wo es auf unschädliche Dinge ankommt, sich ihnen aber im Ernste zu widersetzen, und das Schreyen derselben nicht zu achten, wenn es auf schädliche Dinge gerichtet ist, oder sie mit heftigen Bewegungen fordern. Man bringe sie auf andere Gedanken, indem man ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände richtet.

2) Sehen sich die Eltern genöthiget zu strafen, so muß die Strafe möglichst dem Vergehen angemessen seyn. Sie müssen nicht im Unwillen, nicht mit der Aeußerung des Hasses strafen. Sonst geräth das Kind auf die Vermuthung, daß die Schmerzen, die es erdulden muß, natürliche Wirkungen des Hasses der Eltern seyn, und dann ist alles verloren. Sie müssen die Strafen der Liebe entgegen seyn, welche das Kind von ihnen erwartet, sonst richtet man nichts aus. Wer bemerkt es nicht an seinen noch unverdorbenen Kindern, daß wenn

ihnen das moralische Gefühl, welches sich mit jedem Vorfalle mehr entwickelt, die Bemerkung nahe gebracht hat, gefehlt zu haben, sie gleich anfänglich die Strafe willig dulden, aber auf das äußerste erbittert werden, wenn sie mit dem Vergehen unangemessene Strafe erdulden sollen. Das Gefühl von Recht und Unrecht herrschet in den Kindern mit großer Kraft, so dunkel auch die Vorstellungen davon noch seyn mögen. Dieß giebt den Eltern den Fingerzeig, wie weit sie in ihren Strafen gehen dürfen.

Nicht weniger müssen sich die Eltern in dem gleich bleiben, was sie einmal gegen die Kinder als gut anerkannt und behauptet, oder als schädlich verworfen und bestraft haben. Bemerken die Kleinen in den Grundsätzen der Eltern Widersprüche, dann fällt ihr Glaube an die Autorität derselben; das Vertrauen zu ihnen ist dahin, und sie werden mit Verachtung gegen die Eltern und ihre Forderungen erfüllet.

Nichts wirket hierbey auf die Bestimmung des Charakters der Kinder mehr, als das eigene Beyspiel der Eltern. Die stets unveränderte Lebensweise derselben, die Bemerkung ihrer sich gleich bleibenden Grundsätze wirket mit fast unwiderstehlicher Kraft auf die Kinder, und führet nach einer langen Gewöhnung an dieselben

ben auf ähnliche Grundsätze und Lebensweise. Es hält gar nicht schwer für aufmerksame Eltern, gelegentlich in der Denkungsart ihrer Kinder sich selbst wieder zu finden. Diese Bemerkung müßte nur mit Lebhaftigkeit und Festigkeit in den Eltern gegründet werden, um selbst fehlerhafte Eltern dahin zu vermögen, die Ausbrüche der Leidenschaften und schlimmer Begierden vor ihren Kindern wenigstens zu verhüten, um sie nicht zu verderben, sie vor Neid, Verläumdung, Zanksucht, Tücke und andern Fehlern zu verwahren. Bey aller Fehlerhaftigkeit bleibt doch bey den meisten Eltern ein unausrottliches Gefühl für das moralische Gesetz übrig. So lange bey ihnen die Liebe zu ihren Kindern noch das Uebergewicht über Gleichgültigkeit hat, werden sie es immer wünschen müssen, daß sie gut werden, um so mehr, wenn sie von dem Staate für das Verderbniß ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden, wie es allerdings geschehen muß, wenn es besser werden soll.

Je mehr man die Eltern von der Kraft des Beyspiels überzeugt hat, desto dringender wird es für sie, die Gelegenheiten möglichst zu verhüten, wo die Kinder Böses sehen und hören können, daß sie sich also möglichst sich nicht selbst überlassen bleiben. Nie muß sie eine blinde

Liebe verleiten, weder über die Fehler der Kinder, noch über irgend etwas Böses zu lachen; es durchaus nicht zu dulden, daß Menschen oder Thiere von ihnen gequält werden. Gestattet man es einmal, auch nur Thiere zu quälen, so ist der Uebergang zur Kränkung der Menschen sehr leicht. Sie haben das Jammern empfindender Wesen überwunden. Es rühret sie nicht mehr, sie sind dagegen abgehärtet, um so mehr wenn sie davon für den Augenblick den Nutzen erfahren, daß ihnen durch die Kränkung der Menschen wohl ist. So wird der werdende Mensch zum schädlichen Menschen gebildet, ohne daß es die Menge vermuthet.

Nichts kann für die Eltern angelegentlicher seyn, als die Kinder von der frühesten Jugend an durch Arbeiten, die indessen jedesmal den Kräften der Kinder angemessen seyn müssen, zu beschäftigen. Woher entstehet die Arbeitsscheu, die Nachlässigkeit, die Augendienerey der Menge? Diese war in der frühern Jugend vernachlässiget worden. In der Folge suchte sie durch Kriechen, Heucheln und Kunstgriffe die Zwecke zu erreichen, welche ein thätiges, nützliches Leben ohne Erniedrigung und ehrenvoll hätte verschaffen können. Mit der Zeit entspringen hieraus Verbrechen. Die Verwahrloseten werden Taugenichtse,

und fallen nachher lebenslang ihren Mitmenschen zur Last. Es eröffnet sich von Seiten der Betriebsamkeit eine erheiterndere Aussicht, welche eine wohlwollende Regierung durch Anlegung von Industrie-Schulen gewähret. Sie werden sicherlich auf das allgemeine Wohlseyn wirken, wenn nur die Eltern angehalten werden, den Kindern im Hause eine solche Erziehung angedeihen zu lassen, die mit den öffentlichen Einrichtungen übereinstimmt. Um diesen großen Endzweck zu erreichen, müßten die rechtschaffensten und verständigsten Männer einer jeden Gemeine zu Aufsehern bestellt werden, welche mit Verantwortlichkeit dafür zu sorgen hätten, daß die Eltern demselben genügten.

Kein Staat vermag es, den allgemeinen Willen zu beleben, wenn der allgemeine Wille dagegen kämpfet. Er kann der Religiosität, der Gerechtigkeit, der Keuschheit nicht aufhelfen, wenn die einzelnen Willen widerstreben. Hier müssen die Eltern sehen, die Regierung kann nur das Begießen, und mit demselben das Gedeihen schaffen. Hier kommt aber alles darauf an, daß nur guter Same gesäet, gepflegt werde und bey günstiger Witterung gedeihe; daß die anerkannt guten Grundsätze und Einrichtungen allmählich in Gewohnheiten übergehen und herrschend werden. Der Weg dahin ist zwar

langweilig, allein wenn man auf demselben beharret, unfehlbar.

Das elterliche Haus ist zuerst der Ort, wo die Tugenden der Gerechtigkeit, der Achtung gegen das Eigenthum Anderer, der Schamhaftigkeit und alles übrige Gute gegründet werden müssen. Die Eltern sind es, die dafür zu sorgen haben, daß sich die Kinder an eine einfache Lebensart gewöhnen, und nicht auf eingebildete Bedürfnisse geführet werden; nicht in hitzigen schädlichen Getränken die künftige Verarmung und ein frühes Grab sich bereiten, nachdem sie eine lange Zeit für die theils unwillkürlichen, theils willkürlichen Sünden hatten büssen müssen. Sie sind es, welche den Samen der Religion ausstreuen müssen, dadurch, daß die Kinder gewöhnet werden, bey dem Guten, das sie erfahren, die Hand eines gütigen Gebers zu erkennen; daß sie auf die Gerechtigkeit Gottes aufmerksam gemacht werden, wo sie gute oder üble Folgen nach Gutesthun oder Fehltritten bemerken; so wie auf Gottes Weisheit, wo sie finden, daß sich traurige Umstände und Besorgnisse in Freude endigen.

Nur zu oft wird das in dem elterlichen Hause wieder niedergerissen, was der öffentliche Unterricht gebauet hatte. Es wird Zeit, daß die bessern Grundsätze in den Hütten der Armen

geltend werden. Aber im Grunde giebt es doch kein anderes Mittel auf das Herz zu wirken, als durch den Verstand. Wären hiernächst der äußern Hinderniſſe der Veredlung nicht zu viele, dann könnte mit der Zeit viel Gutes ausgerichtet werden, vorzüglich, wenn die Eltern für die Verwahrloſung der Kinder verantwortlich würden.

Fände ſich für dieſen Gedanken, die Menge über die große Pflicht der Erziehung zu belehren, und ſie dazu zu verpflichten, ein geltendes Intereſſe, ſo würde ich dieſen kurzen Umriß mit möglichſter Kürze und Deutlichkeit vollenden.

Treumann.

20.

Selbstliebe ist ein zum Staatswohl unzureichendes Princip der Moral.

(Aus einem Briefe.)

„Sie machen also, mit vielen unserer Philosophen, die Selbstliebe zum höchsten Princip der Moral, und glauben genug gethan zu haben, wenn Sie hinzufügen: „Man müsse „nur zwischen dem, was uns unmittelbar „und dem, was uns mittelbar nützt, unterscheiden, um sich zu überzeugen, daß die „Menschen bloß aus Eigennutz rechtschaffen handeln, und auch nur so handeln können?“

Diesem zu Folge wäre also die eigentlich sogenannte Selbstliebe die unmittelbare, und die Nächstenliebe die mittelbare Selbstliebe, und aller Erweis, daß irgend etwas für uns Pflicht sey, liefe darauf hinaus, daß erwiesen werden müsse, die Summe unserer eigenen Glückseligkeit werde dadurch vermehret. — Wenn also jemand die Frage aufwürfe, „warum bin ich verbunden, Andern die Wahrheit zu sagen?“ — so wäre die Antwort: „damit du bey Credit bleibest; und wenn ge-

fragt würde: „warum muß ich für den Verfolgten sprechen?“ — so würde geantwortet: „auf daß für dich in einer ähnlichen Lage wieder gesprochen werde; und so thäten wir alles Gute, das wir Andern thun, nur, um uns dadurch Gutes zu thun.

Vor allen Dingen lassen Sie uns die beyden Sätze wohl unterscheiden: „wer Andern nützlich wird, wird dadurch sich selbst nützlich“ — und — „werde Andern nützlich, um dir selbst nützlich zu werden.“ Wenn jenen Satz auch der Lobredner der Menschenliebe behaupten darf: so folgt noch nicht daraus, daß diesen der eigentliche Sittenlehrer lehren dürfe. Es kann etwas von der Tugend wahr seyn, welches dessen ungeachtet nicht zu ihrem Motiv, noch weniger zu ihrem höchsten Motiv gemacht werden darf. Wer z. B. Wittwen und Waisen unterstützt, der erhält Beyfall und Lob — wer zweifelt an der Wahrheit dieses Satzes? Was würden Sie aber von der Wohlthätigkeit eines Menschen halten, welcher gerade dezu erklärte, daß er Wittwen und Waisen unterstütze, um dafür gepriesen zu werden?

Und dann — ist der Satz auch wirklich durchaus wahr, daß, wer Andern nützlich wird,

sich

sich selbst dadurch nützlich werde? Wie wollen Sie dieß von allen den gut- und großmüthigen Handlungen darthun, welche die Moral unter dem Namen der Aufopferungen vorschreibt? Etwa so — ? „Opfere dich für Andere auf, damit sich Andere wieder für dich aufopfern?“ Wie kommen aber jene Millionen dabey zurecht, welche den sogenannten Tod für das Vaterland sterben? Wie alle die übrigen, welche überhaupt ihre Menschenliebe mit dem Tode bezahlen müssen? — Auf den Lohn eines künftigen Lebens dürfen Sie sich hier nicht berufen; denn der bare Egoismus, zu welchem der Grundsatz der Selbstliebe stimmt, kann eben so wenig genug daran haben, sich auf einen so entfernten Lohn vertrösten zu lassen, als er mit dem Lohne zufrieden seyn mag, den ihm sein eigenes Herz reichen soll. Die Tugend lohnt sich selbst — das ist ein Satz, der gar nicht in das System des Egoisten paßt; der Egoist will von Andern belohnt seyn.

Das erste also, was nach meiner Meinung die Selbstliebe zum Grundsatz der Moral ungeschickt macht, ist, daß sie bey ihr nur eine sehr unvollkommene Moral haben würden. So gingen gerade die edelsten und erhabensten Handlungen der Menschen verloren,

und jede Pflichtleistung, bey welcher wir uns auch nur der Gefahr irgend eines unersetzlichen Verlustes aussetzten, würden wir mit Recht als eine solche betrachten, zu der wir, vermöge unsers Princips, gar nicht verbunden wären.

Wenn aber auch das Princip der Selbstliebe hinreichte, die Menschen zur Ausübung aller ihrer Pflichten zu bewegen: wäre es darum auch edel genug? Ich weiß nicht, mein Herz empört sich dagegen und ich gestehe Ihnen frey, daß ich manche der besten Handlungen meines Lebens auf der Stelle zurückwünschte, wenn man mich dessen verdächtig machen wollte, als hätte ich durch sie mir selbst nützlich seyn wollen. Prüfen Sie sich nur, es geht Ihnen gewiß eben so. Nein, mein guter W., Sie und ich haben gewiß schon viel Gutes Andern gethan, ohne uns durch eigenen Gewinn dazu bestimmen zu lassen. Und so wie es uns geht, geht es allen guten Menschen. Man erklärt durchgehends eine Handlung für um so edler und trefflicher, je sichtlicher sie den Stempel der Uneigennützigkeit trägt und aus bloß reiner Philanthropie herfließt.

Man geht noch weiter, und setzt sogar den Charakter eines guten Menschen darin fest, daß er ohne Gewinnsucht handle. Und welch eine

Reihe solcher guten Menschen und Handlungen hat Gott Lob! die Geschichte der Menschheit aufzuweisen! Der eigentliche Kern der Menschheit will also das Principium der Selbstliebe nicht einmal; er findet es unter der Würde seiner Natur, die sich eben durch reines Wohlwollen, durch Wohlwollen ohne allen Zusatz von Egoismus, der göttlichen nähern soll. Denn wahrlich, alle unsere guten Handlungen hören auf, einiges Verdienst zu haben, sobald ihnen der Lohn auf den Fuß folgen muß, und es giebt alsdann keine Grade von Tugend, wenn größere oder geringere Uneigennützigkeit sie nicht mehr bestimmen soll.

Ich leugne inzwischen keinesweges ab, daß der größere Theil der Menschen seine Pflichten bloß erfülle, um sich dadurch zu nützen, und daß viel wohlthätige Handlungen ungethan bleiben würden, wenn der Egoismus nicht noch manche hervorbrächte. Keinesweges aber müssen wir jenen Egoismus zum wahren und eigentlichen Princip der Moral feyerlich hinstellen und so den wenigen Edeldenkenden die Freude rauben wollen, sich über die übrigen erhaben zu sehen.

Ich kehre also Ihren Satz um, und spreche nicht: „werde Andern nützlich, um dir selbst nützlich zu werden;“ sondern — „werde dir nur nützlich,

um es Andern zu werden!“ Bey Ihnen war Selbstliebe der Zweck und Menschenliebe das Mittel; ich mache die Menschenliebe zum Zweck und die Selbstliebe zum Mittel. Diese Menschenliebe ist bey mir auch theils eine unmittelbare, theils eine mittelbare. Da ist denn die reine Menschenliebe die unmittelbare, und die Selbstliebe die mittelbare Menschenliebe. Und so stelle ich Gemeinsinn, Eifer für das allgemeine Beste oder für das Wohl des Ganzen als das eigentliche Princip der Moral hin. Nicht das ist mir Pflicht: zu thun, was die Summe meiner — sondern: was die Summe menschlicher Glückseligkeit vermehrt. Ich sorge für meine Gesundheit, nicht, um mich besser zu befinden, sondern, um für die Gesellschaft besser arbeiten zu können. Ich sorge für mein Leben, nicht, um länger zu leben, sondern, um der Gesellschaft länger zu nützen. Erfordert das Wohl des Ganzen die Vernachlässigung meiner Gesundheit, so ist es Pflicht für mich, sie zu vernachlässigen; und träte der Fall ein, daß mein schleuniger Tod dem allgemeinen Besten sehr nützlich wäre, so würde es Pflicht für mich, auf der Stelle mich dem härtesten Schicksale — dem Tode zu unterwerfen.

Dieß ist keinesweges eine schwärmerische Moral; bey dieser legt man sich strenge Pflichten auf, durch deren Abwartung man der Gesellschaft nicht nur nicht nützt, sondern sich wohl gar untüchtig macht, zu ihrem Besten zu wirken; bey der meinigen hingegen lebt und webt man ganz für die Gesellschaft. Unstreitig ist sie die eigentliche Moral für Menschen, welche, und so fern sie in Gemeinschaft leben. Der Befehl der ältesten Religion: Du sollst! war das Principium der Moral in der Kindheit des Menschengeschlechts; mit dem Egoismus erreichte unser Geschlecht sein Jünglingsalter; Gemeinsinn aber bringt es zur Mannheit.

Und nun — denken Sie sich einmal eine Gesellschaft, die aus lauter Gliedern bestände, welche bey allem ihrem Thun und Lassen nur immer das Wohl Aller vor Augen hätten; wünschten Sie nicht in ihrer Mitte zu leben? Müßte sie nicht das Bild von dem Beysammenleben der Vollendeten seyn, das uns die Offenbarung so reizend mahlt? „Was allgemeinen Nutzen schafft, das ist Pflicht, und ihr folgen, ist Tugend.“ O helfen Sie mit mir diesen Satz den Menschen einprägen, so veredeln wir unser Geschlecht,

und bringen die Menschheit derjenigen Glückseligkeit näher, zu welcher sie offenbar bestimmt ist, und von welcher der Geist des Egoismus sie auf immer zurückhält.

Wenden Sie nicht ein, daß es unmöglich sey, die Menschen jemals zu solch einer Denkart zu erheben. Was doch wirklich zuweilen geschieht, an dessen Möglichkeit ist nicht zu zweifeln.

Beyspiele von ächtem Patriotismus und Gemeinsinne gab es aber in jedem Zeitalter und in jedem Volke; und es giebt deren noch. Man findet sie in den erhabensten Ständen, und jener unsterbliche König, von dessen Charakter diese Vaterlandsliebe ein ausgemachter Zug war, war in dieser Hinsicht nicht der Einzige. Man findet sie unter Kaufleuten und speculirenden Philosophen. Ich kenne selbst Fabrikanten, die sich mit der Fortsetzung ihres sie in unaufhörlicher Thätigkeit erhaltenden Geschäfts bloß darum befassen, weil es das einzige Erhaltungsmittel ihres Orts ist. Ich kenne Weltweise, die in der unglücklichsten Ehe leben und leicht die Scheidung erhalten würden, die aber, um dem großen Haufen kein Aergerniß zu geben, ihre häuslichen Leiden geduldig forttragen. Selbst in den untersten Ständen, wo, wegen des

geringen Antheils an den Lebensgenüssen, gewöhnlich der mehreste Egoismus vorausgesetzt wird, findet man ächten Gemeinsinn häufig. Wer kennt nicht die Entschlossenheit, womit sich Menschen dieses Standes, um Mitbürger zu retten, selbst der Wuth der Elemente entgegenstellen? Wer weiß nicht, wie der Bürger gern sein Leben wagt, um das Leben seines guten Fürsten, worauf er das Wohl des ganzen Landes beruhen sieht, zu retten?

Noch Eins: Es war offenbar die ausdrückliche Absicht des großen Stifters unserer Religion, die Menschen vom Egoismus zum Gemeinsinne zu erheben, und durch unser Geschlecht im eigentlichen Verstande erst selig zu machen. Darum bauete er sein Gesetz auf Liebe; darum lehrte er nicht nur unser Vater beten, sondern auch für das allgemeine Wohl wirken und leiden. Erinnern Sie sich nur an einen einzigen Ausspruch. Er that ihn gerade bey einer Gelegenheit, wo sich der Egoismus mit aller Kraft unter seinen Jüngern regte: „Wer unter Euch der Erste seyn will, der sey der Uebrigen Knecht; so, wie ich selbst nur dazu da bin, um zu dienen, und mich für das allgemeine Wohl aufzuopfern.“ —

Die Liebe, so vorgetragen, war allerdings ein neues Gebot. An die Stelle des alten Phariſäiſchen Egoismus ſollte der Gemeinſinn, als ein neuer Sinn, treten; dieſer ſollte alle menſchlichen Handlungen ohne Unterſchied beſtimmen und ſo, als neues Principium der Moral, die Welt beglücken. Wollten Sie jenen Ausſpruch der höchſten Philanthropie etwa nur auf die Apoſtel deuten: ſo ſtehen zehen andere da, die denſelben Geiſt athmen, und zu Menſchen ohne Unterſchied geſprochen wurden. Z. B. „Wenn Ihr nur die liebet, welche Euch lieben, was thut Ihr damit beſonderes? Auch die ſchlechteſten Seelen treibt der Egoismus ſchon an, ſo zu handeln. Nein, liebet ſelbſt Eure Feinde, ſo ſeyd Ihr vollkommen.“

O wie hebt ſich mein Herz vor Freuden, daß ich in Anſehung meines moraliſchen Principiums den Stifter des Chriſtenthums ſo ganz auf meiner Seite ſehe! Wie auch die erſten Chriſten wirklich nur Ein Herz und Eine Seele geweſen ſind, iſt bekannt. Paulus, der gröſſeſte Lehrer nach Jeſus, benutzte ausdrücklich das Bild von Einem Leibe, den die Kirche ausmache, und bauete darauf den Gemeinſinn der Chriſten unter einander.

Selbst die wenigen einfachen Ceremonien des Christenthums sind dazu da, den Gemeingeist zu wecken und zu befördern. „Wie wir alle Eines Brots theilhaftig werden: so machen wir auch Alle nur Eine Familie aus.“ Dieß soll der Hauptgedanke seyn, mit welchem die Christen ihr Abendmahl halten. Und so ist es ausgemacht, daß das Christenthum nicht Selbstliebe, sondern Gemeingeist als Principium der Moral für die Menschheit aufstellt, und ich würde aufhören, ein Christ zu seyn, wenn ich ein Anderes anerkennete.

Mit wahrer Hochachtung blicke ich von dieser Seite jederzeit auf die evangelische Brüdergemeine, welche sich in der That und Wahrheit zu diesem Principe bekennt. Gewiß ist solches auch die Grundlage sowohl ihres Wohlstandes überhaupt, als der ganz beyspiellosen Zufriedenheit und Seelenruhe, mit der man in derselben lebt. Von dieser letzten sind mir Beyspiele bekannt, die mein ganzes Erstaunen erregt haben, weil sie unsere Dichterideale von menschlicher Glückselig, keit wahrhaftig realisirten. Ich wünschte, lieber W., daß Sie einmal Gelegenheit hätten, einen dieser Brüder kurz darauf zu sprechen, wenn ihm angedeutet worden, im Dienst der

Gemeine sofort nach Afrika oder Amerika zu wandern. Die Vorstellung — du dienst dadurch der Gemeine — erfüllt ihn auf der Stelle mit edler Verzichtleistung, und hebt seinen Geist über Trennungsschmerzen und Gefahren der Reise, über Armuth und Elend seines Lebens unter halb und ganz wilden Menschen weit hinaus.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß es sicherer sey, die Menschen gleich zu diesem Geiste zu erziehen, als sie hernach in der Mitte des Lebens erst zu ihm erheben zu wollen. Gewiß aber läßt sich unsere Jugend eben so leicht zum Gemeinsinne erziehen, als zum Egoismus. Die Anlagen zu jenem sind in uns da, wie zu diesem. Nicht Trieb nach angenehmen und Abscheu vor unangenehmen Empfindungen allein sind uns natürlich; Mitfreude und Mitleid sind es auch. Ja, dadurch, daß Mitleid sehr oft das Gefühl unserer eigenen Schmerzen überwiegt, ist es offenbar, daß die Anlagen zum Gemeinsinne noch tiefer in unserer Natur liegen, als die Anlagen zum Egoismus. Aber leider! pflegt von Jugend an alles dazu eingerichtet zu werden, die letzten in uns

auszubilden und jene zu vernachlässigen, wo nicht gar — zu zerstören.

Lassen Sie ein Kind unter lauter Beyspielen des Gemeinsinns aufwachsen; leiten und führen Sie es bey seinen eigenen Handlungen immer auf Gemeinsinn hin; urtheilen Sie in seiner Gegenwart über keine andere Handlungen gut, als die diesen Gemeinsinn athmen, und fesseln Sie dann sein ganzes Herz an die Religion der Liebe und des Gemeinsinns — an das Urchristenthum: und dieses Kind wird ganz so, wie ein Glied dem Körper angehöret, nur dem Staate leben und angehören.

21.

Ueber die Irreligion und Sittenlosigkeit in den niedern Ständen.

Kaum war das Christenthum gegründet, als sich schon ein angstvoller Eifer für die Reinigkeit der Lehre erhob, der sich bis auf unsere Zeiten unter mancherley Abänderungen fortgepflanzt hat. Männer, die sich jetzt nur noch mit Mühe in einem apokryphischen Zustande durchbringen könnten, traten als Stützen einer unduldsamen Theorie auf, und kündigten allen Andersdenkenden den Krieg auf Tod und Leben an. Es entstand das lächerliche unfolgerechte Wesen der Concilien. Größtentheils war es der Kampf der Unmoralischen und Unwissenden mit der keimenden Vernunft. Die Entschlossensten und Zudringlichsten siegten, und die Bescheidensten unterlagen dem Kampfe. Man war verschlagen genug, die Fürsten in den Streit zu verwickeln. Um das Heil der Seelen sogenannter ungläubiger Menschen zu retten, quälte und ängstete und mordete man sie, und gab Tausende dem Fanatismus Preis. Man hatte die Fürsten beredet, daß alle Uebel, welche den Staat tra-

fen, daher kämen, weil der Mangel der Reinigkeit des Glaubens die Strafen Gottes herbeyführen müsse, die indessen nicht für die Reinigkeit des Glaubens eintraten, sondern in dem Unvermögen der damaligen Regenten, in der fehlerhaften Verfassung, und in den Sitten des damaligen Zeitalters ihren Grund hatten. Die Fürsten, denen dieser theologische Kunstgriff willkommen war, weil er für sie selbst bequem, oder auch den politischen Zeitläuften angemessen war, setzten die Sorgfalt für die Reinigkeit der Theologie fort: Und wo findet man Fürsten der finstern Zeitalter, welche das Uebel in der Wurzel angegriffen, für einen Religionsunterricht, der allgemein gültige Wahrheiten in sich faßte, gesorget, und an der Heilung der moralischen Gebrechen gearbeitet hätten? — Sie standen tief unter den Gesetzgebern des Kindesalters der Menschen. Die Reinigkeit des Glaubens schien einen Ersatz für die moralischen Vergehungen zu gewähren. Der rechte Glaube deckte der Sünden Menge, aber ein untadelhaftes religiöspraktisches Verhalten war nicht vermögend, den Mangel des geringsten Theils von Orthodoxie zuzudecken.

Die Menschen, die das Schädliche des Einen Extrems kennen gelernt haben, schreiten sehr bald zu dem entgegengesetzten über, aus

Furcht, sie möchten sich nicht weit genug von dem ersten entfernen; und so bleibt der rechte Weg, der zwischen beyden liegt, unbetreten. Das ist nur gar zu oft der Fall, daß der Mensch von dem einen Ende zum andern übergleitet, und sich auf dem Wege der Extremen befindet, der so wenig natürlich und beglückend ist.

Das Verhalten in neuern Zeiten ist ganz dem Gange menschlicher Dinge angemessen. Der unfruchtbaren Untersuchungen, und der leidenschaftlichen für ganz unnütz geachteten Kämpfe müde, ließ man entweder die Religion in ihrem Werthe oder Unwerthe, und behandelte sie mit Gleichgültigkeit; oder (wollte Gott, daß es nicht wahr wäre!) man sahe sie mit Verachtung an, als ein Uebel, wodurch das arme Menschengeschlecht so vieles hatte leiden müssen. Daß es gelitten hatte, konnte niemand leugnen, denn der Name derer, die durch die Religion, oder wie ich eigentlich sagen sollte, durch die religiösen Vorurtheile und den religiösen Unverstand der Menschen gefallen oder verkümmert sind, ist Legion. Aber anstatt der Gerechtigkeit zu genügen, wurde man gewaltthätig. Man verwarf sie, weil man in dem Mißbrauche, der mit derselben getrieben wurde, den Gebrauch übersahe, und sie mit

einem ſchneidenden Ungeſtüme als Pfaffenbetrug, und als das Hirngeſpinſte ſpeculativer, ſchwermüthiger Köpfe anſahe.

Was hier auf der einen Seite zu viel geſchahe, ſollte durch andere wieder in das rechte Geleiſe gebracht werden. Man begriff ſehr bald, daß, wenn ſich dieſe gehäſſige Stimmung allgemein verbreitete, eine allgemeine Verwirrung und Sittenloſigkeit eintreten würde. Und ohne auf Zeitalter und auf die herrſchende Meinung der Menſchen Rückſicht zu nehmen, verſuchte man es, die Kinderkleidung, in der die Religion auferzogen war, dem erwachſenen Alter anzupaſſen, und man zerſtörte den Endzweck durch die Mittel. Das ſahen die Schälke der Nationen, und berechneten ſogleich ihren Vortheil, der ihnen durch den Verkauf einer wieder geltend gewordenen Waare zufallen würde. Man kann behaupten, daß dieſe entweder angſtvollen, oder egoiſtiſchen Freunde der Theologie, der guten Sache mehr Schaden zugefügt haben, als die entſchiedenen Verächter. Die Religion ſank im Preiſe, und mit ihr die guten Sitten. Auch hier trieben die Leidenſchaften die Menſchen raſch über den engen Raum, der zwiſchen den Extremen liegt, welchen nur allein die ruhige Vernunft findet.

Es war ein groſses Unglück, und iſt es noch, daß man mit dem Worte Religion nur zu oft ſo gar wenig richtige und deutliche Vorſtellungen verband. Waren es die armſeligen Erkenntniſſe eines rohen ungebildeten Volkes, welche daſſelbe von Gott und dem Verhältniſſe der Menſchen gegen ihn hatte, und die man tadelte; oder die Subtilitäten müſsiger Köpfe; oder die Machtſprüche herrſchſüchtiger Menſchen, die man wegen ihrer Unfruchtbarkeit oder Gemeinſchädlichkeit verachtete; oder die Ausbrüche von Leidenſchaften, die unter der Firma von Religion geltend werden ſollten, welche man verabſcheute: ſo liegt es am Tage, daß die Religion an dieſem Unweſen unſchuldig war. Aber weil niemand darnach fragte, was man unter Religion verſtehe, und das Publicum, zu welchem man abſprechend redete, ſelbſt keine deutlichen Begriffe damit verband, oder auch mit ſo armſeligen Erkenntniſſen verſehen war, daß ſie bey dem geringſten Widerſpruche dahin fallen mußten, ſo hatte Spott und Haß und Verachtung der Religion freyen Spielraum.

Man ſollte glauben, daß es leicht geweſen ſeyn würde, durch Verbreitung richtiger Erkenntniſſe dagegen zu wirken, um den Spott zu zügeln, und dem Freunde der Religion ſeine

Freund-

Freundschaft nicht zu verleiden. Aber was ist schwieriger als dieß! Man kennet die disciplina arcani, die ängstliche Geflissenheit der alten Weisen, zu verhüten, daß die Religion der Vernunft nicht in Umlauf kam. Wer Uneingeweiheten Geheimnisse sagt, ist ein Gottloser, das war bey Griechen und Römern ein allgemeiner Grundsatz. Man hielt dafür, daß die Menge der nackten Wahrheit nicht empfänglich sey. Ein menschenfeindlicher Gedanke, der noch jetzt so oft in die Gemüther der vielvermögenden Menschen eindringt, und in ihren Kraftäußerungen sichtbar wird. Im Grunde ist es nur stolze Anmaßung oder Herrschsucht, welche sie verleitet, diesem Gedanken bey sich Raum zu geben. Die Wahrheit gehört für einen jeden, wenn die Fackel der Vernunft einmal angezündet ist. Sie auslöschen wollen, heißt Oel ins Feuer gießen, und den Endzweck ganz unfehlbar herbeyführen, den man entfernen will. Einem jeden Menschen ist die Wahrheit ein Gewinn, und bringt bey ihm heilsame Früchte, wenn es nur nicht an der zweckmäßigen Bearbeitung des Bodens liegt.

Es ist wahr, es gehören dazu viel Vorerkenntnisse, die man dem großen Haufen nicht schaffen kann. Unmöglich aber kann dieser Umstand ein unüberwindliches Hinderniß seyn. Hat

einmal die leidenschaftlose Vernunft das gefunden, was einem jeden Menschen wesentlich wichtig ist und wichtig seyn muß, und stimmen damit die Vorkehrungen von außen überein, daß das wesentlich Wichtige geltend werde, dann verschwindet das Hinderniß.

Wichtiger ist, daß, wenn einmal die Meinung der Menschen eine herrschende Stimmung hervorgebracht habe, es schwer sey, sie anderswohin zu leiten; zumal wenn in den Religionsbüchern, und in dem gewöhnlichen Unterrichte die herrschende Meinung bestätiget zu werden scheinet. Bey der innigen Achtung gegen das Christenthum habe ich es doch immer bedauert, theils, daß der große Haufen mit einer dürren Theologie abgefunden wird, theils, daß in den heiligen Büchern der Christen selbst Veranlassungen zum Aberglauben und Vorurtheilen angetroffen werden. Ich meine den so genannten Wunderglauben, den Glauben an Träume und Gespenster; die Berührung des Kleides Jesu, um von einer Jahre langen Krankheit geheilet zu werden, die der Anhänglichkeit an Reliquien nicht ungünstig ist; die Uebertreibungen mit dem Verdienste Christi, die Verdienstlichkeit des Glaubens. Das alles, ich gestehe es, sind Hindernisse, welche schwer zu überwinden sind, um so mehr, da der große

Haufen die Bestätigung seiner Meinungen in dem Buchstaben der Bibel und des erhaltenen Unterrichts zu finden vermeinet. Allein mit diesem Hindernisse hat es nicht so viel auf sich, als es scheinet. Es ist unglaublich, wie viel der frühe Unterricht, wenn er so ganz zweckmäßig wäre, hier ausrichten würde, um eine vernünftigere Generation zu bilden.

Nehmen wir das alles zusammen, so darf man sich nicht wundern, wenn zwischen der Religion und der Religiosität, und der mit derselben genau zusammenhängenden Moralität ein so großes Mißverhältniß entstanden ist. Denn die Moralität der Menge hänget genau mit ihren Begriffen von Religion zusammen. Sinket das eine, so sinket auch ungezweifelt das andere.

Die Geringschätzung und Verachtung der Religion ging durch mancherley Veranlassungen von den gebildeten Ständen aus, und drang selbst in die Hütten der Armen, und richtete eine große Zerstörung an. Der Mangel der Religiosität ist allgemein zerrüttend, aber nirgends mehr als bey dem großen Haufen. Der Gebildete hat noch die Grundsätze der Ehre, der Wohlanständigkeit, die ihn theils zum Guten anhalten, theils die Reitzungen zum Bösen zügeln können. Aber dem großen Haufen man-

gelt dieß. So weit ich den gemeinen Mann kenne, wird er größtentheils ein gemeinschädlicher unmoralischer Mensch, wenn er sich über die Religion hinweggesetzt hat. Wird er es nicht, so rührt es, wie es mir scheinet, daher, daß der früh gepflanzte Unterricht noch seine Rechte behauptet, ob man sich gleich nicht mehr deutlich der Bewegungsgründe bewußt ist, warum man gut gehandelt hat; oder die gute Anlage der Natur war unüberwindlich. Gewöhnlich aber giebt es weiter nichts, was ihn vom Unrecht zurückhielte, als die Nothwendigkeit der Umstände. Er wird ein gefühlloser Egoist, er fröhnet dem Eigennutze, achtet es für keinen Gewinn, seinen Leidenschaften und Begierden Einhalt zu thun, wenn er nur sicher damit durchkommen kann. Ihm ist nichts heilig, als was seinen Wünschen fröhnet. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß die Meinung, mit dem Tode höre alles auf, sich so sehr unter dem gemeinen Manne verbreitet habe: Eine Meinung, von der schon Fabritz beym Plutarch wünschte, daß alle Feinde Roms sie annehmen möchten. Auch Polyb beklagte sich über die Verbreitung dieser Meinung, und schreibt ihr die Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit seines Zeitalters zu. Bey uns ist es um nichts besser. Verträge und Eide, welche jedem Volke,

das ſich wohlbefinden ſoll, heilig ſeyn müſſen, haben ihren Werth gar ſehr verloren. Du weißt nicht, ſagte Juvenal zur Zeit des ſinkenden Roms, welch ein Gelächter deine Einfalt bey dem Pöbel erreget, wenn du verlangeſt, er ſolle nicht falſch ſchwören, und bedenken, daß die Gottheit die Rächerin ſeyn werde.

Das ſind die Folgen davon, theils, wenn für den übel verſtandenen Glauben ſo viel, und für die praktiſche Religion ſo wenig gethan wird, und dieſe entweder durch den frühen Unterricht nicht gehörig Wurzel geſchlagen hat, oder die keimende Pflanze nicht weiter gepflegt wurde; theils, wenn der niedere Theil der Nation von dem Strahle des Lichts aufgeſchreckt iſt, und die Augen deſſelben an das Tageslicht noch nicht gewöhnt waren, oder wenn man ihn bereden wollte, das Licht ſey Finſterniß. In einem ſolchen Zuſtande wird alles dahin gegeben, was jedem Menſchen wichtig ſeyn muß.

Man hat ſehr bald das Gemeinſchädliche des Dahinſinkens der Religion, und mit ihr der guten Sitten, vorzüglich bey der Menge begriffen; aber das Wiedereinlenken, und aus dem Orkus zurückzukehren, wenn man einmal den erſten Schritt in denſelben gethan hat, das iſt ſehr ſchwer.

Ich will den Versuch machen, die Mittel anzugeben, wie der Irreligion und Sittenlosigkeit in den niedern Ständen entgegen gewirkt werden könne, und die mir ausführbar zu seyn scheinen: indem ich wohl weiß, daß das Angeben noch so guter Mittel ganz vergeblich ist, wenn der Hindernisse in der Ausführung zu viele sind. Ich thue es darum, um eine Angelegenheit, die für die Menschheit und für die so lange schon bestandenen Verfassungen von der größesten Wichtigkeit ist, in immer neue Anregung zu bringen, ob nicht endlich von dem einen oder dem andern nach langer Prüfung die rechten Heilmittel gefunden, und von denen, die sie zur Ausführung bringen können, endlich genützt werden möchten.

Wenn es wahr ist, daß die Verbreitung des Epikurischen Systems den Fall des ausgearteten Roms beschleunigte, so ist es noch gewisser, daß der Stoicismus in den verderbtesten Zeitläuften die trefflichsten Männer selbst unter den Kaisern hervorgebracht habe. Diesem Systeme gereicht es zu einer ewigen Ehre, daß durch dasselbe die edelsten Männer gebildet wurden, welche die reinste Tugend suchten, sie übten, und sich mehr, als irgend die Anhänger anderweitiger Systeme, der Vollkommenheit genähert haben. Was der Stoicismus dem

sinkenden Rom war, das kann das wohlverstandene Christenthum der gesunkenen Religion und den Sitten seyn.

Ich setze es zum voraus, daß man sich davon überzeugt habe, wie wichtig es für die Menschheit und jeden Staat sey, daß Religion und gute Sitten herrschen. So ist es in dem gewöhnlichen Geleise; ein jedes Volk verkümmert sicherlich früher oder später, wenn diese beyden Stützen des menschlichen Wohlergehens dahin sinken. Wo wäre je ein Volk gewesen, welches hier eine Ausnahme machte? Religion und Sitten gehen Hand an Hand. Wurde die Religion verdrängt, so entwichen die Sitten, und eben so war es im umgekehrten Falle. Es können sich zwar Nationen durch einen herrschend gewordenen Enthusiasmus ungewöhnlich erheben, aber ein solcher exaltirter Zustand dauert nicht lange. Es ist der Zustand eines angeschwollenen Stroms, der seinen Damm durchbricht, und alles mit sich fortreißt, aber bald nach seiner Erschöpfung in sein Bette zurücktritt. Religion und gute Sitten sind in dem gewöhnlichen Zustande die Dämme, um das Bette zu erhalten. Man kann eine Zeitlang das Rauschen des durchgebrochenen Stroms bewundern,

aber man kehret sehr bald von der Bewunderung zurück, wenn man den Schaden übersieht, den das Ueberströmen angerichtet hat. Die Menschen sind wenig folgerecht; sie wollen die Endzwecke, aber sie vernachlässigen die Mittel, und handeln dem Endzwecke gerade entgegen. Fast allgemein erkennet man die Nothwendigkeit des Wieder-Einlenkens, aber daß es nicht geschieht, daran sind oft diejenigen, welche den Endzweck wollen, selbst Schuld, und die etwanigen Vorkehrungen greifen nicht durch.

Nichts scheinet nothwendiger zu seyn, als die Anstellung vernünftiger, geschickter, moralisch lebender Lehrer. Die meisten Schullehrer, von denen der erste Unterricht ertheilt werden muß, sind theils dem Bedientenstande, oder dem Militär, oder dem thätigen Leben entlaufene Menschen, oder sie sind in der Eil mit einem Dutzend bessern Begriffen ausgerüstete Personen, bey denen mehr das Gedächtniß, als die Urtheilskraft gewonnen hat, und die doch oft mit einem imponirenden Dünkel auftreten. Größtentheils fehlt ihnen die Geschicklichkeit oder die Lust, nützlich zu werden. Kommt nun noch eine kümmerliche Lage von außen dazu, so kann es nicht fehlen, daß sie in den Augen der Eltern und des Publicums verlieren müssen. Ich will nicht einmal auf den Mangel prakti-

scher Klugheit, nicht auf die unmoralische Lebensart mancher Schullehrer Bezug nehmen: die obigen Umstände sind völlig zureichend, die Achtung gegen den Schulmann und mit derselben die Wirksamkeit desselben zu lähmen. Unter so ungünstigen Umständen wird sich der Volksunterricht nie erheben.

Will der Staat den bessern Endzweck, so muß mit dem Lehrstande die erste große Reform anheben. Die Lehrer müssen sorgfältig und lange in einer zweckmäßigen Anstalt gebildet, und nicht eher aus derselben entlassen werden, als bis sie mehrere Beweise ihrer Lehr-Geschicklichkeit gegeben haben. Ihre äußere Lage muß günstiger werden, theils, damit das Verächtlichwerden wegen der Armuth aufhöre, theils, damit die Lehrer es nicht nöthig haben, zu kriechen, um sich und ihre Familien durchzubringen. Es verstehet sich hierbey von selbst, daß Lehrer von bedeutenden Fehlern sogleich aufhören müßten, es zu seyn. Ich will ganz und gar nicht sagen, daß man dergleichen Personen ohne Brod lasse. Der Staat hat ja tausend Gelegenheiten, sie anderweitig anzustellen, wenn anders ihre Fehler nicht zu bedeutend sind. Man weiß es ja, wie sehr das alles, was das zu bildende Kind sieht und hört, auf dessen Charakter wirkt. Die Augen und Ohren

der Kinder sind schärfer, als man es gewöhnlich glaubt.

Diejenigen, von denen hiernächst die weitere Belehrung der Kinder abhängt, sind die Prediger. Sehr vieles, was ich von dem niedern Lehrstande gesagt habe, ist mit Recht auch auf den höhern anzuwenden. Auch hier würden besondere Veranstaltungen nöthig seyn, um die Lehr-Geschicklichkeit hervorzubringen. Unsere gelehrten Schulen sind nicht dazu geeignet. Also würde noch für die angehenden Candidaten eine Anstalt zu errichten seyn, in der nicht bloß die Fähigkeit, Begriffe zu entwickeln, geweckt und vervollkommnet, sondern auch die Erziehung für das Amt und das Publicum gegründet, und Kenntnisse, die im gemeinen Leben unentbehrlich und geltend sind, gepflanzt würden. Die Sorgfalt des Staats, daß der höhere Lehrstand dem großen Endzweck entspreche, ist um so nothwendiger, je größer der Einfluß und die Wirksamkeit desselben auf andere ist. Vorzüglich alsdann, wenn die äußeren Vorkehrungen mit dem, was der verständige Prediger thun kann und thun soll, übereinstimmen. Als Lehrer der Religion und der guten Sitten gebührte ihm, wenn er sich dazu schickt, ein vorzüglicher Antheil an den Veranstaltungen, um sie aufrecht zu erhalten.

Seit einem Jahrzehend scheinet die ehemalige Abneigung der gebildeten Eltern gegen den Lehrstand zurückgekehrt zu seyn. Theils hat dazu die äußere Lage, theils die öffentliche ungünstige Meinung beygetragen. Je mehr es also zu erwarten ist, daß nur Personen des niedern Standes in den Lehrstand übergehen, desto schwerer wird es diesem werden, sich zu heben, und die Erziehung zum untadelhaften Lehrer unerschütterlich so zu gründen, daß die praktische Vernunft herrschend werde, und die Achtung gegen den Lehrstand, und mit derselben die Achtung gegen die Religion befördert werde. Es steht in der Macht der Gewalthaber, diese Hindernisse hinwegzuschaffen; hiernächst durch sorgfältige Aufsicht auf die Moralität, durch das Emporheben rechtlicher und geschickter Lehrer den Eifer gemeinnützlich zu werden, zu beleben, und die Unmoralität bey einigen Gliedern zu ersticken, wenn die Folgen davon auf der Stelle so zerstörend, und der Bewegungs-Gründe zur Achtung und zum eigenen Wohlergehen so viele sind. Hiermit hängen zweckmäßige Lehrbücher zum Unterrichte genau zusammen. Es ist zwar diesem Bedürfnisse durch einige vortreffliche Schriften abgeholfen, nur müßte aus den einzelnen Theilen ein Ganzes zusammengesetzt, und mit Würde und lichtvoll vorgetragen werden.

Vorzüglich glaube ich, fehlet es noch für die Lehrer in niedern Schulen an einer Anweisung, wie sie solche Stellen der Bibel, wo die nackte Wahrheit hinter dem entstellenden Gewande des Orients schwer zu finden ist, wo Belehrungen zur Lokal-Ueberzeugung, oder National-Vorstellungen und Vorurtheile in den Weg treten, zu behandeln sind. Es müßte alles das sorgfältig aus dem Unterrichte der Jugend entfernt werden, was durch die Hirngespinste müßiger oder herrschsüchtiger Menschen in Umlauf gekommen ist.

Es ist ein edler Geist, der in den christlichen Urkunden herrscht, aber dieser edle Geist wird noch durch die Bande gelähmt, in welchen er der Welt gegeben wurde. Es wird nun Zeit, ihn zu entfesseln, nicht so, daß die alten Urkunden an ihrem Ansehen verlieren, sondern so, daß das Gewand den Bedürfnissen der jetzigen Zeit angemessen würde, um endlich das Reich Gottes das Reich des Lichts eintreten zu lassen, welches der edle Menschenfreund Jesus gründete, welches aber so oft von geist- und herzlosen Menschen zum Reiche der Finsterniß, und ich sage nicht zu viel, selbst des Teufels umgewandelt wurde. Träte je der Fall ein, daß man Gefahr liefe, bey der freymüthigen Erklärung anzustoßen, so

würde der Ausweg auch hier zu finden seyn, daß man den richtigen Sinn darstellete, ohne widerlegen zu wollen, und allgemein gültige Wahrheit pflanzte.

Es ist eine ungezweifelte Wahrheit, daß Lehren, welche durch nichts, als durch das Ansehen geschützt werden, am Ende ihren ganzen Werth verlieren, sobald der Verdacht ihrer Unlauterkeit eintritt, und der scheugewordene Mensch alles von sich wirft, was ihn noch zügeln und ihn in dem Geleise der Ordnung erhalten könnte. Mich dünkt, es war Zwingli, welcher behauptete, das sey christlich, was Gottes und Christi würdig sey. Dieß reichet dar als Speise, und dann könnet ihr auf Gesundheit und Wohlbefinden des moralischen Menschen mit Sicherheit rechnen. Daraus, daß man es hierin versah, kann man sich zum Theile die große Unsittlichkeit unsers Zeitalters erklären.

Um so nothwendiger wird die Aufsicht des Staats auf Schulen und Kinderzucht. Es fehlet zwar nicht an Verfügungen, daß die Kinder zur Schule angehalten werden sollen, allein bloße Befehle sind für diesen Endzweck unzulänglich. Ich habe es noch nie gesehen, daß den Klagen der Lehrer über die Unordnung in dem Schulbesuche der Kinder zureichend abgeho-

fen worden sey. Die nächste Behörde, die Aemter schützen sich damit, daß sie zum Zwange nicht vollständig beauftraget seyn, und erst von den ihnen Vorgesetzten näher dazu angewiesen werden müßten. Wollte man diesen Weg einschlagen, so würde das Resultat meistens auf Schreiberey hinauslaufen. Bey allem guten Willen der Regierung bleibt der alte Schlendrian in seiner Kraft. Gleichwohl begreift ein Jeder, welch ein nie genug zu berechnender Schaden daraus für die Nachkommenschaft entstehet, wenn die keimende Generation sich selbst überlassen bleibt, und Unwissenheit und Müßiggang, dumme und arbeitscheue Taugenichtse und Diebe und wollustfröhnende Menschen die unvermeidlichen Folgen davon seyn müssen.

Das war einst die vornehmste Sorgfalt in Lacedämon, daß die Jugend für die bestehenden Gesetze und Einrichtungen gebildet würde; und wo war jemals die Erziehung consequenter, die Tugend perennirender, und die Staatskräfte unerschütterlicher? Sollte es hierin besser werden, so müßten in jeder Gemeine gerade die angesehensten Männer zu Aufsehern über die Kinder, über die Beharrlichkeit derselben im Schulbesuche, über deren Fleiß und Fortschritte in Erkenntnissen, über ihre Aufführung und Privat-Thätigkeit bestellet werden. Sie müßten

die Macht haben, die Eltern verbindlich zu machen, ihrer Schuldigkeit als Eltern zu genügen, und die Kinder erst nach sorgfältiger gewissenhafter Prüfung zur Entlassung aus der Schule reif zu erklären. Damit müßte aber die Aufsicht über die Moralität derselben nicht aufhören, wie ich weiter unten sagen werde.

Es giebt noch eine Quelle, aus welcher die Verschlimmerung nothwendig entstehen muß: ich meine die, daß der gemeine Mann es selten verstehet, seine Kinder gut zu erziehen. Um das Schreyen der Kinder zu verhüten, lenken sie die Aufmerksamkeit derselben nicht auf den Fehler des Eigensinns, den vielleicht die Kinder begehen, sondern auf Fehler von Menschen und Thieren, die doch nicht von diesen begangen sind. Dadurch werden die Kinder angeführt, den Schaden, den ihre Fehler anrichten, nie in sich selbst zu finden, sie werden rachsüchtige Menschen. Die Eltern bestrafen die Fehler entweder mit harten, unverhältnißmäßigen Schlägen, oder mit Beschimpfungen, und machen dadurch ihre Kinder heimtückisch und niederträchtig. Nach harten Züchtigungen lassen sie oft ein ganz unzeitiges Mitleiden eintreten, so, daß sie selbst ihre Kinder bedauern, denen sie doch die Schmerzen bereitet hatten. Dadurch werden die moralischen Gefühle verdor-

ben, und die jungen Gemüther mit Haß gegen die züchtigende Hand erfüllet. Selbst nicht beſſer gewöhnt, um dienſtfertig und gefällig zu ſeyn, führen ſie die Kinder an, ohne Lohn und Vergeltung nichts zu thun, und machen ſie zu Egoiſten. Sie dulden von ihnen Grobheiten, die Ausbrüche ihrer Leidenſchaften, ohne zu bedenken, daß dieſe Ausbrüche ihnen ſelbſt bald zur Laſt gereichen werden. Sie befehlen und lachen, wenn die Kinder nicht gehorchen. Bey den kleinen Streitigkeiten, die unter den Kindern ſelbſt vorfallen, ſind ſie parteyiſch, und gewöhnen ſie an Zank und Streitſucht. Ohne davon zu reden, was das eigene unmoraliſche Verhalten der Eltern für einen ſchädlichen Einfluß auf die Kinder hat, mag es genug ſeyn zu beweiſen, wie fehlerhaft und verderblich die gewöhnliche Erziehung ſey. Es würde demnach für die niedern Stände eine kurze, aber zureichende und lichtvolle Anweiſung anzufertigen ſeyn, nach welcher die Kinder erzogen werden müßten. Wenn hiermit die Aufſicht einer moraliſchen Behörde verbunden würde, die darauf hielte, daß die Kinder der Anweiſung gemäß erzogen und behandelt würden, ſo würde der gute Erfolg davon bald ſichtbar werden *).

*) Nachdem ich dieß bereits niedergeſchrieben hatte, finde

Was aber am meisten die Verschlimmerung befördert, ist das von Zeit zu Zeit immer verderbter werdende Gesinde. Ohne moralische Aufsicht dahingegeben, und sich selbst überlassen, hiernächst mit keinen guten Grundsätzen versorget, machen die Dienstboten die Kinder des Hauses zu Vertrauten ihrer Vergehungen und Thorheiten. Sie führen sie an zur Verstellung, zum Lügen, zur Diebereh, Eitelkeit, Wollust, Unredlichkeit, Falschheit u. s. w. Seit einem Jahrzehend haben sich die Klagen über die schlechte Beschaffenheit des Gesindes vermehret. Man hat Vorschläge gethan, um dem Uebel Einhalt zu thun, und das Gesinde ist auf dem Wege der Verschlimmerung ungestört fortgegangen. Die schlechtern Dienstboten scheinen ihren

finde ich in dem Reglement des edlen Obersten von Tschammer zu Neu-Ruppin für die Unterrichts- und Industrie-Commission denselben Gedanken. Er macht derselben die Aufsicht über die häusliche Erziehung zur Pflicht: „Schon dadurch," sagt er, „daß der gemeine Soldat weiß, daß er wegen Erziehung seiner Kinder beobachtet, und bey Vernachlässigung derselben zur Verantwortung gezogen wird, und daß darüber ein besonderer Aufseher, ein besonderes Zensor-Amt existirt, wird in Absicht des Erziehungs-Geschäfts — eine sehr heilsame Aufmerksamkeit rege gemacht, ein gewisser Geist der Ordnung und Accurateſſe eingeführt, und viel Böses verhütet werden." Wie unaussprechlich viel Gutes könnten die Regenten der Völker bewirken!

Vortheil sehr gut berechnet zu haben, wenn sie mit den Herrschaften oft wechseln, wobey sie offenbar gewinnen. Um den bedeutenden Weitläuftigkeiten des Klagens und der damit anzustellenden mißlichen Untersuchungen überhoben zu seyn, bringet die ehemalige Herrschaft dem zu verstoßenden Gesinde gern einige Opfer, um die Habsucht desselben zu befriedigen und in Ruhe zu endigen. Bey der neuen Herrschaft, die ihnen nicht fehlen kann, erhalten sie wieder Angeld, und was schadet es ihnen, wenn sie auch den letztern Dienst verlassen? Bald finden sie jemand, der ihnen den antretenden Dienst durch Geschenke angenehm zu machen sucht. Kein Mensch nimmt von ihrem schlechten Betragen Notiz. Je mehr sie es bemerken, daß sie dabey gewinnen, desto dreister und unerträglicher werden sie. Die Furcht, daß sie an ihrem guten Namen leiden möchten, kümmert sie nicht. Denn gewöhnlich sind sie über Ehre und Schande erhoben. Dazu kommt ihnen die gewöhnliche Stimmung unter dem weniger gebildeten Theile der Menschen zu statten, daß man für das Böse glaubwillig ist, und der schlechteste Dienstbote seine Vertheidiger und Freunde findet. Eben so kommt ihnen das allgemeine, nie ganz zu erstickende Gefühl des Mitleidens und des Widerwillens gegen alle Unterdrückung zu statten,

welches leztere so leicht in den oberflächig denkenden Menschen entstehet.

Ich habe bereits in einem eigenen Aufsatze angegeben, wie der Verwilderung entgegen gewirkt werden könne. Dieß würde meines Erachtens geschehen, wenn eine eigene Behörde über das moralische Verhalten der Dienstboten wachte, und sie zur Rechenschaft führte; wenn die Gelegenheiten zur Verschlimmerung möglichst verhütet würden, als Spinnengehen, das nächtliche Verweilen in den Krügen, und das regellose Umhertreiben, um Gesellschafter der Unordnung zu suchen, und der Liederlichkeit zu fröhnen u. s. w. Es müßte auch jede Herrschaft für die Aufführung des Gesindes verantwortlich gemacht werden, so weit sie wegen ihrer Nachlässigkeit und eigenen Verschuldung in Anspruch genommen werden könnte. Hier könnte der Staat sehr vieles thun, um die tausendfachen Leiden der Herrschaften zu verhindern, die Vergiftung der Kinder zu verhüten, und allgemeines Wohlbefinden selbst des Gesindes herbeyzuführen.

So wie hier, so fehlet es überhaupt an einer moralischen Behörde, welche über Tugenden und Laster erkennen müßte. Ein jeder Mensch wird durch Motive, welche ihm nahe liegen, und auf seine Glückseligkeit unmittelbar wirken, zu Handlungen bestimmt. Die Folgen

der Tugend, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Redlichkeit sind so augenscheinlich, daß nur der Dumme, nur der verwilderte Mensch sie nicht achtet. Werden sie ihm indessen näher gerückt, und stimmet damit die Erfahrung von außen überein, so muß er sie achten und üben lernen. Es liegt am Tage, auf welche Weise die Erfahrung geltend werden würde. Man achte die Tugend und erniedrige das Laster! Man hebe den rechtlich-lebenden und erschwere das Emporstreben dem Unrechtlichen. Man warne den Fehlenden, und stärke durch Ermunterung den, der auf besserem Wege einhergeht. Wenn man, sagt Montesquieu, die Sitten und Gebräuche eines Volks ändern will, so muß man es nicht durch Gesetze anfangen wollen. Beyspiele und Belohnungen sind weit sicherere Mittel. Man muß sie durch andere Sitten abändern, oder mit einem neuern Ausdruck zu reden, die guten Sitten zur Tagesordnung erheben!

Diese moralische Aufsicht erstrecke sich auf das Allgemeine. Dieß zu thun, hat der Staat das ungezweifelte Recht, damit der Staatsbürger durch die Fehler seiner Mitbürger nicht so viel zu leiden nöthig habe. Er schütze die Unschuld, und züchtige den Verführer, der für einzelne Familien so viel Zerstörung anrichtet,

und für andere gemeinschädlich wird. Er dulde keinen Faulen und Müßiggänger, deren Fehler sehr bald in Verbrechen ausarten. Er schaffe Gelegenheit zum Erwerben, woran es ihm nicht fehlen kann. Er unterstütze den, der nahe daran ist, dem Unglück zu unterliegen, nicht sowohl durch Geschenke, als vielmehr durch Vorkehrungen, um ihn wieder aufzurichten. Eine jede Gemeine wache über die moralische Aufführung ihrer Glieder, und nehme Notitz davon, was ein jedes ihrer Glieder vornimmt, wovon es sich nähret; und Dieberey und Mordbrennerey und andere schreckliche Verbrechen werden bald seltener werden.

Die Regierungen haben bisher die Verbrechen bestraft. Edler und zweckmäßiger ist die Sorgfalt, wie die Verbrechen verhütet werden, und dieß besteht darin, daß sie ihr Volk zur Tugend erziehen. Die Strenge der Strafen macht es bey weitem nicht, daß es besser wird. Das häufet nur Verbrechen auf Verbrechen. Um den Folgen des einen zu entgehen, sieht man sich genöthiget, andere zu begehen, und die Nation wird schlechter. Wer dahin gelanget ist, die Vorwürfe des Gewissens zu ersticken, wird bald mit der Art und Weise vertraut werden, den Gesetzen zu trotzen, und

ihren Drohungen zu entgehen; oder er härtet sich überhaupt gegen die Strafen ab, und erstickt in sich alle bessere Gefühle. Am Ende gewinnen die Laster eine Kraft, welcher die Gesetze nicht mehr widerstehen können. Hier hilft nichts als moralische Erziehung, daß ein jeder von früher Jugend auf die Tugend achten und lieben, und das Laster verabscheuen lerne, welches bey einem folgerechten Verhalten nicht fehlschlagen wird.

Um alles dieß Gute zu beleben, dürfte nur noch das eigene Beyspiel der Gewalthaber hinzukommen. Dieß wirkt unglaublich viel. Dieß wird auch für unsern Staat ersprießlich werden, sobald die übrigen Hülfsmittel in Wirksamkeit gesetzt werden. Was helfen ungeheuere Kriegsheere und gefüllete Schatzkammern, und prunkende Fabriken, und einträglicher Handel, wenn die Nation an einem allmählich verzehrenden Uebel erkranket, welches am Ende alle Lebenskräfte zerstöret. Das ist das Uebel der Irreligion und Sittenlosigkeit! Dieß darf nur hinweggeschafft werden, und denn werden die Pforten der Hölle, und die Seuchen der Revolutionen die Staatstugend und Sicherheit nicht ferner erschüttern!!

Nichts ist an die Stelle der guten Sitten zu setzen. Von ihnen muß man ausgehen, um das Ganze zu bessern. Es kommt hier in der That nicht sowohl auf die in Umlauf gebrachten bessern Erkenntnisse, als darauf an, daß ihnen überall gemäß gelebt werde. Hatten nicht die Griechen einen sehr hohen Grad von Cultur und Sittlichkeit erreicht? — Und gerade dieß gebildete Zeitalter hatte in sich den Keim der Zerstörung, weil es den Machthabern mehr um die Festhaltung ihres intermistischen Regiments, als um die Dauer des Staats, durch Aufrechthaltung guter Sitten, zu thun war. Dieß Hinderniß findet bey unseren dauernd gewordenen Regierungen nicht mehr statt. Nichts kann sie erschüttern, als der Mangel der Privat- und öffentlichen Tugend! —

Befehle, daß hiernächst die Nation die Religion achte und liebe, gelten nichts. Sie wird es von selbst thun. Die Religion hat ihren unvertilgbaren Grund in den Menschen selbst. Ist die Nation einmal an Tugend gewöhnet, so hält es nicht schwer, sie zu überzeugen, daß dieß der Wille ihres Schöpfers sey. Man wünscht bey seiner Liebe und Ausübung der Tugend noch das Wohlgefallen seines Gottes. Kommt noch dazu der

früh gepflanzte und gepflegte Unterricht der Religion, und das moralische Verhalten verständiger Lehrer, welche nur allgemein gültige Wahrheit predigen, so wird es leicht, sie in einer Nation unerschütterlich zu gründen. Mit vollen Zügen getrunken, wird sie Licht der Seele.

Alles was der Staat für die Religion thun kann, besteht meines Erachtens, außer der Sorgfalt für zweckmäßige Lehrer und Schulen, darin, daß das eigene Beyspiel des Regenten die Anhänglichkeit desselben an vernünftige Religion erkläre und bestätige; daß er die Religions-Verächter, sie mögen seyn, wer sie wollen, in die Grenzen der Bescheidenheit zurückweiset; dem Aufgeklärt-praktisch-Frommen das Emporstreben erleichtert, dem Unmoralisch-Gottlosen aber erschweret, und durch ein folgerechtes Verhalten seinen ernsten Willen, daß vernünftige Religion herrschend werde, merklich an den Tag legt.

Treumann.

II.

Patriotiſche Vorſchläge.

3.

Zur unfehlbaren Hemmung des Ausbruchs der Rindviehpeſt.

Man hat zweckmäßige Vereinigungen zur Unterſtützung der durch Feuer Verunglückten errichtet; es giebt Geſellſchaften, die ſich gemeinſchaftlich bey Hagelſchäden übertragen, und es mögen vielleicht Anſtalten der Art, im Auslande in Abſicht der Viehſeuche beſtehen. Dieſe leßten werden jedoch nur dann ihren Zweck ganz erreichen, wenn es möglich wäre, ſie ſo zu organiſiren, daß durch ihre Exiſtenz das Erſcheinen des Uebels, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſelten und minder gefährlich würde. Zur Erreichung dieſes Ziels würde nachſtehender Vorſchlag vielleicht einen Weg zeigen.

Ein Institut, welches sich in Absicht der Form und Verwaltung sehr der bereits bestehenden Feuer-Societät nähert, kann das Werkzeug seyn. Wie bey jener Verbindung, vereinigt sich auch hier jede Provinz durch ihre einzelnen Kreise.

„Diese Societät hat nicht etwa nur den „Zweck, bloß den durch Viehseuche Verunglück„ten zu unterstützen; sondern sie soll zu„gleich dieses allgemeine Landes-Unglück ganz „abwehren, oder doch durch augenblickliches „Unterdrücken, seltener und unschädlicher „machen."

Dieß setzt die unnachläßliche Bestimmung voraus, daß unter Garantie der Societät, alles mit der Seuche befallene, oder auch nur muthmaßlich angesteckte Vieh, sofort, unter Aufsicht ihrer Officianten, getödtet werde. Die Ausübung dieser Bestimmung kann durch die Größe der um des allgemeinen Bestens willen aufzuopfernden Zahl nicht gehindert werden. Nur diese Maßregel allein, verbunden mit einer kurzen, aber genauen Sperre des angesteckt gewesenen Orts, kann die Fortpflanzung der Krankheit hindern. Jeder Rindvieh-Eigenthümer in der Provinz theilt den Vortheil, wenn die Societät ihren Zweck erreicht, er muß

also auch Theilnehmer der allgemeinen Verbindung seyn.

Das Fundament der Verwaltung ist, wie bey der Feuer-Societät, ein zu errichtendes Kataſtrum, für jeden einzelnen Ort, jeden Kreis und jede Provinz.

Es ist hier aber nur von der ächten Viehpest oder Viehseuche, nicht von andern minder gefährlichen, auch ansteckenden Krankheiten des Hornviehes, die Rede.

Beym Erscheinen einer bedenklichen Krankheit unter dem Rindviehe würde eben so verfahren wie bisher; und dann dem Landrath, dem Director der Societät im Kreise und dem Physikus davon die schleunigste Anzeige gemacht. Erklären diese die Krankheit für eine Seuche, so läßt der Director das gesammte in dem angesteckten Stalle (nicht auch das Vieh der übrigen Ställe des nämlichen Hofes) krank oder gesund, sofort todtschlagen, und nach der Vorschrift des im Preußischen deshalb ergangenen Befehls vergraben. Eben so verfährt er, wo sich eine Spur der Seuche wahrnehmen läßt. Eine Sperre muß angeordnet werden, sie darf aber nicht länger dauern, als nach einem von dem Ober-Collegio-Medico dieserhalb aufzustellenden Princip, eine Ansteckung noch möglich ist.

Der Vorsteher des Instituts im Kreise muß dafür sorgen, daß die bekannten Vorsichts-Maßregeln bey dem noch vorhandenen Viehstande sowohl, als bey der Wiederanschaffung des verlornen, angewandt werden.

Sollte dabey von Seiten des Eigenthümers notorisch gefehlt worden seyn, (z. B. daß er unter der gestellten Frist in die angesteckten Ställe wieder Rindvieh bringt), so kann er auf eine neue Schadloshaltung nicht Anspruch machen.

Da diese Verbindung ihrer Natur nach den gewöhnlichen Mangel der Versicherungs-Gesellschaften (die Möglichkeit einer hinterlistigen Absicht von Seiten des Versicherten zum Nachtheil des Versicherers) nicht haben kann: so muß es billig jedem Rindvieh-Eigenthümer freystehen, den Werth seines Rindviehes so hoch anzugeben, als er will. Noch mehr, es würde vielleicht nöthig seyn, ein Mindestes des Werths jeder Art von Rindvieh festzusetzen.

Es ist eins der wesentlichsten Erfordernisse aller Institute der Art, daß dem Verunglückten schnell geholfen werde. Hier tritt dies Erforderniß doppelt ein. Jede verspätete Wiederherstellung des verlornen Viehstandes setzt das Grundstück, auf dem er gehalten wird, und den Wohlstand des Besitzers zurück. Die So-

cietät könnte auch hier vorbeugen. Ein eiserner Bestand müßte dem Verunglückten in wenig Tagen das Versicherungs-Quantum auszahlen können, und zu dem Ende mit dem Institute entstehen.

Bey dem hier vorgeschlagenen Institute ist Vergütigung des Schadens nicht Zweck, sondern Mittel. Dieser eigenthümliche unterscheidende Charakter hebt jeden sonst möglichen Einwurf. Hier ist schnelle Hemmung der Seuche Hauptzweck, und der wird durch freywillige Aufopferung auf allgemeine Kosten erreicht.

Auch der an gemeinnützlichen Vorschlägen so reiche, für Vaterlandswohl so erwärmte Dr. Faust zählt die Knobelsdorfische, auch von ihm schon vorgeschlagene Rindvieh-Assecuranz und eine freywillige Theilnahme aller Vieh-Eigenthümer, zu den vorzüglichsten, und vielleicht allein hinreichenden Anstalten der Landes-Regierungen gegen die Rindvieh-Seuche. Die Ansteckung, sagt er, sey nicht so unabwendbar, als mancher fürchte; wenigstens da nicht, wo öffentlicher Friede ein Land beglücke; denn von der mehr als hundert Meilen langen Grenze der nördlichen Hälfte Deutschlands sey sie durch weise Policeyanstalten wirklich abgehalten — bis 1800 wenigstens.

— Ihre Verhinderung sey höchst wichtig; denn nach der Schätzung des Prof. Will zu Ingolstadt belief sich schon die Zahl des bis Ende 1798 durch die Pest umgekommenen Viehes auf Drey Millionen Stücke; an Werth Neunzig Millionen Gulden. Bloß Bayern hatte in den Jahren 1795 bis 1798 beynahe fünf und achtzigtausend Stück, oder drittehalb Millionen Gulden verloren; den Verlust der Milch, Käse, Butter, des Düngers und der Benutzung desselben als Zugvieh, nicht einmal mitgerechnet.

4.

Zur Beglückung armer, verlassener Kinder.

Wenn gleich der nachfolgende Beckersche Vorschlag mancherley Bedenklichkeiten erregen dürfte: so wird er doch durch Einwürfe und Gegen-Antworten zur Reife gelangen, und zuletzt vielleicht wohlthätige Früchte für den Staat bringen.

Man sieht überall Kinder herumlaufen, die ohne Unterricht, ohne Erziehung, ohne die nöthige Leibespflege aufwachsen, und den Gemeinheiten zur Last fallen, weil die Unterstützungen, welche sie ihnen von Zeit zu Zeit angedeihen lassen, nur temporell sind, und das verwahrloſete junge Geschöpf nicht für die Ausdauer und Zukunft beglücken. Auch kann man beynahe mit Gewißheit von solchen Kindern voraus sagen: „sie werden einst die Gesellschaft der Bettler, der Landstreicher und der dem Staate gefährlichen Menschen vergrößern.“ Kinder dieser Art sind daher weniger, als nichts werth. Aber laßt uns Anstalten treffen, diese Verlassenen zu guten Tagelöhnern und Dienstboten zu bilden, so werden die Straßen von Bettlern gereinigt, und die Landwirthe mit guten Arbeitern versorgt!

Noch sind indessen unsere zu dem Ende getroffenen Anstalten mehrentheils unzweckmäßig und kostspielig, zugleich unzweckmäßig; denn wo sind die Waisenhäuser angelegt? In Städten, wo die Luft ungesund, die Sitten verderbt und die Lebensmittel theuer sind. Und wie viel Aufwand wird zur Unterhaltung der Waisenhäuser erfordert! Wie viele milde Stiftungen, Collecten und Bettelеyen sind nöthig, um 50 bis 60 arme Kinder täglich zu füttern und zu verpflegen! Daß dieß wahr sey, hat

man hier und da eingesehen, und deswegen angefangen, die Kinder auf dem Lande in Bauernhäuser zu vertheilen, wo sie gegen ein gewisses Kostgeld verpflegt, erzogen und zum Feldbau angeführet werden. Dieß ist besonders in den Gothaischen und Weimarischen Landen mit gutem Erfolge geschehen.

Allein, vorausgesetzt, daß man so glücklich ist, solche Verlassene immer in die Hände gewissenhafter Leute zu bringen: so ist diese Erziehungsart doch immer noch sehr kostspielig. Man kann dieß daher schließen, weil man, auch bey dem besten Willen, solche Kinder zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden, doch nicht vermögend ist, die Straßen ganz davon zu reinigen, und diese Erziehung ihnen allen zu geben.

Wie aber, wenn man es so einrichten könnte, daß die Erziehung dieser Kinder gar nichts mehr kostete, daß sie sogar Erwerbungsmittel würde? Daß durch diese Erziehung die Kinder zu guten Tagelöhnern und Dienstboten gebildet würden?

Eine solche Einrichtung ist keineswegs unmöglich; man überlege und prüfe.

Eine Anlage muß freylich erst da seyn, in welcher die Erziehung vorgenommen werden soll. Diese besteht in einem geräumigen Landhause, nebst Wirthschaftsgebäuden, einem Baumgarten

und

und einem Stück Lande von etwa zehn Morgen. Dieses alles kostet freylich eine ziemliche Summe, die aber ungemein leicht zusammen zu bringen seyn würde, wenn man sich überzeugen könnte, daß die Vortheile daraus entspringen müßten, die man davon erwarten darf.

Zu dieser Anlage nun gehört ein Mann, der durchaus rechtschaffen ist, die Landwirthschaft und die damit verknüpften Handarbeiten versteht, ein Kinderfreund ist, und sie vernünftig zu behandeln weiß, der endlich für die ganze Unternehmung Sinn hat, und sich dazu berufen fühlt. Dieser Mann ist hier das wichtigste, und wo er fehlt, sind alle Anlagen, alle Unterstützungen, alle Vorschriften nichts. Dieser Mann ist in einem Lande vielleicht nur Einmal da; da ist er aber gewiß. Wahrscheinlich befindet er sich in dem ehrwürdigen Stande der Schullehrer. Rufet ihn nicht auf! Verspricht ihm keine Belohnungen! Wenn er von diesem Plane und der gewünschten Ausführung desselben hört: so erwacht er selbst, und kommt und bietet seine Dienste an, so wie der junge Schwimmvogel, der mit hühnerartigen Geschöpfen aufwuchs, sobald er den Teich erblickt, von seiner Gesellschaft sich trennt und zu demselben mit Macht gezogen wird.

Diesem Manne nun, mit einer Frau, die mit ihm gleich denkt, wird diese Anstalt zur freyen Benutzung übergeben. Die dazu nöthigen Geräthe, Werkzeuge und Hausthiere, falls er sie sich selbst anzuschaffen nicht vermögend ist, bekommt er als einen Vorschuß.

Er bekommt anfänglich einige zehen- bis zwölfjährige Kinder, mit deren Hülfe er seinen Garten und sein Feld bearbeitet, und sein Vieh besorgt. Diese tragen die Futtergräser ein, die er gesäet hat, versorgen damit das Vieh, trocknen sie für den Winter, bearbeiten das Land und bepflanzen es mit Gemüse, vielleicht auch mit Roggen und Weizen, wenn die Erfahrung es bestätiget, daß diese Getreidearten beynahe tausendfältig tragen, wenn man die Samenkörner einzeln steckt, die davon entstehenden Pflanzen zertheilt und wieder ein paarmal verpflanzt.

Auf diese Art erzeugen diese Kinder mit Hülfe der Pflegeeltern ihre tägliche Kost selbst. Denn wenn sie Brot, Gemüse, Obst, Milch, Butter, Käse und gesundes Wasser, bisweilen etwas Fleisch aus den Viehställen oder von der Federviehzucht haben, bedürfen sie mehr? Sicherlich nicht. Wenn die Kost sonst gut zubereitet ist, so werden sie dabey gesund, groß und stark werden. Wird doch sogar von einigen

Aerzten behauptet, daß das Fleiſcheſſen der Geſundheit der Kinder nachtheilig ſey.

Freylich erfordert ihre Verpflegung außer der Koſt noch mehreres, das zum Theil ohne bares Geld gar nicht angeſchafft werden kann; allein auch hieran wird es nicht fehlen. Zuerſt muß man nur möglichſt ſparſam ſeyn, und die Bedürfniſſe der Kinder ſo viel einſchränken, als ihrer Geſundheit unbeſchadet geſchehen kann, ſo vermeidet man mancherley Aufwand, den man nur mit vieler Mühe würde aufbringen können, und — giebt den Kindern eine zweckmäßige Erziehung. Sie ſind für den niedrigſten Stand beſtimmt, und werden ſich in demſelben immer beſſer befinden, je weniger Bedürfniſſe ſie haben.

Dieſe Kinder bedürfen der Federbetten nicht; ein Strohſack iſt ihr Lager, auf dem ſie unter einer mit Wolle durchnäheten Decke ruhen. Der Aufwand für Hüte und Mützen fällt weg, ſie gehen Jahr aus Jahr ein mit unbedecktem Haupte. Man ſchreye nicht über Härte! Dieſe Behandlung der Kinder iſt die natürlichſte, und iſt bereits in verſchiedene vornehme Häuſer, die durch die Grundſätze der verbeſſerten Erziehung erleuchtet ſind, eingeführt. Auch Strümpfe und Schuhe haben ſie, wenigſtens in der wärmern Jahreszeit, nicht nöthig. Das Beyſpiel von Millionen deutſchen Bauerkindern, die dieſe

Bedürfnisse nicht haben, und sich dabey wohl befinden, beweiset, daß auch diese Kinder, ihrer Gesundheit unbeschadet, dieselben entbehren können.

Der Artikel für Arzeneyen, der in den Waisenhausrechnungen gemeiniglich sehr stark ist, wird hier auch sehr schwach seyn. Kinder, die der Natur gemäß erzogen werden, wie dieß der Mann, den ich hier voraussetze, thun wird, werden selten krank; die kleinen Unpäßlichkeiten, von denen sie bisweilen befallen werden, hebt man durch einfache Mittel, die der Pflegevater theils den Sommer hindurch selbst einsammelt, theils für wenige Groschen aus der Apotheke kommen läßt.

Die Kleidungsstücke der Kinder bestehen, nach Fausts Vorschlage, mehrentheils aus Linnen, wozu das Garn von den Kindern den Winter hindurch selbst kann gesponnen werden.

Dessenungeachtet werden noch mancherley Ausgaben nöthig seyn, zu denen bares Geld schlechterdings nöthig ist. Um die Herbeyschaffung desselben bin ich unbekümmert; dieß ist die Sache des Mannes, der für diese Unternehmung Sinn hat. Er kann nachdenken, er hat eine Anzahl Menschenhände, die er nach seinem Willen brauchen darf, und ein ansehnliches Stück Land, von dem er den möglichsten

Nutzen zu ziehen weiß — wie kann es ihm da an Gelde fehlen? Geld ist bey wichtigen Unternehmungen für den denkenden, geschickten, thätigen Mann immer das unbedeutendste. Weiset ihm einen Wirkungskreis an, in welchem niemand ihn stören darf, und er wird gewiß immer so viel Geld aufzubringen wissen, als er zu Ausführung seiner Plane nöthig hat. Er wird z. B. seine Kinder in den Stunden, da sie nicht mit Ackerbau und Spinnen beschäftigt sind, Körbe flechten, knöppeln, stricken lassen, wird eine Baumschule, ein Bienenhaus anlegen, Seidenhasen ziehen u. dergl. und sich dadurch mancherley Nahrungsquellen öffnen, davon freylich jede einzelne sich nur schwach ergießt, die aber doch, wenn sie zusammen geleitet werden, hinlänglich sind, gegen Mangel zu schützen.

Da ich den Kindern so viele Handarbeiten gebe, so versteht es sich von selbst, daß zu ihrem Unterrichte wenige Zeit übrig bleibt. Zwey Stunden täglicher Unterricht, den der Pflegevater, falls er nicht vermögend ist, ihn allein zu geben, mit dem benachbarten Schullehrer gegen billige Belohnung theilen kann, ist zur Ausbildung dieser Kinder hinlänglich. Sie sind für den niedrigsten Stand bestimmt, wo sie eine Menge Dinge werden entbehren müssen, die andere genießen. Eine ausgebreitete Kenntniß

von den mancherley Zuſtänden, Sitten und Gewerben der Menſchen, von den mannichfaltigen Naturproducten, würde nur Begierden in ihnen erzeugen, die ſie nicht würden befriedigen können, und ſie mit ihrer eingeſchränkten Lage unzufrieden machen. Man lehre ſie ſchreiben, leſen und rechnen, man mache ſie bekannt mit der Natur und ihren Wirkungen, die in ihrer Nähe geſchehen, und bringe ihnen vorzüglich geläuterte Religionsbegriffe bey; dieß iſt für ihre Ausbildung hinlänglich. Erfüllet überdieß der Mann, den ich bey dieſer ganzen Unternehmung vorausſetze, ſeine Pflicht: ſo ſind alle ihre Arbeiten für ſie unterrichtend. Sie lernen dabey das Land bauen, mancherley Pflanzen ziehen, das Vieh warten und pflegen, Bäume veredeln, erwerben ſich, da ihre Geſchäfte nicht, wie in den gewöhnlichen Waiſenhäuſern, bloß auf das Spinnrad eingeſchränkt, ſondern äußerſt mannichfaltig ſind, eine Menge Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, womit ſie einſt der Geſellſchaft werden nützen und ihr eigenes Wohl gründen können.

Man denke ſich dagegen andere Kinder, die täglich vier Stunden hinter dem Katechismus und ſechs Stunden hinter dem Spinnrädern ſitzen, werden ſie ſich wohl mit dieſen in irgend einer Rückſicht meſſen können? Werden ſie vernünfti-

ger, beſſer, geſchickter, und für die Geſellſchaft nutzbarer ſeyn? Ich habe keinen Grund es zu glauben.

Auf den Religionsunterricht muß vorzüglicher Fleiß verwendet werden. Man entferne von demſelben alle Lehren, die ſchwer zu verſtehen und ſchwer zu glauben ſind, die ſtatt Veredlung nur Unduldſamkeit gegen Andersdenkende erzeugen; man ſuche dieſe Verlaſſenen vielmehr mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums bekannt zu machen, der dem Menſchen einen ſo hohen Grad der Veredlung verſchafft, daß er immer mehr ſieht auf das Unſichtbare, als auf das Sichtbare, die Vollbringung des göttlichen Willens als ſein vorzüglichſtes Geſchäft betrachtet, die ſichtbare Welt mit ihren Freuden und Leiden als Uebungsmittel ſeiner geiſtigen Fähigkeiten anſieht, allenthalben weiſe Anordnungen der höchſten Güte erblickt, und ſich daher in jeder Lage beruhiget, ſeine Würde als Bild des unſichtbaren Vaters fühlt, und ſeinen Weg mit der freudigen Ueberzeugung wandelt, daß er durch Vollbringung ſeiner Pflichten ihm immer näher komme.

Die ſittliche Erziehung dieſer Kinder kann, wenn ihr Pflegevater der rechte Mann iſt, nicht ſchwer ſeyn. Sie haben keine Stunde des eigentlichen Müßiggangs; alle Verirrungen, die

Folgen desselben zu seyn pflegen, müssen folglich wegfallen. Durch die Belehrung, die sie erhalten, sind sie überzeugt, daß ihre Lage gut, daß die Leitung eines verständigen Führers für sie Bedürfniß, daß die Befolgung seiner Winke für sie Pflicht sey. Er wird sie also mit Worten zu lenken, und wenn diese bey manchen nicht wirksam genug seyn sollten, bald durch kleine Belohnungen zu ermuntern, bald durch Versagung ihrer Wünsche ihnen die Folgen ihrer Pflichtvergessenheit fühlbar zu machen wissen.

Man wird es sonderbar finden, daß ich nur von einem Manne rede, der die vielen verlassenen Kinder bilden, und Deutschland mit guten Tagelöhnern und Dienstboten versehen soll. Es kann dieß aber anfänglich nicht anders seyn. Der Plan, den ich hier entwerfe, ist so idealisch, die Ausführung desselben mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man Ursache hat, sich zu freuen, wenn man nur einen Mann findet, der sich berufen fühlt, den ersten Versuch damit zu machen. Ist aber einmal die Bahn gebrochen, der erste Versuch damit gemacht und gelungen: so kann ein solches Erziehungshaus, wie die Musterschule zu Rekahn, eine Pflanzschule werden, wo mehrere sich bilden können.

Wollte man sogleich mehrern Männern den Auftrag geben, nach diesem Plane zu arbeiten: so würde die Unternehmung eben so, wie alle Anstalten, die man sogleich ins Große treibt, scheitern.

Eben deswegen rede ich auch nur von einigen Kindern, mit welchen der gesuchte Mann seine Anstalt eröffnet. Ist die Sache einmal in Gang gebracht: so werden nach und nach mehrere von acht bis zehn Jahren angenommen. Jüngere anzunehmen, ist nicht zu rathen, weil diese zu viele Pflege erfordern, und zur Erhaltung des Ganzen durch ihre Händearbeit auch gar nichts beytragen können.

Bey diesem Geschäfte würde nun der Pflegevater mit seiner Familie sein tägliches Brot, im eigentlichen Verstande, das heißt, seine Beköstigung finden. Da er aber noch mehrere Bedürfnisse hat: so ist es billig, daß er auch einen Gehalt bekomme, von dem er sich dieselben anschaffen kann.

Hier ist er! Die Kinder sind sein Eigenthum. Sobald sie gehörig ausgebildet sind, so überläßt er die Mädchen etwa im funfzehnten, die Knaben im siebenzehnten Jahre denen, die einen guten Dienstboten oder Tagelöhner suchen, gegen eine Bezahlung von 100 bis 150 Thalern. Dafür müssen diese gehalten seyn, ihrer Herr-

schaft zehen Jahre zu dienen, ohne von ihr etwas anders, als Kost und Kleidung zu verlangen.

An Abnehmern dieser Waare wird es nicht fehlen. Wer wollte nicht gern diese Summe für eine Person zahlen, die zu ihrem Dienste die nöthige Geschicklichkeit besitzt, auf deren Dienstleistung man zehen Jahre rechnen kann, die an geringe Kost gewöhnt ist, von ihrer Herrschaft weder Kaffee verlangt, noch in Anschung der Kost Vorschriften macht, und nicht berechtigt ist, sie beständig um Erhöhung des Lohns zu plagen.

Es versteht sich von selbst, daß diese ganze Sache Staatssache seyn, daß der Staat sie bestätigen, leiten, und für solche Personen und ihre Herrschaften eigene Gesetze entwerfen, und darüber wachen muß, daß sie von ihren Herrschaften nicht gemißhandelt werden.

Aber, schreyet man, auf diese Art führt man ja die Leibeigenschaft wieder ein; man behandelt die Menschen nicht als Personen, sondern als Sache. Dieß alles kümmert mich nicht. Man untersuche unparteyisch, ob die Sache gut sey und lasse sich durch keinen Namen irre machen.

Erstlich wird durch diese Einrichtung der Pfleger dieser Kinder gedrungen, auf ihre Bildung

die möglichſte Sorgfalt zu wenden. Gerathen ſie, ſo kann er, wenn er etwa dreyßig erzieht, immer auf eine jährliche Einnahme von wenigſtens 600 Rthlrn. rechnen, die er bey freyer Beköſtigung und Wohnung hat; mißrathen ſie, werden bösartig, oder ungeſchickt, oder gebrechlich: ſo wird man dieſe Waare entweder gar nicht verlangen, oder um einen niedrigen Preis annehmen.

Zweytens gewinnen dieſe Kinder auf jeden Fall. Wer waren ſie, ehe ſie in das Erziehungshaus kamen? Verlaſſene, die ohne Pflege, ohne Unterricht, ohne Erziehung aufwuchſen, die in Gefahr waren, durch die erſte Krankheit, die ihnen zuſtieß, ins Grab geſtreckt zu werden, die auf dem Wege waren, entweder Böſewichter, oder wenigſtens unnütze Glieder des Staats zu werden. Und was ſind ſie, wenn ſie aus dem Erziehungshauſe kommen? Geſunde, geſchickte, ſittlichgute, arbeitſame Menſchen, die ihrer Beſtimmung als Menſchen gemäß leben. Es iſt wahr, ſie dienen zehen Jahre ohne Belohnung an Gelde. Aber ſie haben doch Wohnung, Kleidung, geſunde Koſt, und wenn ſie ſich gut verhalten, ſo werden ſie am Ende ihrer Dienſtzeit geſucht, gut belohnet und bald in den Stand geſetzt werden, ihre eigene Haushaltung anzufangen.

Drittens der Gewinn, der dem Staate dadurch zufließen würde, wenn diese Einrichtung allgemein zu Stande käme, ist nicht zu berechnen. Erstlich würde er von dem Schwarme hülfloser, Unterstützung bedürftiger, unnützer, schädlicher Menschen, die in seinem Eingeweide wühlen, mit einem male befreyet; zweytens hätte er Pflanzschulen der nützlichsten Bürger, die an Sparsamkeit gewöhnet, durch Fleiß sich immer mehr heben und zum Stande der Wohlhabenheit empor arbeiten, die die sichersten Stützen der Landwirthschaft seyn würden. Solchen Zuwachs bedarf Deutschland jetzt mehr als jemals. Das jetzige ausgeartete Geschlecht, das so unzählige Bedürfnisse hat, und immer mehrere bekommt, verschafft durch seine Fortpflanzung keinen Gewinn. Viele verzehren bloß, und bringen nichts hervor, und andere die hervorbringen, zehren ihre Producte wieder auf, oder zehren vielleicht mehr auf, als sie hervorbringen. Was soll am Ende daraus werden? Man schaffe arbeitsame Leute herbey, die an Ertragung mannichfaltiger Beschwerden gewöhnt sind, wenige Bedürfnisse haben, und durch ihre Sparsamkeit und ihren Erwerbungsfleiß ein gutes Beyspiel geben; sie werden dem Staate sicher mehr nützen, als Familien, die man um ihres Reichthums willen in das Land zieht, die zwar viel

Geld in Umlauf bringen, aber die nothwendigsten Bedürfnisse vertheuern, den arbeitsamen Bürger in die Nothwendigkeit sezen, sie entbehren zu müssen, und durch ihre Verschwendung und Sittenlosigkeit eine Familie nach der andern anstecken.

Nach diesem Plane, der allerdings bey weitem noch nicht ausgearbeitet genug ist, würden also die armen verlassenen Kinder auf das Land in Erziehungshäuser gebracht, daselbst mit Feld- und Gartenbau, Viehzucht und Handarbeiten, wodurch sie sich ihren Unterhalt erwürben, beschäftigt, zur Sittlichkeit, vorzüglich zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, Ertragung der Dürftigkeit und mancherley Beschwerden gewöhnt. Als das Eigenthum ihres Pflegers würden sie gegen Bezahlung an Herrschaften überlassen, um sich durch den Dienst während einiger Jahre für die bloße Kost und Kleidung die volle Freyheit zu verschaffen.

5.

Zur Landschulen-Verbesserung.

Jeder Staatsbürger, dünkt mich, hat das Recht, seine Meinung über öffentliche Anstalten und deren mögliche Verbesserung zu äußern; ja es ist Pflicht für ihn, diese Meinung laut zu sagen, und sie zu einem Gegenstande überzeugt ist, daß Wahrheit in seinen Urtheilen und Möglichkeit in seinen Vorschlägen liege. — Es würde gewiß mehr Gutes zur Wirklichkeit gebracht, wenn dieß allgemeine Sitte und Gewohnheit würde. Möchte es doch seyn, daß manches unnütze und unausführbare Project zum Vorschein käme; ich sehe darin keinen Nachtheil, als für den Urheber selbst, der sich allenfalls lächerlich machte. Man nehme aber an, daß von zehen guten und tauglichen Vorschlägen jedes Jahr auch nur einer gehört und realisirt würde, welch' ein Vortheil für das Ganze, welch' eine schöne Hoffnung für die Zukunft, welch' eine dauerhafte Grundlage für die stufenweise Vervollkommnung des Menschengeschlechts! — Es ist Sache des Regenten und der Obrigkeit, das Gute zu prüfen und das Mögliche auszuführen;

für jeden Freund des Vaterlandes aber bleibt es eine schöne Belohnung und für alle ein Sporn, an der allgemeinen Wohlfahrt des Ganzen thätigen Antheil nehmen: wenn hier oder da etwas Gutes zur Wirklichkeit kommt, wozu ein Einzelner vielleicht den ersten Vorschlag that. Es wäre unbillig, von Obrigkeiten zu verlangen, daß sie alle mögliche Bedürfnisse des Landes, alle Mängel der verschiedenen Volksclassen und alle Mittel, ihnen zu helfen, in ihrem ganzen Umfange kennen sollten. Dazu gehört eine specielle Erfahrung, die nur dem möglich ist, der selbst Augenzeuge ist und den Zustand des Kreises, in welchem er lebt und wirket, nicht bloß aus Relationen, sondern aus sichtbaren Ursachen und Wirkungen, wie sie vor ihm liegen, beurtheilen kann. Nie aber wird auch eine gute Obrigkeit glauben, daß man ihrem Ansehen zu nahe trete, wenn man dasjenige zu ihrer Wissenschaft bringt, was sie nicht weiß.

Ist es gut und ausführbar, Candidaten des Predigtamts als Landschullehrer anzustellen?

An der Güte der Sache kann im Ernste wohl niemand zweifeln, er müßte denn ein zu großer Freund des Herkommens oder ein abgesagter Feind des Bauernstandes seyn. Nimmt man an, daß bey einer solchen veränderten Ein-

richtung mehr Geistesbildung und mehr Sittlichkeit befördert, feineres Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne geweckt, genährt und gestärkt würde, und giebt man zu, daß auch der Landmann auf eine so wohlthätige Sorgfalt für seine höheren Bedürfnisse gerechte Ansprüche habe, und daß er (wenigstens in künftigen Generationen) eine solche Mühe durch eigenes Besserwerden, durch freywillige Beobachtung seiner Pflichten, durch dankbare Annahme und Befolgung heilsamer Vorschläge und gemeinnütziger Anstalten, belohnen würde: so erhellet schon hieraus die Nothwendigkeit, daß man sich seiner Bildung mit Ernst und weiser Güte annehmen müsse.

Auch die besten Gesetze vermögen immer nur wenig, wenn nicht der eigene Wille zu ihrer Befolgung mitwirkt; ja es giebt der Fälle nur zu viele, wo das Gesetz nichts vermag, und wo das Gewissen, das feine moralische Gefühl allein wirken muß. — Wo soll aber der verlassene Landmann, der die Bedürfnisse des Geistes und des Herzens gar nicht fühlt, dessen Verstand in früher Jugend durch das Gedächtniß erdrückt wird, und der bisher gewohnt war, das Gute nicht aus Liebe, sondern aus Zwang und Furcht zu thun, — wo soll Er diesen eigenen Willen

len zum Guten, dieſes feine Gefühl für Wahrheit und Tugend, dieſen beſſern Geſchmack, der die wohlthätigen Neuerungen ſo ſehr begünſtigt, hernehmen? Aus ſeinen bisherigen Bildungs-Anſtalten wahrhaftig nicht. Ich will diejenigen, die bisher ſeine Erzieher waren, keinesweges durchgängig als unbrauchbare und verdienſtloſe Menſchen herabwürdigen; ich ſelbſt kenne vielmehr Einige unter ihnen, die ihrem Stande Ehre machen. Ich gebe es zu, daß die mehreſten unter ihnen, bey einem durchaus nicht zureichenden Gehalte, und den unſichern Ausſichten auf eine beſſere Zukunft, immer noch mehr leiſten, als man von ihnen zu fordern berechtiget wäre; gebe auch zu, daß oft auch gute Köpfe unter ihnen durch den Zwang des Herkommens zu ſehr eingeenget werden; aber leugnen kann man denn doch nicht, daß ſie bisher nicht vorbereitet genug in ein Amt kamen, welches ſo viele Kenntniſſe, Erfahrungen und eigene Bildung vorausſetzt; daß ſie ſelbſt oft kaum aus dem Stande heraustreten, den ſie nun in ſeiner aufblühenden Jugend veredeln ſollen; und daß viele ihr Schulamt als die letzte Stufe anſehen, nach deren Erreichung ſie Muth und Kräfte in Trägheit und Unthätigkeit verſinken laſſen.

Wäre es also nicht besser, wenn diejenigen, die schon von ihrer ersten Jugend an durch einen längern und weit umfassendern Unterricht mehr Kenntnisse, und durch einen nähern Umgang mit der feinern Welt, mehr Erfahrung und mehr Geschmeidigkeit erlangten — ich meine die Candidaten des Predigtamts, die durch die Hoffnung einer weitern Beförderung stets neue Aufmunterung zum fortgesetzten Fleiß erhielten — dazu bestimmt wären, ihre erste Laufbahn in Land-Schulen zu eröffnen. Für sie selbst und für ihre künftige Bestimmung könnte das nicht anders als höchst vortheilhaft seyn. Hier hätte der künftige Volkslehrer die schönste Vorübung, hier die beste Gelegenheit, seinen nächsten Wirkungskeis kennen zu lernen, hier Zeit genug, den Ton und die Sprache des Landmanns zu studieren, seine Sitten, seine Gewohnheiten, seine Fehler und Unarten zu beobachten, mit einem Wort, den Weg zu finden, wo ihm am besten beyzukommen ist. Ich will nichts davon sagen, daß er, schon in einem nähern Verhältniß mit dem Prediger seines Orts, weit gemeinschaftlicher und planmäßiger mit ihm zu Werke gehen, und an ihm nicht nur einen guten Rathgeber, sondern auch einen treuen Gehülfen finden würde, und finden müßte.

Aber sind nun diese Vorschläge auch einer Ausführung fähig? Können wir das, was uns gut und nützlich dünkt, auch möglich nennen? Ich glaube es und würde diesen Gedanken sogar auch Leben und Wirklichkeit versprechen, wenn ich nur guten und festen Willen dazu voraussetzen könnte. — Möglich ist es gewiß, weil es geschehen kann, und in manchen Ländern schon geschehen ist. Es ist aber auch leicht möglich, weil man die Schwierigkeiten, welche die Realisirung dieses Vorschlages allerdings hat, keinesweges unüberwindlich nennen kann. Es war bisher schon längst in Städten üblich, die Lehrstellen an den niedern Schulen mit Candidaten zu besetzen; warum sollten sie nicht auch auf dem Lande angestellt werden können? Was hindert den angehenden Theologen, seine Zeit nach zurückgelegten Universitäts-Jahren auf eine dem Staate nützliche und seiner künftigen Bestimmung angemessene Art anzuwenden? Sollte irgend eine absolute Schwierigkeit denkbar seyn, so müßten wir sie entweder in dem guten Willen und in der Fähigkeit derer, die wir als Lehrer der Land-Schulen empfehlen, oder in der Bewilligung ihrer Obern, oder endlich in der Einwilligung des Landvolks aufsuchen, aber alle diese Bedenk-

lichkeiten sind theils grundlos, theils beleidigend und gründen sich auf Voraussetzungen, welche die Erfahrung widerlegt.

Doch man könnte sagen: „Es ist dem „Stande und der Würde eines Candidaten ent„gegen, wenn man ihn zum Dorfschulmeister „erniedrigen will.“ Aber wenn das Unterrichten der Jugend überhaupt nichts Schimpfliches ist; wenn jeder, er sey Städter oder Landmann, als Mensch gleiche Achtung verdient; wenn es gleich viel gilt, den aufwachsenden oder den erwachsenen Landmann durch Lehre und Unterricht zu bilden: so sehe ich nicht, wie ein so würdiger und wohlthätiger Beruf dem guten Rufe desjenigen, der sich ihm widmet, in den Augen aller Guten und Vernünftigen, auf irgend eine Art nachtheilig werden könnte.

„Die Candidaten werden aus dem Kreise „ihres Studierens herausgerissen, sie werden in „Trägheit und Ignoranz versinken.“ — Dieß könnte nur bey denen der Fall seyn, die überhaupt das Studieren als eine Nebensache ansehen. Außerdem muß ja die Muße des Landlebens immer Zeit und Gelegenheit darreichen, ihre Kenntnisse durch eigenes Nachdenken und Lectüre ausgebreiteter und anwendbarer zu machen. Und welches sind die nothwendigsten Erfordernisse eines künftigen Volkslehrers, die sich

also auch der Candidat bey Zeiten erwerben muß? Ohne Zweifel, eine Fertigkeit im katechetischen Unterrichte und in öffentlichen Lehrvorträgen; beydes kann er in der Lage, in welcher wir uns ihn denken, erlangen.

„Aber woher wollen wir genug Candidaten „nehmen, um alle Stadt- und Land-Schulen „mit ihnen zu besetzen?“ — Ein wichtiger Einwurf, wenn man etwas Gutes bloß darum, weil man es nicht in seinem ganzen Umfange ausführen kann, ganz unterlassen müßte. Aber Klugheit und Patriotismus fordern unsere Beystimmung und Mitwirkung zu gemeinnützigen Anstalten auch dann, wenn wir sie nur zum Theil realisiren können. Es ist doch besser, etwas, als gar nichts für die Veredelung eines bisher so sehr vernachlässigten und gleichwohl so wichtigen Theils der Menschheit zu thun; besser, die ersten schwachen Versuche zu wagen, als gleich den ersten Gedanken, wegen einer scheinbaren Schwierigkeit, aufzugeben. Vorausgesetzt, daß das Landvolk eben so gerechte Ansprüche auf die zweckmäßige und möglichst vollkommene Bildung der aufwachsenden Menschheit habe, als die Bewohner der Städte: so suche man den Bedürfnissen beyder, so weit als möglich ist, abzuhelfen. In der Stadt wird es so leicht nicht an Subjecten fehlen, die,

besonders im Fall einer Verzichtleistung auf das Predigtamt, keine weitere Beförderung suchen. Aber welch' eine Menge unversorgter junger Männer muß oft mehrere Jahre lang hoffnungslos der Zeit entgegen sehen, wo es der Laune und Willkür ihrer Beförderer gefällt, sie zu irgend einem Amte zu berufen! — Und wie, wenn nun die bisherige Quelle, aus welcher unsere Schullehrer hervorgingen, bald vertrocknete? Wie, wenn schon jetzt die Erfahrung zeigte, daß es selbst in den bisherigen Seminarien bald an solchen Zöglingen fehlen wird, die sowohl nach ihrem Alter, als nach den erforderlichen Fähigkeiten mit Grund zu Schulstellen empfohlen und befördert werden können; sollte es nicht nothwendig seyn, diesem Mangel auf die beste Art abzuhelfen, und so selbst in den Veränderungen der Zeit und im Drange der Umstände ein Mittel zu finden, das seinem Zwecke mehr, als sonst, entspricht? — —

„Wir können die Candidaten in der Stadt „nicht entbehren; sie müssen in vorkommenden „Fällen vicariren.“ Aber ist es denn bey Krankheiten und andern dringenden Amts-Verhinderungen unumgänglich nothwendig, daß auch dann jederzeit gepredigt werden muß? Die überflüssige Menge der Predigten, besonders in Städten, hat vielleicht keinen geringen Antheil

an der Nachläſſigkeit, womit das überſättigte, und ſeine Erwartungen von dem Redner ausdehnende Publicum die Predigten beſucht.

„Was ſoll aber nun aus den bisherigen „Schulmeiſtern werden?“ — Entweder ſie behalten ihre Stellen auf Lebenszeit und erſt nach ihrem Tode fängt die neue Schul-Einrichtung an, oder ſie behalten, wo beſſere Beſoldungen oder vermögendere Einwohner ſind, neben dem neuangeſtellten Schullehrer, das Amt eines Cantors, eines Rechen- und Schreibmeiſters ꝛc.

Möchte man den Vorſchlag, Land-Schulen mit Candidaten des Predigtamts zu beſtellen, wenigſtens nicht geradezu verwerfen, ſondern einer reiflichen Prüfung werth achten!

6.

Zur Vorbeugung der Folgen ſelbſtverſchuldeter Theuerung.

Wir alle, die wir weder große Güter-Beſitzer ſind, noch auch mit dem Kornhandel etwas zu thun haben, mithin bey weitem den größeſten Theil der Staatsbürger ausmachen — wir

alle werden nun bald zehen Jahre von einer folgenreichen Theuerung gedrückt. Alle Bedürfnisse des Lebens und vorzüglich das unentbehrlichste darunter, das Brot, das wir mit unseren Familien essen, müssen wir zwey-, drey- und vierfach höher bezahlen, als sonst, und unsere Einnahmen sind zum Theil gar nicht, zum Theil aber nicht in dem Verhältnisse gestiegen, wie diese Bedürfnisse im Preise gestiegen sind. Der Städter, dem seine Kunst oder Profession Unterhalt verschaffen soll, der Landmann, der ebenfalls von seiner Profession oder von der Arbeit seiner Hände leben muß, das Gesinde, das um Brot und Lohn dienet, (gewiß über die Hälfte der Menschen im Staate) und noch viele andere, arbeiten zwar nicht mehr für den nämlichen Preis, wie vormals; sie dürfen sich aber nicht einfallen lassen, für ihre Arbeit in eben dem Maße, wie z. B. die Getreide-Preise gestiegen sind, doppelt- oder drey- oder vierfach so viel zu verlangen, als vorher, und gleichwohl müßten sie dies thun, um eben so, wie vormals, in ihrem Hauswesen bestehen zu können.

Noch vielmehr aber leidet unter der Theurung die zahlreiche Dienerschaft des Staates! Sie soll von einem Solde leben, der fast durchgehends auf eine gewisse Geldsumme

geſetzt, und entweder gar nicht, oder doch nicht mit dem geſtiegenen Preiſe der Bedürfniſſe in einem richtigen Verhältniſſe erhöhet worden iſt. Geſetzt, der Sold der Staatsdiener habe auch vor der eingetretenen Theuerung zum Lebens-Unterhalt hingereicht (welches doch bey einem groſſen Theile derſelben ſchon dazumal der Fall zuverläſſig nicht war) wie ſollen die Leute, wenn ſie nicht etwa eigenes Vermögen haben, nun ſubſiſtiren können, da ſie die unentbehrlichſten Bedürfniſſe doppelt und dreyfach theurer bezahlen müſſen? „Welche Folgen „müſſen für den Staat ſelbſt daraus entſtehen, wenn derjenige mit „dem Hunger kämpfen ſoll, der „oft ſo mancherley Gelegenheit hat, „andere zu drücken und ungerechten Erwerb zu machen?

Zwar iſt das letzte außerordentliche Steigen des Werths der Dinge groſſentheils durch Umſtände herbeygeführt worden, deren Abänderung nicht in der Macht aller Regenten des nördlichen Deutſchlands ſtand; aber es ſtehen andere Mittel in Ihrer Gewalt! Uns würde geholfen ſeyn, wenn die Getreide-Preiſe ſo weit herunter gebracht würden, daß Käufer und Verkäufer dabey beſtehen könnten. Dieß wäre um ſo mehr zu wünſchen, da die Preiſe des

Getreides nun einmal der Maßstab zu den Preisen fast aller übrigen Bedürfnisse sind. Die Ersten im Staate würden zur Herstellung dieses beglückenden Gleichgewichts sehr behülflich seyn, wenn Sie mit landesväterlicher Vorsorge nur da für Sorge tragen helfen wollten, daß das vaterländische Getreide, wovon wir unsern Unterhalt nehmen sollen, weder wie bisher, in zu großen Lasten fremden Nationen über das Meer zugeführt, noch auch in großer Menge bey uns selbst zu Branntwein verbraucht würde.

Durch beydes geht für uns weit mehr Getreide verloren, als zum eigenen Bedarf übrig bleibt, und die Theuerung wird zum Theil selbst nach dem jetzt Gott Lob! hergestellten allgemeinen Frieden noch bleiben, so lange es darin keine Aenderung giebt.

Wir haben zwar im nördlichen Deutschland jetzt überall Fruchtsperren zur Hemmung der übermäßigen Ausfuhre; sie scheinen aber an vielen Orten ihrem Zwecke ganz und gar nicht zu entsprechen, denn gerade diejenige Getreide-Art, welche fremde Nationen allein suchen, und von uns abholen — der Weizen, — pflegt bekanntlich häufig vom Ausfuhr-Verbote ausgenommen zu werden. Wo Sperrgesetze diese Ausnahme auch nicht gleich anfänglich selbst machen, da wissen Kornhändler und große Güterbesitzer

es bald dahin zu bringen, daß von der Allgemeinheit des Verbots abgegangen, und die Ausfuhr des Weizens erlaubt wird. Dieß scheint uns dann aber fast noch zweckwidriger, als wenn gar keine Sperre angelegt wäre; denn der freye Verkehr zwischen einzelnen Ländern unseres Vaterlandes, der mit Roggen, Gerste, Haber ꝛc. nun gehemmt ist, hätte uns unter den bisherigen Umständen wahrscheinlich eher Vortheil, als Nachtheil gebracht, und diejenige Getreide-Arten, welche nicht ausgeführt werden dürfen, verlangt auch keine fremde Nation von uns. Wir würden sie daher auch ohne Sperre behalten.

Man hört oft sagen: „Es sey ein Ueberfluß von Weizen im Lande, aber „nicht von anderem Getreide; der Weizen gehöre unter uns zu den Luxuswaaren, „die wir entbehren könnten; durch die „Ausfuhr dieser überflüssigen und entbehrlichen „Waare könne der Staat von fremden Nationen eine große Summe bares Geld „gewinnen, auch die Staatskassen „würden durch die Zölle ꝛc. ansehnliche Einnahme „haben ꝛc.

Aber verhält sich denn dieß Alles auch wirklich so? Wir glauben: Nein, und bitten

um die Erlaubniß, unsere Gründe anführen zu dürfen.

1. Die nächste und unausbleibliche Folge der erlaubten Weizen-Ausfuhre ist — vergrößerte Theuerung aller übrigen Getreide-Arten. Die Natur der Sache bringt es so mit sich, und die Erfahrung zeigt, daß es, mit seltener Ausnahme, immer so war.

2. Der gerühmte Ueberfluß von Weizen im Lande scheint uns nach allen Umständen, die im großen Publicum bekannt sind, an sich schon ein wenig zweifelhaft zu seyn. Wir wollen aber annehmen, daß der Weizen im Lande überflüssig vorhanden sey; erschöpft denn dieser Ueberfluß einer einzigen Getreide-Art den Gegenstand, wenn berechnet werden soll, ob überhaupt Getreide genug zu unserer Erhaltung vorhanden sey? Muß nicht der Ueberfluß der einen Art den Mangel der andern decken? — Müssen nicht tausend Bedürfnisse, wozu wir gewöhnlich Weizen gebrauchen, durch Roggen, Gerste u. s. w. bestritten werden, wenn unser Weizen in das Ausland geschickt wird? —

Und woher entsteht denn der Ueberfluß an Weizen bey uns? Aus nichts anderem, als aus den Speculationen der großen Güterbesitzer, welche sehr wohl wissen, daß sie bey allen auf

die anderen Getreide-Arten fortdauernden Sperren die Erlaubniß zur Ausfuhre des Weizens leichter erhalten, daß sie denselben um einen außerordentlich hohen Preis an fremde Nationen werden verkaufen können, und deswegen schon seit 10 und mehreren Jahren angefangen haben, den Weizen-Bau gegen sonst zu verdoppeln und zu verdreyfachen. Da hätten wir denn also zwar Weizen genug, aber gegen vorige Zeiten desto weniger Roggen und Gerste.

„Aber der Staat gewinnt doch große „Summen von fremden Nationen, wenn ihnen „unser Weizen zugeführt wird, und die Lan„descassen selbst gewinnen dabey!“

O über den kläglichen Gewinn des Staats und der Staats-Cassen, der mit dem Kummer, dem Hunger und der Verarmung des größesten Theils der Staatsbürger erkauft werden soll! Was kann es denn dem Staate helfen, wenn tausend Guts-Besitzern und Korn-Wucherern die gefüllten Beutel noch mehr angefüllt werden, und wir andern, Hunderttausend an der Zahl, dabey zu Grunde gehen müssen? Ist das wohl Gewinn für den Staat, wenn es dahin kommt, daß neben Einem reichen Manne Neun hungerleidende Bettler wohnen? Wir sollten denken, das wahre Glück des Staats beruhe mehr auf der Zufriedenheit des größesten

Theils seiner Mitglieder, welche einen kummerlosen Unterhalt darin finden, als auf einer Vermehrung der baren Geldmasse, wovon nur ein kleiner Theil reich wird.

„Ja!“ wird man sagen, „das gewonnene Geld theilt sich allmählich unter Alle aus.“ — Allein, wenn dieß auch wahr ist, so können wir andern für das Erste bis dahin die bitterste Noth leiden. Und was wäre am Ende im wesentlichen viel für uns damit gewonnen, wenn die vermehrte Geldmasse verhältnißmäßig auch gleich im Staate vertheilt wäre? Mit der Vermehrung des umlaufenden Geldes steigen nothwendig die Preise der Bedürfnisse, und wir wären zuletzt im Grunde nicht wohlhabender, als wir waren, da wir noch weniger Geld hatten, und weniger Geld zu unserer Erhaltung bedurften.

Was nun vollends die Staats-Cassen betrifft, so wird wohl Niemand im Ernste behaupten wollen, daß dieselben bey einer Theuerung der ersten Lebensmittel gewinnen können. Die Consumtion wird in vielen Artikeln natürlicherweise dadurch vermindert. Folglich fällt auch die Cassen-Einnahme herunter, die von der Consumtion herkommt. Die Ausgabe muß hingegen merklich erhöhet werden, denn der Staat bedarf unendlich vieler Dinge, die er

in theuern Zeiten theuerer bezahlen muß, als sonst. Rechnet man solche Ausfälle in der Einnahme und solche Erhöhung in der Ausgabe, so sind aus dem Gesichtspunkte des Vortheils der Staats-Cassen selbst gewiß die triftigsten Bewegungsgründe vorhanden, die kräftigsten Mittel anzuwenden, um die verhältnißwidrige Theuerung der ersten Lebensmittel auf ein Gleichgewicht herunter zu bringen, wobey alle Classen der Staatsbürger bestehen können, und nicht Maßregeln zu nehmen, wodurch die Theuerung immer höher getrieben wird, um durch die Ausfuhre eine kleine Einnahme zu erhalten, welche den dadurch verursachten Schaden der Cassen lange nicht decken wird. Ein menschenfreundlicher, weiser Regent hat sich durch die Theuerung der ersten Lebensmittel bewogen gesehen, dem gemeinen Soldaten eine kleine Zulage zu machen. Kann man wohl glauben, daß alle Ausfuhr-Abgaben vom Weizen nur diese einzige erhöhte Ausgabe der Staats-Cassen decken werden? Und wie viel tausend andere Erhöhungen in ihren Ausgaben, die ihren Grund in der Theuerung haben, giebt es sonst noch?

Von der entsetzlichen Verschwendung einer großen Menge Getreides in den Branntwein-Brennereyen, wollen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier nichts spezielles sagen.

Sie ist bekannt, diese gemeinschädliche Verschwendung, und wir haben das Zutrauen zur Weisheit unserer Gesetzgeber, daß sie von selbst geneigt seyn werden, Mittel gegen dieses Uebel zu treffen. In der bloßen Verschwendung der ersten Lebensbedürfnisse läge nicht einmal der stärkste Bewegungsgrund dazu. Es giebt noch stärkere.

Wir wissen, daß der Landbau die erste Stütze der Staaten ist. Wir bezweifeln also gar nicht, daß dessen Cultur vorzügliche Aufmunterung verdiene, und sind selbst überzeugt, daß in dem Gewinn, welchen der Landbauer von seinem Boden zieht, die stärkste Aufmunterung liegt. Wir gönnen demselben auch gern jeden Gewinn seines Gewerbes. Er muß aber nur so beschaffen seyn, daß auch die andern Classen von Staatsbürgern dabey bestehen können. Sobald das Gleichgewicht aller Classen derselben so weit aufgehoben wird, daß die Eine immer mehr gewinnt, und die Andern immer mehr verlieren, so ist der Gewinn der Einen nicht mehr Gewinn, sondern offenbarer Schade für's Ganze.

Ein jeder urtheile selbst, ob das nicht schon seit zehn Jahren bey uns der Fall war? Ob nicht schon seit zehn Jahren große Guts-Besitzer und Korn-Wucherer gewonnen und wir andern,

die

die wir unſere erſten Lebens-Bedürfniſſe unverhältnißmäßig theuer einkaufen müſſen, nicht alle verloren haben? Sollte das Mißverhältniß noch höher ſteigen; ſollten wir gar eine Mißerndte erleben, welche entſetzliche Folgen könnten daraus entſtehen! Eine einzige, nicht einmal allgemeine und gänzliche Mißerndte würde jetzt, wo wir vielleicht keine großen Vorräthe liegen haben, wahrſcheinlich ſchon hinreichend ſeyn, um uns zu einem wirklichen Mangel und zur Hungersnoth zu führen. Wie ſtark ſind alſo nicht die Gründe, das Getreide, welches wir noch haben, nicht über's Meer verſchiffen, und nicht in Brennereyen verſchwenden zu laſſen! Wie ſehr iſt zu wünſchen, daß zweckmäßige Mittel angewendet werden mögen, die zur Erhaltung des Ganzen dienen; zumal da bloße Theuerung, ohne wirklichen Mangel, ſchon Hungersnoth für den iſt, der das Vermögen nicht hat, die hohen Preiſe der erſten Bedürfniſſe zu bezahlen!

7.

Zur Sicherung vor Landstreichern, auch ohne kostspielige Arbeitshäuser im Großen.

Man hat zur Sicherstellung des Publicums gegen das Raubgesindel, das sich besonders nach Beendigung allgemeiner und langer Kriege überall einzufinden pflegt, mancherley Vorschläge gethan. Die vorzüglichsten unter denselben laufen indessen auf Vermehrung der Arbeitshäuser im Großen hinaus, die mit Kosten verknüpft sind, deren Herbeyschaffung in unsern für jeden Stand gleich bedürfnißreichen Tagen nicht minder große Schwierigkeiten findet, als die Abstellung des Uebels selbst, zu welcher es hinführen soll. Dagegen äußerte Dr. Rodig in Pirna vor Kurzem eine hierher gehörige Idee, die allgemeine Aufmerksamkeit verdienet, zumal da sie sich im Preußischen Staate hier und da bereits in der Erfahrung als leicht ausführbar und völlig zweckdienlich bewähret hat.

Was die lästigen und Gefahr bringenden Landstreicher, welche zu schwerer Leibesstrafe sich

nicht so ohne Umstände eigenen, zu der gewählten Lebensart antrieb — sagt er — war Arbeitsscheu! Durch gesetzliche Arbeit werden daher diese Art Leute am empfindlichsten gestraft und am sichersten gebessert, so wie es dem Staate zugleich Gewinn bringt.

Arbeit unter Aufsicht ist es nun zwar, was auch die Arbeitshäuser bezwecken; allein dieser Zweck kann auch ohne jene kostspieligen Anstalten im Großen erreicht, und sogar leichter und sicherer erreicht werden.

Man suche durch Streifzüge, welche allezeit vom Militair am pünktlichsten und mit dem meisten Nachdruck unternommen werden, sich der Landstreicher und des Raubgesindels möglichst zu bemächtigen, und überliefere sie derjenigen Obrigkeit, in deren Bezirk sie betroffen worden sind, zur Untersuchung, Bestrafung, auch nach Befinden zur weitern Transportation. Die Obrigkeit bringe sie in sicher verwahrte Frohn- oder Gerichts-Häuser, welche doch hoffentlich nirgends fehlen werden. Am Tage, und zwar vom ersten ihrer Einziehung an, bringe man sie unter strenger militairischer Aufsicht zur Arbeit. Ueberall giebt es an öffentlichen Gebäuden, Straßen, Schleusen, Dämmen, oder auf Domainen-Gütern, und in jedem Falle bey Privatpersonen ꝛc. etwas zu bauen, oder anderweitig zu

arbeiten. Man halte sie mit Schärfe zur Arbeit an, führe über das von ihnen verdiente Tagelohn, welches für selbige einzufordern ist, bestimmte Rechnung, bestreite davon die Kosten für ihr Essen und ihre Arbeitskittel und führe daneben ihre Untersuchung; so wird man, statt daß sie jetzt durch den Müßiggang in Gefängnissen verderbter werden, als sie schon waren, ihre Besserung bewirken.

So wird nur wenig Einrichtung für Viele erfordert, da eine Schlafstelle größtentheils alles ist, was sie bedürfen. So bleiben sie in steter Aufsicht und werden stets in Arbeit erhalten. So verdienen sie sich zu ihrem und der menschlichen Gesellschaft Nutzen, was sie bedürfen. Frugale Kost und Entziehung aller und jeder geistigen, gegohrnen Getränke ist zu ihrer Besserung und zu ihrem stillen Verhalten nothwendig.

Der Arbeitsscheue würde sich vor einem Lande, wo er so behandelt würde, sehr in Acht nehmen, und der noch nicht ganz Verderbte würde dadurch ein nutzbares Mitglied des Staates werden.

Ich wüßte nicht, was man hiergegen mit Recht einwenden könnte. Am wenigsten aber sage man: daß das Betteln nicht ganz abgestellt werden dürfe, um den Leuten nicht eine

Gelegenheit zu entziehen, ihre christliche Liebe zu beweisen? Wer so spricht, weiß nicht, was christliche Liebe ist. Lernet die Bettler von Profession kennen, so werdet ihr nimmer sagen, daß das Almosen, das ihr ihnen gebt, ein sonderlich gutes Werk sey. Zwar ich bin weit entfernt, das Austheilen der Almosen auch selbst an ganz heillose Menschen, so lange keine bessere Anstalten vorhanden sind, jemand verleiden zu wollen. Aber besser ist doch besser; wenn ich mit der nämlichen Gabe aus einem Taugenichts einen brauchbaren Menschen machen kann, so ist das ohne Zweifel Pflicht der christlichen Liebe. So wenig ich es Mildthätigen zur Sünde anrechne, daß sie mittelbarer Weise durch ihre Liebesgaben diese sittliche Verderbtheit ihrer Nebenmenschen befördern, so sehr würde ich es ihnen zum Verdienst anrechnen, wenn sie und alle diejenigen, die Arbeits- und Armenanstalten befördern können, darauf beständen, daß ihre Gaben zweckmäßiger zur bürgerlichen und sittlichen Verbesserung der Armen verwandt würden. Und wie? Bey Realisirung dieses Vorschlags sollte es Leuten an Gelegenheit fehlen, ferner ihre christliche Liebe zu beweisen? Finden sich denn nicht allenthalben arme Familien, die unendlich achtungs- und unterstützungswürdiger sind, als umherzie-

hende Bettler? Darf man irgendwo lange nach Unglücklichen ſuchen, die durch Unfälle herunter gekommen ſind, die einen ſchweren Anfang im Hausweſen haben, die krank und daher ohne Verdienſt ſind, verlaſſene Kinder ꝛc.? Und wenn ihr eure Gaben an die dürftigen Einwohner eures Wohnorts gebet, hören ſie auf, Gaben der Liebe zu ſeyn?

III.

Patriotiſche Charakterzüge.

21.

Helden-Größe.

Aeußerſt bedenklich war die Lage, in welcher Friedrich der Einzige zu Ende des Jahres 1757 ſich befand. Die Armee des Herzogs von Bevern war geſchlagen; Breslau und Schweidnitz erobert; ein Heer von 80,000 Oeſterreichern beſchützte das Eroberte, und die ſtrenge Kälte des eingebrochenen Winters ſchien allen militairiſchen Operationen der Preußen ein Ziel zu ſetzen. Schleſien war jetzt — ſo hatte es den vollen Anſchein — für den König ganz verloren. Doch alle dieſe Unfälle, alle dieſe traurigen Ausſichten waren nicht vermögend, Friedrichs Muth zu erſchüttern, und ſeinen Heldengeiſt niederzubeugen. Plötzlich brach er mit 18 Batail-

lonen und 28 Schwadronen am 12ten November von Leipzig nach Schlesien auf, und vereinigte sich dort am 2ten December mit dem Rest der Bevernschen Armee, den jetzt Zieten commandirte, und der ungefähr aus 15,000 Mann bestand. Sobald die Vereinigung erfolgt war, ging es auch, ohne zu rasten, vorwärts, dem Feinde entgegen.

Friedrich war fest entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Am 5ten December kam es bey Leuthen zur Schlacht. 30,000 Preußen kämpften hier, Friedrich an ihrer Spitze, mit 80,000 Oesterreichern, nnd Friedrich und seine Helden — siegten. 7000 Oesterreicher blieben in der Schlacht; 21,000 wurden gefangen, und 134 Kanonen nebst 60 Fahnen erobert.

Rufen wir uns ins Gedächtniß zurück die herzerschütternde Scene, die den Tag vorher im Hauptquartier des Königs sich ereignete: so wird es uns erklärbar, wie der unsterbliche Friedrich diesen Sieg erkämpfen konnte, der ihn und sein Heer mit unverwelklichem Ruhme bedeckte. Den Tag vorher, ehe die Schlacht geschlagen wurde, ließ der König alle Generale und Commandeurs zu sich ins Hauptquartier entbieten. Sie waren versammelt, und Friedrich, der Held, trat jetzt mit feyerlichem

Ernste in ihre Mitte. — „Meine Herren,“ redete er sie an, „ich habe Sie hierher kommen lassen, um Ihnen erstlich für die treuen „Dienste zu danken, die Sie seither dem Vaterlande und mir geleistet haben. Ich erkenne „sie mit gerührtem Dank. Es ist beynahe „keiner unter Ihnen, der sich nicht durch große „und ehrenvolle Thaten ausgezeichnet hätte. „indem ich mich daher auch jetzt auf Ihren „Muth und Ihre Erfahrung verlasse, werde „ich morgen den Feind angreifen, und ihn mit „Hülfe des Himmels schlagen. Religion und „Vaterland, Frau und Kinder, alles was „einem jedem lieb ist, steht jetzt auf dem „Spiele. Wir müssen den Feind schlagen, oder „uns vor seinen Batterien alle begraben lassen. „Mein Leben werde ich morgen nicht schonen, „sondern allenthalben da seyn, wo die Gefahr „am größten ist; nicht den Tod, sondern „nur die Schande scheuen. Sollte einer „unter Ihnen seyn, der nicht so denkt, der „fordere auf der Stelle seinen Abschied; ich „werde ihm selbigen ohne den geringsten Vorwurf geben.“ Hier hielt der König inne. Eine tiefe Stille erfolgte. Thränen der Ehrfurcht und der Bewunderung glänzten in den Augen der Helden. — Der König fuhr fort: „Ich „habe vermuthet, daß keiner von Ihnen mich

„verlassen würde; ich rechne ganz auf Ihre „treue Hülfe. Sollte ich bleiben, und Sie „nicht für das, was Sie morgen thun, be„lohnen können; so wird es das Vaterland „thun. Gehen Sie nun in's Lager, und sagen „Sie Ihren Regimentern, was ich Ihnen „jetzt gesagt habe. Leben Sie wohl! Morgen „um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen, „oder wir sehen uns nie wieder!“

Unbeschreiblich groß war der Eindruck, den die Rede auf die versammelten Helden machte. Festen Entschlusses, mit ihrem Könige zu siegen oder zu sterben, eilten sie hin zu ihren Schaaren. Gott — König — Vaterland — Preus hens Ehre — das waren die Worte, die jetzt von allen Seiten ertönten. Das ganze Heer wurde entflammt von Heldenmuth, und Sieg oder Tod! war die allgemeine Losung desselben. Gegen Abend ritt der König selbst an der ganzen Fronte herunter, und unterhielt sich mit jedem Regimente. Unter andern kam er auch an das damalige Regiment Manteufel, das mehrmals die glänzendsten Proben der größten Tapferkeit gegeben hatte, und größtentheils aus Pommern bestand.

„Nun Kinder,“ sagte der König, „wie wird es morgen aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark, als wir.“

„Immerhin, Ihro Majeſtät,“ antworteten die Krieger voll edler Selbſtzufriedenheit, die aus dem Bewußtſeyn bewährter Tapferkeit entſprang, „Es ſind doch keine Pommern „dabey; wiſſen ja wohl, was ſie können?“

„Ja freylich,“ erwiederte lächelnd der König, „weiß ich das, ſonſt könnte ich morgen „die Bataille nicht liefern wollen. Nun ſchlaft „wohl! morgen haben wir alſo den Feind ge„ſchlagen, oder wir ſind alle todt.“ „Ja!“ wiederholte das ganze Regiment, „todt oder „die Feinde geſchlagen.“

22.

Ein Landarzt, wie dergleichen überall angeſtellt werden ſollte.

Folgende Gutsbeſitzer des Luckauiſchen Kreiſes in der Niederlauſitz, der Präſident Hr. v. Trosky, der Landesälteſte Hr. v. Thermo, der Amtshauptmann Hr. v. Strorſchütz, der Major Hr. v. Staff, die Herren v. Chowaldt und v. Drösel, desgleichen das Fräulein v. Karras —

haben aus eigenem Antriebe seinen Landarzt angenommen, welchen sie aus eigenen Mitteln und ohne daß die Einwohner etwas dazu beytragen, anständig besolden. Der von ihnen verpflichtete Landarzt hält sich ein Pferd, und revidiret die Orte wöchentlich einmal: sind aber Kranke vorhanden, oder wird er sonst verlangt, so kommt er so oft, als es nöthig ist. Dieß Alles, so wie auch das Aderlassen, Schröpfen, Zahn-Ausnehmen u. s. w. verrichtet er unentgeltlich. Die Kranken haben auch selbst die Arzeney nur nach den billigsten Preisen zu bezahlen.

Wer auf dem Lande wohnet, der weiß, daß der Bauer höchst ungern bey Krankheiten Etwas an sich und die Seinigen wendet; daß er oft auch nicht Mittel und Zeit hat, den Arzt zu Rathe zu ziehen; besonders wenn solches bey langwierigen Krankheiten ꝛc. oft geschehen muß; und wie er fast immer lieber den Quacksalbern Gehör giebt, und oft die schädlichsten Mittel von diesen gebraucht und theuer bezahlt. Daher ist es dann auch kein Wunder, wenn vielleicht ein Drittheil des Land-Volkes durch Verwahrlosung, Mangel an arztlicher Hülfe, oder Gebrauch schädlicher Mittel früher stirbt, als es nach dem Laufe der Natur geschehen würde. Diesem allen ist nun durch diese men-

schenfreundliche Anstalt in dem oben bemerkten Kreise der Lausitz abgeholfen worden, und kein Quacksalber darf sich hier ferner sehen lassen!

Wie sehr wäre zu wünschen, daß die Gutsbesitzer überall diesem edlen Beyspiele nachfolgen möchten! Schon ist dort manches Menschenleben, bey den vielen Krankheiten, welche diesen Winter hindurch geherrschet haben, dadurch gerettet worden.

Noch ist zu bemerken, daß, wer von vorstehenden Herrschaften den Landarzt für sich nnd die Seinigen gebraucht, denselben noch besonders dafür bezahlet.

23.

Der edle Landrath.

Ganz von demselben Geiste der Gemeinnützigkeit beseelt, forderte der K. Pr. Landrath des Havellandes, Herr v. Itzenplitz, den Kreis- und Stadtphysikus, Herrn Dr. Meier zu Rathenow, auf, für den gemeinen Mann in dieser Gegend eine Anweisung zu verfassen, wie der jetzt so mörderischen Wuth des Scharlach-Fie-

bers Einhalt gethan, und ihre Gefahr da, wo die Krankheit selbst schon Statt hat, oder sich noch verbreiten möchte, vermindert werden könne. Der genannte Arzt, dem jede Gelegenheit, zum Gesammt-Wohl der menschlichen Gesellschaft ein Scherflein beyzutragen, immer herzlich willkommen ist — schrieb sogleich einen vollständigen gemeinverständlichen

„Unterricht vom Verhalten beym „Scharlach-Fieber,“

den der Landrath drucken, in seinem glücklichen Wirkungs-Kreise überall hin verbreiten und unentgeltlich austheilen ließ. Welch ein seliges Bewußtseyn muß es gewähren, die Veranlassung zu seyn, daß so manches Menschenleben gerettet wird.

So flößet der Adel dem Bürgerlichen jedes Standes wahre Hochachtung und innige Verehrung ein; so documentirt er, unvergänglicher als auf Adelsbriefen, seine Würde und seine anerkannten Vorzüge vor Allen, die ihm an edler, gemeinnützlicher Thätigkeit nicht gleich kommen!!

24.

Ein seltener Vaterlands-Tod.

Die Stadt Sempach im Canton Lucern wurde von dem Herzoge Leopold von Oesterreich mit einem Heer, welches aus 4000 Mann, alle von Adel nnd zu Pferde, bestand, angegriffen. Die Anzahl der zur Hülfe herbey geeilten Schweizer belief sich nicht über 1400 Streiter, die ohne Harnisch, und bloß mit breiten Schlachtschwerdtern bewaffnet waren. Die Oesterreicher waren von den Pferden abgestiegen, bildeten ein Viereck, und jeder Ritter mit seinem Schilde bedeckt, hielt seinen achtzehn Schuhe langen Spieß in gerader Richtung vorwärts, so daß jeder Anlauf der Schweizer, die in zugespitzter keilförmiger Ordnung den Berg herabstürzten, durchaus unmöglich gemacht wurde. Hier standen nun die armen Schweizer, deren Versuche alle fruchtlos waren, und die das Heer Leopolds, welches seine bisherige Stellung änderte, gänzlich einzuschließen drohete. Sechzig waren bereits Schlachtopfer geworden, und die übrigen erwarteten einen gleich schimpflichen Tod, als auf einmal Arnold von

Winkelried, ein Ritter aus einem alten Geschlechte, wie ein Gott aus den Reihen hervortrat, und — die Sache auf einmal entschied.

„Ich bahne euch,“ schrie er seinen Brüdern zu, „einen Weg durch die Spieße der Feinde. — Sorgt für mein Weib und meine Kinder! Vergeßt nicht Arnold von Winkelried! — und nun — auf! auf mir nach!“

In diesem Augenblicke flog er auf die feindlichen Speere los, umfaßte derselben so viele, als seine ausgespannten Arme erreichen konnten, nun stürzte er mit Ungestüm in die Spieße hinein, drückte sie hierauf mit seinem schweren Körper zu Boden für's Vaterland. Denn nun stürzten die erstaunten Schweizer zu hunderten über seinen Leichnam in die gemachte Oeffnung hinein, das Heer der Oesterreicher wurde zertrennt, zuerst in Unordnung gebracht, und dann — gänzlich geschlagen.

25.

Der ehrliche Invalide.

Der Pächter E. in Z. hatte, nach einem Verkaufe in der nahen Stadt, so viel starkes Getränk zu sich genommen, daß er auf dem Heimwege einschlief. Er hatte die gefüllte Geldkatze vor sich auf dem Wagen liegen, war ohne Begleiter und fuhr selbst. Die Pferde gingen ihren Weg ruhig fort, verwickelten sich aber in ein Gebüsch. Hier traf ihn, fest schlafend, der Invalide Wenzel aus Beerwalde in Hinterpommern, welcher umherzog und sich Allmosen erbat. Die Geldkatze lag ganz unbedeckt und frey da; kein Mensch war Zeuge von dem, was jetzt geschehen konnte, und geschehen seyn würde, wäre Wenzel weniger Christ und ehrlicher Mann gewesen, als er wirklich war.

„Gott sieht's, wenn ich jetzt, von Menschen unbemerkt, ein Schurke werde.“ — Dieß war der christliche Gedanke, der dem dürftigen Invaliden Kraft und Stärke verlieh, ein Biedermann zu bleiben, wie er so lange gewesen war. Er erweckte den sorglosen Schläfer,

machte ihn auf das schlecht bewahrte Geld aufmerksam, und ging ruhig und mit sich selbst zufrieden seinen Weg ruhig fort. Ein gewöhnliches Almosen war alles, was er von dem dankbaren Pächter annehmen wollte.

26.

Rudolph von Habsburg.

a.

Kaiser Rudolph von Habsburg — ein Name, der einmal von der Natur dazu bestimmt gewesen zu seyn scheint, zu jeder Tugend, zu jedem Vorzuge, der den menschlichen Geist zieren kann, ein Beyspiel zu liefern — hielt einst einen Reichstag zu Nürnberg. Unter andern meldete sich bey ihm ein Kaufmann, mit der Anzeige, daß er seinem Wirthe, einem Nürnbergischen Bürger, einen ledernen Beutel mit 200 Mark Silber aufzuheben gegeben habe, welchen Geld-Empfang dieser nun ableugne. Der Kaufmann hatte weder Zeugen noch sonst einen Beweis für seine Be-

hauptung; doch beschrieb er den Beutel so umständlich und genau, daß der Kaiser an der Wahrheit seines Vorgebens nicht länger zweifelte. Rudolph, dessen ganze Seele sich bey dem geringsten Gedanken einer Ungerechtigkeit empörte, wurde um so mehr gegen den Bürger aufgebracht, da dieser ein reicher und angesehener Mann war. Er beschloß daher, sein Möglichstes zu thun, um den Bürger entweder zum Geständniß zu bringen, oder sonst zu überführen. Er dachte in dieser Rücksicht noch strenger, als Maximilian I., der, ob er gleich den Landfrieden zuerst zu einer dauerhaften Consistenz brachte, und das Lob eines edlen und gerechten Mannes in allem Betrachte verdient; dennoch so sehr Liebhaber des Ritterwesens war, daß er einst einem Kaufmanne, den einige Ritter geplündert hatten, die unfreundliche Antwort gab: „Wie ist's? Wenn ein Kaufmann einen Pfef„fersack verliert, thät' es Noth, daß man „gleich das ganze Reich aufböte. Wenn aber „große Händel vorseyn, an denen kaiserlicher „Majestät und dem ganzen Reiche gelegen, da „will Niemand einen Finger regen."

Rudolph sann eifrig auf Mittel, den Beklagten zu überführen. Von ungefähr traf es sich, daß auch die Stadt Nürnberg, wegen einer gewissen Angelegenheit, eine De-

putation an den Kaiser sandte, und daß eben der verklagte Bürger unter den Abgesandten war. Der Kaiser fing nach seiner Gewohnheit ein freundliches Gespräch mit den Deputirten an, und schwatzte über dieses und jenes. Wie von ungefähr trat er unter andern zu dem beklagten Bürger, und sprach: „Höre Freund, „du hast einen hübschen Hut; er gefällt mir, „ich dächte, wir tauschten.“ Der Bürger, welcher die Laune des Kaisers kannte, und froh war, ihn so freundlich zu sehen, ließ sich dieses nicht zweymal sagen, und der Tausch wurde unter Lächeln der übrigen Deputirten vollzogen.

Jetzt ließ Rudolph sie sämmtlich abtreten, als ob er über ihren Antrag mit sich selbst zu Rathe gehen wolle; unterdessen rief er aber einen andern Bürger zu sich in's Gemach, überreichte ihm den tauschweise erhaltenen Hut, nannte ihm den Namen des gewesenen Eigenthümers mit der Eröffnung, daß dieser so eben eine gewisse Summe Geldes nöthig habe, und befahl ihm, in das Haus des Bürgers zu gehen, um sich von dessen Frau einen gewissen ledernen Beutel, den er umständlich beschrieb, geben zu lassen.

Die Sache ging glücklich von Statten. Die Frau erkannte den Hut ihres Eheherrn, und

bald erschien der abgeschickte Bürger mit dem beschriebenen Beutel wieder beym Kaiser. Unterdessen hatte dieser auch den Kaufmann holen lassen. Als alles in Bereitschaft war, ließ er die Deputirten wieder vorrufen, gab ihnen seine Resolution, und zugleich wurde, wie von ungefähr, der vorhin erwähnte Kaufmann gemeldet, und ohne Verzug vorgelassen. Dieser wiederholte seine Klage, und der Bürger leugnete hartnäckig. Rudolph redete diesem lange zu, die That einzugestehen, wenn er sie wirklich begangen habe. Aber jemehr jener ermahnte, desto hartnäckiger leugnete dieser; ja er ging endlich so weit, daß er seine Unschuld beschwor, und den Kläger als einen Mann schilderte, der zuweilen nicht recht bey Sinne sey.

Nun hatte das gütliche Zureden des Kaisers ein Ende; Er öffnete eine Seitenthür; ein Diener brachte den beschriebenen Beutel, und legte ihn nebst den Hut des Bürgers vor diesem nieder, und brachte zugleich einen Gruß von dessen Frau. Jetzt verließ den Beklagten seine Hartnäckigkeit, er warf sich dem Kaiser zu Füßen, gestand sein Verbrechen und bat um Gnade. Rudolph gab dem Kaufmanne sein Geld, das noch unversehrt war, zurück, und dictirte dem Bürger eine angemessene Strafe.

Dieß war einer von den wenigen Processen, wo der Kläger seine Forderung bis auf den letzten Heller wieder erhielt, ohne daß nur ein einziger für Judicialien und Extrajudicialien aufgegangen wäre.

b.

Rudolph von Habsburg, dieser Abgott des Volks, das er beherrschte, diese Geißel der kleinen Despoten, und Freund jedes Rechtschaffenen, war ganz das Ideal eines ächten Deutschen Ritters. Als Krieger, als Regent, als Heerführer hätte er eher als Achill, einen Homer, eben so gut als Tankred einen Tasso verdient. Sein Edelmuth und Biedersinn war zum Sprüchworte geworden, und von einem Manne, dessen Rechtschaffenheit nicht die erprobteste war, sagte man: „der hat Rudolphs Redlichkeit nicht.“ Von seiner persönlichen Tapferkeit enthalten die häufigen Fehden, die er gegen die mächtigsten Schweizerischen Familien immer glücklich durchfocht, häufige Beweise. Er machte sich dadurch, ob er gleich an Macht vielen andern Häusern in der Schweiz weit nachstand, doch zum gefürchtetsten Ritter im ganzen Lande. Von seiner thätigen Gerechtigkeits-Liebe zeugen

unter andern seine Bemühungen für die Errichtung eines so nöthigen Landfriedens, die für die traurigsten Umstände, in welchen sich Deutschland in dieser Rücksicht damals befand, immer sehr bedeutend waren. Er brachte wirklich in Franken, in Schwaben, im Elsaß und am Rhein einen Landfrieden auf fünf Jahre zu Stande. Die Menge der Raubschlösser, diese Hyder, die unaufhörlich die keimende Wurzel des Wohlstandes der Nation benagte, erlitt durch ihn eine gewaltige und heilsame Reduction. Die Landstraßen wurden sicher und der gewerbetreibende Bürger durfte nicht mehr hinter jedem Strauche einen adelichen Räuber fürchten. Ruhig konnte er jetzt an den Trümmern öder Vesten vorüberziehen, aus welchen vorher Ritter, deren Gewerbe, Sattel und Stegreif, deren Handwerkszeug eine gute Kolbe, ein tüchtiges Schwerdt waren, jeden Reisenden beunruhigten.

Seine Regenten-Klugheit erscheint, vieler andern Beyspiele nicht zu gedenken, schon dadurch in dem hellsten Lichte, daß er zuerst unter den deutschen Kaisern die große und heilsame Wahrheit einsah, daß die Krone von Deutschland, und die, von Italien, Dinge seyn, die sich nie vereinigen lassen würden, und daß er sich in dieser Rücksicht ganz seinem

Vaterlande widmete, und vielen seiner Rechte in Italien, die ohnehin niemals mit Wirkung geltend gemacht werden konnten, gegen erhebliche Entschädigungen gänzlich entsagte. Die dadurch erlangten Vortheile wandte er zum Besten des Reichs an. So ließ er z. B. die dem Reiche mehr schädlichen als nützlichen Ansprüche auf Lucca gegen Erlegung von zwölftausend, die, auf Florenz, für sechstausend Ducaten gänzlich fallen.

Leider hatten seine Vorfahren auf dem Throne diesen hohen Posten immer nur deswegen bestiegen, weil er ihnen die Aussicht auf die Oberherrschaft von Italien gewährte; immer hatten sie die Deutsche Krone nur als Mittel angesehen, sich auch die Römische zu verschaffen. Rudolph schränkte sich auf Deutschland ein, und die Folgen dieses Entschlusses zeigten, wie nöthig und den Umständen angemessen er war.

Von seinem Edelmuthe zeugt unter andern die Bereitwilligkeit, mit der er vielen Rittern, welche er in frühern Zeiten befehdet hatte, nachher ihren erlittenen Schaden vergütete. — Eine gewisse Einfalt der Sitten, immer die Begleiterinn ächter Größe, war ihm vorzüglich eigen. Hier nur einen Zug von dieser seiner Größe:

c.

Im Jahre 1267. wurde er, nebst mehrern Rittern, in eine Fehde mit der Stadt Basel verwickelt. Der Bischof daselbst war sein alter Feind, jetzt stand auch die ganze Bürgerschaft gegen ihn auf. Mit dem Abte Berthold zu St. Gallen führte er ebenfalls schon seit einiger Zeit Krieg. Der Abt verlangte nämlich wegen einiger Güter, die Rudolph von seinem Vetter, Grafen Herrmann von Kyburg, geerbt hatte, und die nach des Abtes Behauptung Krummstabs Lehen wären, von Rudolphen die Huldigung. Rudolph hatte diese verweigert und die Sache kam zur offnen Fehde.

Jetzt kam Rudolph, durch die neuerlichen Vorfälle mit Basel, zwischen zwey Feuer. Als er die Nachricht von dem neuen Kriege hörte, sprach er: „Wer zwey Kriege auf dem „Halse hat, soll den einen richten lassen und „Friede machen, und den andern männlich „ausführen.“ Sein Entschluß war gefaßt.

Aber Berthold lag mit seinen Leuten zu Wyl. Rudolph machte sich, bloß von zwey Knechten begleitet, auf den Weg, und ritt, um den Leuten des Abtes nicht in die Hände zu fallen, durch einen Umweg nach Wyl. Der Abt saß eben beym Abendessen, als

Rudolph anlangte. Dieser ließ jetzt hinein sagen: Graf Rudolph sey da und wollte mit dem Abte sprechen. Der Abt erschrack gewaltig, als er diesen Namen hörte. Denn man hatte schon mehr Beyspiele, deß der Habsburger mit seinen Leuten oft plötzlich da erschienen war, wo man sich seiner am wenigsten versah, und daß er manche Fehde durch dergleichen rasche Kriegs-Kunst-Griffe in der Geburt erstickt hatte. Als jedoch der Abt hörte, daß Rudolph nur in Begleitung zweyer Reuter da sey, ließ er ihn herein kommen.

Rudolph trat allein und unbefangen in das Gemach, ging auf den Abt zu und sprach: „Herr von St. Gallen, wir haben einen Steit „zusammen gehabt; darum bin ich zu Euch ge„kommen, mich mit Euch zu versöhnen. War„um ich eine Fehde gegen Euch gehabt, das „ist Euch wohl bekannt. Das wollen wir nun auf geschworne Räthe ankommen lassen.“

Der Abt war außerordentlich überrascht. Rudolphs Vertrauen auf seine gute Sache, seine Bereitwilligkeit den Forderungen des Gegners Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sein Blick, sein Anstand, seine Worte, der edle Charakter, welcher aus alle dem hervorleuchtete, diese sichtbare persönliche Ueberlegung erschütterte den Abt durch und durch. Zugleich

schmeichelte ihm Rudolphs edles Zutrauen, da er sich so ganz unbewaffnet der Großmuth seines Feindes überließ.

Er umarmte seinen bisher gefürchteten Gegner; beyde schieden als Freunde, und der Abt noch mit der innigsten, tiefsten Ehrfurcht gegen den Habsburger. Ihre Zwistigkeiten wurden nun um so geschwinder beygelegt, da Rudolph jetzt Bertholds ganzes Herz besaß. Des Abts Freundschaft ging so weit, daß er sich jetzt mit Rudolphen verband und gegen die Stadt Basel gemeinschaftliche Sache mit ihm machte.

So endigte sich durch eine That, für die nur wahrhaft große Seelen Sinn haben, eine weit aussehende Fehde, und zwey edle Männer, die bisher sich verkannt und einander hitzig verfolgt hatten, wurden die aufrichtigsten Freunde.

d.

König Ottokar von Böhmen führte einst mit Kaiser Rudolph von Habsburg einen hartnäckigen Krieg. Ottokar kannte den persönlichen Werth seines Gegners, und wußte, daß er allein so viel galt, als ein Heer. Um ihn daher los zu werden, war er unedel genug, mit einem seiner Ritter, der ein starker, tapfrer Kämpe und dabey ein kühner Wiegand war, in Unterhandlungen zu treten,

und ihm eine große Summe Geldes zu versprechen, wenn er entweder Rudolphen selbst erlegen, oder wenigstens sein Roß unter ihm umbringen würde.

Der Ritter nahm den Antrag an. In der nächsten Schlacht hieb er sich glücklich zum Kaiser durch, und führte einen so gewaltigen Streich auf ihn, daß Rudolph vom Gaule sank. Nun stach der Ritter auch das Pferd nieder, um sein Versprechen in seinem ganzen Umfange zu erfüllen. Indessen drangen Rudolphs Ritter herbey, der Kaiser selbst wurde auf ein anderes Pferd gebracht, der verwegene Böhmische Ritter aber von Rudolphs Reisigen gefangen. Er wurde nach dem Treffen vor den Kaiser geführt. Unterdessen waren die Bewegungs-Gründe seiner Handlung bekannt geworden, und jedermann glaubte, daß Rudolph ihn des Lebens für verlustig erklären, oder wenigstens sonst hart bestrafen würde. Allein er entließ ihn mit den Worten: „Es wäre ja ein „unersetzlicher Schade für den Staat, wenn „ein so tapfrer Ritter sein Leben so früh verlieren sollte.“

27.

Der edle Gutsherr in Pommern.

Der H. von W. zu G. giebt jährlich aus seiner Tasche einem jeden seiner armen Einwohner einige Thaler, wobey immer auf Unfähigkeit zur Arbeit, auf Kinder, welche die Eltern unterstützen können, oder von ihnen ernährt werden müssen, auf die Aufführung der Armen ꝛc., Rücksicht genommen wird. Der Prediger W. muß über alles berichten, der Pächter das Geld auszahlen und von der Pacht abrechnen. Jeder erhält 2, 3, 4, 5 Rthlr. und zuweilen noch mehr. Kinder, welche noch nichts verdienen können, werden besonders gerechnet. Auch der schlecht besoldete Schulhalter in einem seiner Dörfer erhält jährlich ein bestimmtes Gehalt aus der Tasche der Herrschaft. Das Ganze der Unterstützung beläuft sich alljährlich auf eine bedeutende Summe.

Herr von W. hat zwar viele Dörfer und beträchtliche Einnahme, aber auch eine starke Familie.

Für die künftigen Wittwen seiner Prediger sorgte der edle Patron nicht minder gütig. Er legte unter anden dem Wittwenhause noch einen ansehnlichen und fruchtbaren Garten bey, weil die Prediger-Wittwe, die bisher von dem Guts-Pächter jährlich einen Garten miethen und diesem dafür die Magd zum Schaarwerke schiken mußte, von dieser unschicklichen Zwangs-Last frey seyn sollte.

28.

Mund, ein ächter Sachse.

Joh. Chr. Mund, jetzt bereits ein betagter Fischer und Holzhändler zu Weißenfels, ist Patriot im ehrenvollsten Sinne dieses Worts. Bey der letzten Ueberschwemmung des Saalstroms im Frühjahr 1799 gab er seine eigene Wohnung und seine Habe preis, bestieg mit jugendlichem Muthe seinen Kahn und rettete, ohne Rücksicht auf eigene Lebensgefahr, das Leben vieler Menschen. Daß diese Handlung des braven Mund nicht die Wirkung

eines ſchnell entſtehenden, aber bald wieder verfliegenden Mitleidens, ſondern Sache ſeines rechtſchaffenen Herzens war, beweiſet ſein ganzes Leben. Von jeher hat Mund ächt patriotiſch gehandelt. Bey allen Waſſerfluthen, die die Saale verurſachte, war er immer als thätiger Retter bey der Hand; beym letzten großen Brande zu Weißenfels bewies er ſich als einen muthigen Helfer und in der großen Kälte des Jahres 1799, wo durchaus Mangel an Brennholz war, ließ er unter ſeinem Holzvorrathe die ſchönſten und ſtärkſten Baumſtämme zerſchneiden, um den Armen für einen ſehr leidlichen Preis Holz liefern zu können.

Dieſer edle Bürgerfreund war bisher in der Stadt Weißenfels nicht Bürger. Der Magiſtrat der Stadt glaubte daher, daß keine Belohnung ſeiner Rechtſchaffenheit paſſender für ihn ſey, als das Bürgerrecht, welches ihm nun auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe unentgeltlich ertheilt ward.

29.

Landesherrliche Sorgfalt.

8.

Zu Wernigerode erschien folgendes sehr nachahmungswürdige landesherrliche Verbot des Verkaufs sittenverderblicher Volks-Schriften:

1) „Der Verkauf und die Verbreitung unsittlicher, unzüchtiger, Dummheit, Schwärmerey und Aberglauben nährender Lieder, Historien, Liebes-, Mord- und Wundergeschichten, Abentheuer, Planetenbücher, Wahrsagereyen und dergleichen wird in der Grafschaft Wernigerode als betrügerisch, volksverführerisch und sittenverderblich verboten;

2) In hiesiger Druckerey sollen dergleichen bey Zehn Thaler Strafe nicht gedruckt und ausgegeben werden;

3) Kein Buchbinder darf damit einen Handel treiben. Die Polizey visitirt sofort die Läden der Buchbinder, und was sich darin vorfinden möchte, wird zum erstenmal mit

Er-

Erſtattung des Preiſes, künftig aber mit Confiscation und Drey Thalern Strafe weggenommen.

4) Auf den Jahr- und Wochen-Märkten wird ein ſolcher Verkauf nicht geduldet, ſondern die giftvolle Waare gleich weggenommen.

5) Alle Hauſirer, Händler und Händlerinnen, welche dergleichen in der Grafſchaft verkaufen oder ausbieten, werden durch die Gerichtsdiener und Armenwächter angehalten, und dem Juſtitz-Amte überbracht, welches, nach geſchehener Prüfung, die ſchädliche Waare confiſcirt, und die Schuldigen, als Sittenverderber, gleich den Bettlern und Vagabonden, zur Correction auf 24 Stunden bis 14 Tage ins Arbeitshaus nimmt. Die Officianten erhalten für die Einbringung eben die Gebühren, als bey Einbringung der Bettler. Wenn aber, außer den dazu beſtellten Officianten, Jemand einen ſolchen Liederhändler oder eine Händlerinn anhält, und den Verkauf ihrer Waare verhindert: ſo erhält er eine Prämie von Einem bis Zwey Thaler.

6) Wenn ſich dergleichen Händler oder Händlerinnen mit ſolcher zum Verkauf und zur Verbreitung beſtimmten Waare auch nur in der Grafſchaft betreffen laſſen; ſo werden ſie damit angehalten, die Waare wird ihnen abgenommen,

dem Justiz-Amte übergeben, und nach geschehener Prüfung confiscirt, indem sie allezeit als ein der Menschheit schädliches Gift, sie werde verbreitet, wo sie wolle, zu betrachten ist. Dem Befinden nach wird dem schuldlosen Besitzer der Preis zur Entschädigung zugestanden.

7) Die Gast- und Herbergs-Wirthe sollen bey Drey Rthlrn. Strafe gehalten seyn, sofort die Ankunft solcher Lieder-Verkäufer der Policey zu melden, welche darauf unverzüglich die angemessene Verfügung trifft.

8) Schullehrer, welche dergleichen schädliche Lieder und Historien der Jugend aus den Händen entziehen können, erhalten den Preis derselben vergütet.

9) Alle dergleichen solchergestalt confiscirte und zusammengebrachte Waare wird von der Policey, im Beyseyn einiger Zeugen, mit Anzeichnung der Stückzahl jeder Art, verbrannt.

10) Damit aber auch für Jedermann die Gelegenheit befördert werde, sich durch gute Lieder und Gesänge zum Frohsinn zu erheitern, und gute Empfindungen lebhaft auszudrücken: so wird für Anschaffung anständig fröhlicher Lieder und nützlicher angenehmer Geschich-

ten geſorgt, und zu deren zweckmäßiger Verbreitung Anlaß gegeben werden.

Die Policey-Behörden ſollen es ſich mit Ernſt angelegen ſeyn laſſen, dieſe Verordnung zur Ausführung zu bringen, und dadurch ein verderbliches Uebel zu verhindern; widrigenfalls ſie desfalls verantwortlich werden.

Wernigerode, den 26ſten April 1799.

C. F. Graf zu Stollberg.

b.

Nürnberger Verordnung wider den öffentlichen Verkauf unſittlicher Kupferblätter.

„Um dem ärgerlichen Unfuge zu ſteuern, welcher neuerlich mittelſt öffentlichen Verkaufs allerhand unſittlicher und ſkandalöſer Kupferſtiche getrieben wird, erachtet unterzeichnete Behörde es ihrer Pflicht gemäß, den Verkauf ſolcher unſittlichen und ſonſt anſtößigen Kupferblätter, welche nicht nur dem geſitteten Publicum zum Aergerniß gereichen, ſondern auch beſonders auf die Jugend einen höchſt nachtheiligen Einfluß haben, es ſey in welcher Geſtalt es wolle, hiermit durchaus und ſchlechterdings zu verbieten, und

wird daher jedermann, besonders Kupferhändler, Buchbinder und Colporteurs, ernstlich verwarnet, sich der Verfertigung und Verbreitung solcher Blätter, bey Vermeidung unnachsichtlicher Geld- oder Leibesstrafe, um so gewisser zu enthalten, als man von nun an auf dieselben ein besonderes Augenmerk richten wird."

Nürnberg, den 23sten April 1801.

Policey-Departement.

Das Gute, sagt man im Sprichwort, kömmt nie zu spät. Aber obiges Mandat kam doch gewiß zu spät. Ganzer acht Wochen lang waren die industriösen Sudler hier und in F. rastlos beschäftiget, die abscheulichsten Producte ins Publicum zu bringen, das für einige Kreuzer oder Groschen mit Heißhunger darnach griff. Man zählt bereits — wer sollte es glauben? — neun und sechzig solcher theils witzloser, theils äußerst unflätiger Vorstellungen, die alle auf die französische Einquartirung Bezug haben, und die man, so sehr auch auf den Kanzeln und in allen guten Gesellschaften dawider geeifert ward, bis jetzt öffentlich, selbst auf dem Rathhause, feil trug, und auf eigenen Plätzen an verschiedenen Orten der Stadt ungescheut verkaufte, wo die Gaffer Stunden lang weilten.

Mußte denn das ſitten- und ehrloſe Betragen ſo mancher Wittwen und Gattinnen, ſo mancher adelichen und leoniſchen Fräulein, ſo mancher Jungfern und Mägde in der Einquartirungs-Periode, durch ſolche Denkmale auch im Auslande bekannt, auch auf die Nachwelt fortgepflanzt werden? —

IV.

Patriotiſche Litteratur.

5.

Meine Todſünden und einige andere von minderem Belange. Ein Roman in drey Büchern. Pirna, bey Arnold und Pinther 1799. 1 Rthlr. 12 Gr.

„Des Verfaſſers beyfallswürdiger Zweck iſt, die Gefahren aller gewaltſamen Revolutionen anſchaulich zu machen. Dieß thut er, indem er einen gutmüthigen Menſchen durch alle Stürme der Franzöſiſchen Revolution durch, bis nach Cayenne, führt. Dieſer Zweck iſt vollkommen erreicht; und wer nach einer ſolchen Lectüre noch eine gewaltſame Revolution wünſchen kann, verdient in der That, eine zu erleben, um — klüger durch Schaden zu werden.“

6.

J. L. Ewalds Ideen zur Aufregung des Gemeingeistes. Berlin, 1801.

Die beste Empfehlung dieses schönen Werkes ist eine Probestelle aus demselben; und zwar die erste die beste, wie der Zufall sie dem Blicke darbietet; denn fast Alles entspricht der Tendenz dieses Archivs: „Wenn auch von dem Gemeingeiste keine äußeren Vortheile sichtbar, oder zu erwarten wären; so hält sich doch der sittliche Mensch, schon als solcher, dazu verpflichtet. Weder jener große leicht und allgemein anwendbare Grundsatz des erhabensten Religionslehrers: „Alles, was Ihr wollt, daß man Euch thue, das thut auch Andern — noch jener andere: Handele so, daß du wollen kannst, daß die Maxime, nach der du handelst, allgemeines Gesetz werde“ — wird befolgt, kann befolgt werden, ohne Gemeingeist. Beyde Grundsätze setzen Gemeingeist voraus, führen auf Gemeingeist hin. Wer bloß an sich denkt, für sich sorgt, der bekümmert sich weder um das, was der Andere wünscht und erwartet, noch um das,

was Gesetz für Alle werden könnte und seyn sollte. — Der sittliche Mensch, als solcher, sieht nicht auf die Folgen, die seine Handlungen haben könnten, und wahrscheinlich haben werden; er sieht bloß darauf, daß ihm etwas Pflicht ist. Diese Pflicht zu erfüllen, ist sein Wille, sein einziger Zweck, in sofern es allein auf ihn ankommt. Freylich glaubt er auch an eine von dem Schöpfer der Welt und der Sittlichkeit so eingerichtete Weltordnung, nach welcher jeder sittlich gute Wille, jede Pflicht-Erfüllung aus Pflicht-Gefühl, nothwendig gute Folgen haben werde in der sittlichen Welt. Aber da er auch bis zur höchsten Ueberzeugung weiß, daß keine dieser guten Folgen allein von ihm, daß sie eigentlich von keinem Menschen allein, sondern von einer höhern Gewalt abhängt; so ist er auch um diese guten Folgen, um ihre frühere oder spätere Sichtbarkeit, unbesorgt. Rein und ganz seine Pflicht zu thun, das ist seine Sache, für die er zu sorgen hat. Den Erfolg herbey zu führen, ist die Sache eines Höheren, dem er es auch ruhig überlassen kann. Er wählt reinen Samen, bearbeitet und besäet das Land sorgsam, aber wie es wächst und reift, wie die Erndte ausfällt, das ist außer seiner Gewalt. Er erwartet eine Erndte, weil er an die höhere Naturkraft glaubt,

ob er gleich weiter nichts dazu thun kann. Er glaubt, daß eher tausend gute Samenkörner in dem besten Lande leblos vermodern können, ehe eine Einzige sittliche Handlung, aus Pflichtgefühl gethan, ohne gute Folgen bleiben kann, wie lange auch diese guten Folgen unsichtbar bleiben mögen. — Daß unser guter Wille an und durch sich selbst Folgen haben müsse, wissen wir schon in diesem Leben, denn die höchste Vernunft kann nichts zweckloses gebieten; welches aber diese Folgen seyen, ja, wie es nur möglich sey, daß ein bloßer Wille etwas wirken könne, darüber können wir auch nicht einmal etwas denken, so lange wir noch in dieser materiellen Welt befangen sind; und es ist Weisheit, eine Erforschung, von der wir schon vorher wissen können, daß sie uns mißlingen werde, gar nicht zu unternehmen. In Rücksicht der Beschaffenheit dieser Folgen ist also das gegenwärtige Leben, in Beziehung auf ein künftiges, ein Leben im Glauben. Im künftigen Leben werden wir diese Folgen besitzen; denn: wir werden mit unserer Wirksamkeit von ihnen ausgehen, und auf sie fortbauen; dieses andere Leben wird also, in Beziehung auf die guten Folgen unsers guten Willens im gegenwärtigen, ein

Leben des Schauens seyn. — Das gegenwärtige Leben ist der Anfang unserer Existenz; es wird uns eine Ausstattung für dasselbe, und ein fester Boden in ihm, frey geschenkt. Das künftige ist die Fortsetzung dieser Existenz, für dasselbe müssen wir einen Anfang und einen bestimmten Standpunkt uns selbst erwerben."

Patriotiſche Gedichte.

2.

Preußen, das glücklichſte Land *).

(Mel. Freut euch des Lebens.)

Heil, Land der Freyheit,
Heil, Preußens Bürger, dir!
Wo iſt auf Erden
Ein Volk, wie Wir?

Einer.

Vor allen ſtrahlt im Fürſtenrath
Mit Himmelsglanz der Preußen Staat;
Kein Fürſt, kein Volk, kein Unterthan
Iſt glücklicher, als Wir.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. ſ. w.

*) Preußens Patrioten mögen dieß zum erſtenmal am 6ten Julius 1798 von Halberſtädtiſchen Vaterlandsfreunden geſungene Lied dankbar wiederholen, ſo oft die Rückkehr dieſes frohen Tages ſie vorzüglich lebhaft erinnert, daß ihnen der König aller Könige in Friedrich Wilhelm und Louiſen Geſchenke verlieh, deren hoher Werth in unſern kritiſchen Tagen ganz unſchätzbar iſt.

Der Herausg.

Einer.

Wo wär' in einem Königreich
Der König wohl dem Unsern gleich?
Wo herrscht ein Fürst so sanft und gut,
Als Friedrich Wilhelm herrscht?

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Heil uns! der Fürst auf Preußens Thron
Er schützt und ehrt Religion;
Sein großes edles Vorbild wirkt
Auf Hütten und Pallast.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Der Preußen edlen Nacken beugt
Kein Heuchler, der im Finstern schleicht;
Kein stolzer Fürsten-Machtspruch hemmt
Des Denkers kühnsten Flug.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Heil uns! der Brennen König ehrt,
Was seiner Völker Wohlfahrt mehrt,
Beschützet Kunst und Wissenschaft,
Und ist dem Künstler hold.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Der Tugend und der Wahrheit Freund,
Ehrt er den Mann, der's redlich meint,
Schätzt nicht nach Golde das Verdienst,
Nach Stamm und Wappen nicht.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Heil uns, nicht aus Eroberungs-Wuth
Vergießt er seiner Brennen Blut:
Doch schützt sein nie geschwächter Arm
Des Volkes freyen Herd.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Wo ist in einem Königreich
Der König, Friedrich Wilhelm gleich?
Wo ist ein Fürst geliebt, wie Er?
Ein Volk beglückt, wie Wir?

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Wo ist in einem Königreich
Die Königinn, Luisen gleich?
Wo prangt, wie hier, die Häuslichkeit
In Kron' und Diadem?

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Heil dir, geliebtes Vaterland,
Dein König geht an Engels-Hand,
Die trocknet ihm des Tages Schweiß
Am Abend von der Stirn.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Wo paart, wie hier, so schwesterlich
Mit Weisheit Sitten-Einfalt sich? —
Hier sitzt ein Vater auf dem Thron,
Wir, Kinder, stehn umher.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Drum jauchze laut mein Vaterland,
Dieß Königspaar hat Gott gesandt,
Es soll, zu seiner Menschen Heil,
Den Fürsten Muster seyn.

Chor.

Heil, Land der Freyheit, u. s. w.

Einer.

Heil König, Dir, wir schwören heut
Den wahrlich nicht gezwungnen Eid:
Längst schwur, dir ewig treu zu seyn,
Der Patrioten Herz!

Chor.

Heil, Land der Freyheit,
Heil, Preußens Bürger, Dir!
Wo ist auf Erden
Ein Volk, wie Wir?

VI.

Patriotiſche Stiftungen.

3.

Das Hoſpital für Unheilbare.

Guy, ein Buchhändler zu London, machte eine ſehr edle Anwendung des Segens ſeiner ausgebreiteten Handlung. Er ging im Jahre 1724 mit Tode ab, und vermachte im Teſtamente ſeinem Vaterlande die Summe von 200,000 Pfund Sterling (1,200,000 Rthlr.) zur Errichtung eines Hoſpitals für unheilbare Kranke. Aber der edle Menſchenfreund wartete nicht, bis etwa der kritiſche Zeitpunkt eintrat, wo die Reichen, weil ſie ihre Reichthümer und Schätze verlaſſen müſſen, zuweilen Gutes thun wollen. Er gab ſchon bey ſeinen Lebzeiten die Hälfte von ſeinem Vermögen zu dieſer Stiftung her, und genoß dafür das beſeligende Vergnügen, daß er mit eigenen Augen das Werk emporkommen, und eine große Anzahl unglücklicher Menſchen darin aufgenommen und verpflegt ſahe.

Der gute Mann ſagte dann oft, wenn er große Summen dazu herſchoß: ich will durchaus nicht, daß meine Anſtalt dem Publicum zur Laſt falle; ich habe ſie entworfen, und will ſie auch gehörig ausſtatten.

Sanft ruhe die Aſche dieſes Menſchenfreundes, deſſen Andenken ſeit mehr als 70 Jahren unzählige unglückliche Menſchen ſegnen, die durch ihn in ihrer ſchrecklichen Lage unterſtützt wurden und Linderung ihrer Qualen fanden!

O möchten auch im Deutſchen Vaterlande hier und da Menſchenfreunde auftreten und dieſem Beyſpiele folgen! Und wären auch die Privat-Perſonen mit Guy's Reichthümern hier viel ſeltener: kann man doch in einem viel wohlfeilern Lande auch mit minderem Aufwande menſchenfreundlicher Milde des Guten viel wirken.

4.

Die Königl. Schleſiſche Schul-Wittwen-Caſſe.

Eben ſind es eilf Jahre — ſchrieb der Prof. Schummel in Breslau im Jahre 1799 — als ich durch eins von jenen Ungefähren, aus denen ſich am erſten beweiſen läßt, daß Nichts

von

von Ungefähr ist, zur Stiftung der Schlesischen Schul-Wittwen-Casse veranlaßt wurde. Seit dieser Zeit habe ich, bloß aus der Milde meiner lieben Landsleute, mit der einen Hand gesammelt, und mit der andern ausgetheilt; doch immer mit dem Grundsatze, ein eisernes Capital zu erübrigen, von dem auch noch künftig, und lange nach meinem Tode, die Thränen mancher Schulwittwe getrocknet werden könnten. 3650 Rthlr. in Pfandbriefen sind für jetzt die Frucht dieser Ersparung; und wem etwa dieß für einen Zeitraum von 11 Jahren wenig dünkt, der werfe nur einen Blick auf die vielen andern Gegenstände der Barmherzigkeit, in welche sich das Schlesische Publicum zu theilen hat und wirklich theilt, und er wird jenes Capital nicht mehr klein finden. Aber Eins fehlte diesem Institute noch: die Genehmigung des Staats! Als Privatmann fing ich es an, ohne damals noch die Gesetze des Landes zu kennen; ich verließ mich auf meine, in den Schlesischen Provincialblättern *) abgelegte öffentliche Rechenschaft, bey der ich, nicht etwa nur Einen, sondern tausende von Lesern zu Controlleurs hatte; und selbst die Hochpreißl. Landes-Collegia, namentlich die beyden Oberamts-Regierungen zu Breslau und

*) Für welche auch diese Nachricht zunächst bestimmt war.

Glogau, mußten wohl von der Ehrlichkeit meiner Administration überzeugt seyn, indem sie mehrmals testamentarische Legate für die Schul-Wittwen-Casse confirmirten, und mir darüber die nöthigen Depeschen zuschickten. Damit hätte ich mich nun vollkommen begnügen können, und würde es auch, wenn ich nicht zufällig auf folgenden Paragraphen des Landrechts gestoßen wäre:

„Wer öffentliche Aussteuer- Wittwen- oder
„Sterbe-Cassen ohne ausdrückliche Ge-
„nehmigung des Staats errichtet, der soll den
„Interessenten ihre Einsätze zurückgeben“ ꝛc.

Diese ausdrückliche Genehmigung fehlte mir nun offenbar noch, ob ich gleich die stillschweigende bereits hatte; der Wunsch, diesem Institute auch noch nach meinem Tode Dauer und Festigkeit zu geben, kam dazu; und so wagte ich es, den 20sten October vorigen Jahres unmittelbar an S. K. Majestät zu schreiben, legte eine kurze Geschichte und Statistik der Schul-Wittwen-Casse bey, auch das letzte Stück der Provincialblätter, worin ich meine Rechenschaft abgelegt hatte, und noch eine Hochpreißl. Oberamtliche Confirmation eines Legats, und supplicirte demnächst um Allerhöchste ausdrückliche Bestätigung. Die Antwort des besten Königs blieb nicht lange aus; sie war vom 29sten desselben Monaths; allein ob sie mir

gleich unendliche Freude machte, so bin ich doch nun in Verlegenheit, sie öffentlich dem Publicum mitzutheilen. Ein Lob des Königs, eben weil es so äußerst anziehend ist, beschämt auch um so mehr, sobald man in der Moral von Kantischen Grundsätzen ausgeht, und auch das wirklich Gute dadurch für annullirt hält, wenn die Quelle desselben nichts als leidige Ruhmsucht war. Doch — ich bin jetzt in dem Falle, öffentlich Rechenschaft abzulegen, und das Privatschreiben des Königs gehört zu den Actenstücken; überdem hege ich die süße Hoffnung, daß der Beyfall des Königs der Sch. W. Casse neue Freunde und Wohlthäter erwecken wird; also mit Beyseitsetzung meiner Privat-Empfindungen. Hier ist die zur Sache gehörige Stelle:

„Wohlgelahrter lieber Getreuer. Ihr habt „Mir durch die unterm 20sten d. M. über„reichte Geschichte der von Euch gestifteten „Schul-Wittwen-Casse eine ungemeine Freude „gemacht, weil ich daraus Eure uneigennützi„gen, glücklichen Bemühungen zu einem so nütz„lichen Zweck kennen gelernt habe. Ich habe „Euch daher die gebetene Bestätigung Eurer „erwähnten Anstalt, ganz in der angetrage„nen Art, in einer Dato an den Chef-Prä„sidenten von Seidlitz erlassenen Ordre bewil„ligt, und werde Mir die Erweiterung dieser

„heilsamen Stiftung, bey vorkommenden „Gelegenheiten, zur Pflicht machen. Ich „verbleibe Euer gnädiger König.

Potsdam, den 29sten Oct. 1798.

Friedrich Wilhelm.“

Dieser erwähnten Ordre zu Folge schritt nun der Herr Chef-Präsident, Freyherr v. Seidlitz, zur Vollziehung selbst, und befahl mir, die Grundsätze dieses meines Instituts zu entwerfen und einzureichen. Nun hatte ich zwar bisher immer schon nach Grundsätzen gehandelt, wie sie mir der schlichte Menschenverstand und die Erfahrung von Zeit zu Zeit an die Hand gegeben hatten. Aber Grundsätze und Statuten zu entwerfen, die für alle Zeiten passen, und worin auf alle Fälle prospicirt ist, dahin reichte, ich gestehe es, meine unjuristische Einsicht nicht. Ich nahm daher einen Rechtsfreund zu Hülfe; und auch diesen ersten Entwurf nahm sich der Herr Chef-Präsident die preiswürdige Mühe, nochmals Satz für Satz mit mir durchzugehen, und in die Form zu schmelzen, wie er gegenwärtig ist. So ging dieser Aufsatz zur eigenhändigen Unterschrift des Königs ab; und gerade am Neujahrstage 1799, der mir dadurch doppelt feyerlich wurde, kam er mit dem erhabenen Namen Friedrich Wilhelm unterzeichnet, zurück. Der Raum, der in einem Archive für

ein einzelnes Fach da ist, kann nicht groß seyn; ich muß mich daher entschließen, die Einleitung wegzulassen; Kenner wissen ohnehin schon, was darin gesagt seyn kann, daß nämlich der „zum „Besten der schlesischen Schulwittwen gereichende „Entwurf in allen seinen Punkten und Clauseln „gültig, verbindlich und beständig seyn, fest und „unverbrüchlich gehalten, und dawider zu han„deln, auf keine Weise gestattet werden solle“ ꝛc. Aber die Grundsätze oder Statuten selbst muß ich dem Archive ganz einverleiben. Sie sind nicht nur die genaue Richtschnur für mich und meine Nachfolger, sondern vieles davon gehört unmittelbar für das Publicum; und ich habe dabey noch manches auf dem Herzen, was ich aber nicht in einzelnen Anmerkungen unter dem Text zerzetteln, sondern in einem Zusammenhange am Ende beyfügen will! Hier also zuerst die

Grundsätze für die Schlesische Schul-Wittwen-Casse.

I.

Zweck des Instituts.

§. 1. Der Zweck des Schlesischen Schul-Wittwen-Instituts ist kein anderer, als: bey dem notorischen Unvermögen der meisten Schulmänner, ihre Wittwen durch Hinterlassenschaft vor Mangel zu schützen, oder von einer auf

f. ſtgeſetzte Beyträge gegründeten Wittwen-Caſſe Gebrauch zu machen, bey der dann nach ihrem Tode nicht ſelten angehenden großen Wittwen-Noth, eben dieſen Wittwen aus einer ſichern Quelle eine, wenn auch geringe, aber zuverläſſige Unterſtützung zu verſchaffen.

II.

Fond des Inſtituts.

§. 2. Der Capitals-Fond der Schleſiſchen Schul-Wittwen-Caſſe war urſprünglich, und bleibt auch für die Zukunft die Wohlthätigkeit des Publicums, ſie äußere ſich nun in kleineren einmaligen oder wiederholten Beyträgen, oder in größern Schenkungen, Vermächtniſſen, Legaten ꝛc., aus welchen aber, auch ſelbſt den wohlthätigen Schulmännern, keine rechtliche Befugniß zu einer für eine hinterlaſſene Wittwe davon zu ziehenden Penſion erwächſt.

§. 3. Sollte der bis Term. Weihnachten 1798 aus 3650 Rthlrn. in Schleſ. Landſchaftl. Pfandbriefen und 28 Rthlrn. 19 Sgrn. 3 D'. baar beſtehende Capitals-Fond der Schul-Wittwen Caſſe in der Folge der Zeit mehr, ja über 10,000 Rthlr. anwachſen: ſo behält ſich der Stifter vor, wegen weiterer Erſtreckung dieſes Inſtituts, als auf Schul Wittwen, allerunterthänigſte Vorſchläge zu machen, wobey jedoch das Augenmerk immer auf den Schulſtand gerichtet bleiben, und das

Ganze nur allein für diesen eine Noth- und Hülfs-Casse seyn soll.

III.

Administration des Fonds.

§. 4. Die erste und vornehmste Sorge der Administration ist die Sicherung des Capitals.

§. 5. Unter allen Sicherungsarten behauptet das Landschaftliche Credit-System allein schon wegen der prompten Interessen-Erhebung den Vorzug.

§. 6. Die gegenwärtig bereits zur Schul-Wittwen-Casse eingezogenen Landschaftl. Pfandbriefe von 3650 Rthlr. werden außer Cours gesetzt, und zur Annahme an das Allerhöchst angewiesene Depositum offerirt; die Recognition derselben aber bleibt, zu prompter Einziehung der Zinsen, in den Händen des Stifters.

§. 7. Sobald die neueingegangenen baren Beyträge so weit angewachsen, daß davon ein neuer Pfandbrief von 100 Rthlrn. angelegt werden kann, so muß dieses auch unverzüglich geschehen, und dann weiter wie §. 6. verfahren werden.

VI.

Verwendung des Fonds.

§. 8. Das Capital ist unangreiflich; bloß die Zinsen sind zur institutmäßigen Verwendung bestimmt: folglich mit Weihnachten 1798 jähr-

lich 146 Rthlr. Was von diesen Zinsen dennoch übrig bleibt, geht zum neuen Capitale über.

§. 9. Der Gegenstand der Verwendung sind lediglich Schlesische Schulwittwen christlicher Religion, d. h. Wittwen öffentlicher Lehrer, die aus dem Unterrichte der Jugend ihr Hauptgeschäft gemacht haben, und darin gestorben sind. Auch Wittwen, deren Männer zwar Prediger waren, aber zugleich ein Schulamt bekleideten, sind hierunter eingeschlossen.

§. 10. Nicht minder bleibt der Administration anheim gestellt, den, von einem verwitweten Schulmanne hinterlassenen hülflosen Kindern, Ein für allemal ein Geschenk zu accordiren.

§. 11. Uebrigens ist kein Unterschied weder zwischen den Schulwittwen der verschiedenen christlichen Religionsparteyen, noch zwischen Stadt- und Land-Schulwittwen.

§. 12. So wie keine Schulwittwe durch die etwanigen Beyträge ihres verstorbenen Mannes einen rechtlichen Anspruch auf eine Pension erhält, so verliert auch keine Schulwittwe, deren Mann zur Schulwittwen-Casse nichts beygetragen, die Freyheit, auf Unterstützung anzutragen, und hat sie, nach Vermögen der Casse, die möglichste Rücksicht auf ihr Gesuch zu gewärtigen.

§. 13. Jede Schulwittwe muß sich mit beglaubten, obrigkeitlichen und beichtväterlichen Zeugnissen über ihre Armuth ausweisen.

§. 14. Jede recipirte Schulwittwe bekommt von der Administration einen Receptionsschein nach folgendem Formulare: „Die Schulwittwe „N. N. in N. N. erhält hiermit von der Schul„wittwen-Casse auf jährlich N. N. Rthlr., die „sie in 2 Ratis, Johannis und Weihnachten, „gegen eigenhändige Quitung, und jedesmalige „Ausweisung ihrer fortdauernden Wittwenschaft „und Armuth, auch Tragung der Uebersen„dungskosten, zu heben hat.“

§. 15. Die Bestimmung des Quantums für eine jede Wittwe hängt lediglich von dem Gutbefinden der Administration ab; doch wird vor der Hand, und bis der Fond nicht wenigstens zu 6000 Rthlr. angewachsen, die stärkste Rata auf 12 Rthlr. jährlich bestimmt.

§. 16. Eben so wird die Administration möglichste Rücksicht auf Alter und Schwachheit, Krankheit, und besonders auf unmündige, der mütterlichen Pflege noch bedürfende Kinder und deren Anzahl zu nehmen haben, um darnach das Mehr oder Weniger der Wittwen-Rata zu bestimmen.

§. 17. Nicht bloß Ableben und Heirath, sondern jede Versorgung einer Schulwittwe, die sie über Nahrungskummer hinaussetzt, beendigt ihren Pensionsgenuß; wie denn auch jede sich erweislich schlecht aufführende Person sofort von dem Genusse ausgeschlossen wird.

§. 18. Alle Parteylichkeit für oder wider eine Schulwittwe muß von der Administration fern seyn! Bloß die Armuth und der Grad derselben muß sie zum Geben, und bloß der Mangel der Casse zur Anwartschafts-Ertheilung bestimmen.

§. 19. Die gesammte Administration und Verwendung bleibt Lebenslang in den Händen des Stifters. Nach seinem Tode wird das Breslauische Magistrats-Collegium der höhern, den Schulen vorgesetzten Behörde Anzeige thun, und als Patronus der beyden Gymnasien, Elisabeth und Maria Magdalena, aus den Professoren und Lehrern derselben, drey verheirathete oder verheirathet gewesene, im Rufe der Rechtschaffenheit stehende Subjecte vorschlagen, aus welchen dann höhern Orts eines ernannt, gegen einen simpeln Handschlag, mit Verweisung auf die Statuten, zum neuen Administrator verpflichtet, und ihm die von dem Verstorbenen hinterlassenen, zur Schulwittwen-Casse gehörigen Documente, Rechnungen, barer Bestand ꝛc. überliefert werden.

§. 20. In Rücksicht, daß nach §. 7. der Administrator verpflichtet ist, sobald die baren Beyträge auf 100 Rthlr. angewachsen, sie in einen Pfandbrief anzulegen, leistet er keine Caution; bezieht aber auch keinen Sold irgend einer Art. Er hat vielmehr dahin zu sehen, daß dem Institute die möglichst wenigen Kosten gemacht

und angerechnet werden, welche überdieß nur in baren, das Ganze des Justituts betreffenden Auslagen bestehen können.

§. 21. Der gegenwärtige, so wie der künftige Administrator setzt nicht nur die öffentlich gedruckte Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe in den Schlesischen Provincialblättern oder einem andern gedruckten Blatte jährlich fort, sondern legt auch höheren Behörden jährlich eine specielle Berechnung zu weiterer Verfügung vor. Zugleich haftet er mit seinem Vermögen für die der Schulwittwen-Casse zugehörigen baren Bestandsgelder, nach den in den Gesetzen den milden Stiftungen eingeräumten Vorzugsrechten.

So weit der Text, und nun mein kleiner Commentar. Ueber den Zweck des Instituts habe ich nichts hinzuzufügen: aber über den Fond! Von Herzen gönne ich allen Wittwen-Cassen auf der weiten Erde ihre Einsatz-Capitale und bestimmten Beyträge; sie sind ein vortreffliches, der Erleuchtung unserer Zeiten Ehre bringendes Mittel, den Wittwenstand gegen Noth und Elend zu schützen: aber auf dieses Mittel kann ich mich aus einer Menge von Gründen nicht einlassen. Einmal will ich schon bestehenden Instituten der Art nicht in den Weg treten! Zweytens gehört dazu ein Calcül, der weit über

meine Kräfte reicht, um weder der Casse noch den Percipienten zu nahe zu treten! Drittens aber, und vornehmlich, hat nicht ein freywilliger Fond unbedingt den Vorzug vor jedem nicht freywilligen? Dieser ist ein Gegenstand der Speculation, und gehört in das Gebiet der Klugheit: bey jenem ist nicht nur eigentliche Tugend möglich, sondern auch offenbar wirklich! Wäre, wie mancher finstere Misanthrop wähnt, keine Tugend mehr auf Erden, so gehörte ich mit meinem Fond in die Reihe der, vielleicht gutmüthigen, aber thörichten Projectmacher: aber meine eilfjährige Erfahrung hat mich bereits hinlänglich belehrt, nicht nur, daß es überhaupt noch genug wohlthätige Seelen, und vielleicht in Schlesien mehr als irgendwo giebt, sondern daß auch unter diesen Seelen mehrere für die Schulwittwen-Noth insbesondere Sinn und Gefühl haben! Noch als Privatmann erhielt ich aus Glogau ein Legat von 300 Rthlrn. und bekam eine Bibliothek geschenkt, deren Verkauf fast eben so viel einbrachte. Sollte ich nicht als nunmehriger, vom Könige allergnädigst confirmirter Administrator der Schlesischen Schul-Wittwen-Casse, (ein Titel, auf den ich — nicht stolz seyn, aber ihn in officiellen Schriften jederzeit mit Vorliebe unter meinen Namen setzen werde) — sollte ich nicht, als solchen, aus der

Quelle der Wohlthätigkeit noch reichlicher schöpfen als bisher? Ich zweifle keinen Augenblick daran, um so weniger, da ich nunmehr dem wohlthätigen Publicum einen neuen Magnet vorhalte, der unmöglich ohne Anziehung seyn kann. Noth- und Hülfs-Casse für den Schulstand! — Beyläufig, ich sammle gegenwärtig die Schlesischen Erfinder und Entdecker; wegen der Wittwen-Casse verlange ich hierunter kein Plätzchen: aber wegen dieser Idee maße ich mir ohne Umstände — das letzte an. Oder wie? Soll es etwa bloß eine Nachahmung des Beckerschen Noth- und Hülfsbüchleins seyn? Aber die Entdeckung von Amerika war ja auch nichts anders, als die continuirte Idee der Entdeckung von Ostindien um das Cap; Franklins Blitzableiter nichts mehr, als die continuirte Idee der Electricität; so kann man jedem ehrlichen Erfinder sein Verdienst rauben! Doch — über das Verdienst der Erfindung ist es mir nur Scherz; aber ganzer Ernst ist es mir, und Kopf und Herz ist voll von dem Werthe dieser Idee. Der leidige nervus rerum gerendarum fehlt dem Schulstande vielleicht mehr als jedem andern, und je länger je mehr, bey den immer steigenden Preisen der Dinge. Friedrich Wilhelm II. — deshalb allein schon glorwürdigen Andenkens — setzte für ihn jährlich 13,000

Rthlr. aus! Friedrich Wilhelm III, der bewundernswürdige Wiederaufwecker der ersterbenden Liebe zur Monarchie — hat in seiner Cabinetts-Ordre an den Minister von Massow den Bürgerschulen ebenfalls Geldunterstützung versprochen! Aber wird sie zu den tausend Bedürfnissen der Schulen hinreichen? Wird der beste König können, was seine große Seele so gern will? Sehen wir nicht, hören wir nicht überall, wie schwer es hält, die Saite der Finanzen noch höher zu spannen; und anders kann doch der Staat eine neue und große Summe nicht aufbringen! Wie wohlthätig wäre unter diesen Umständen eine dergleichen Noth- und Hülfs-Casse! Guter Rector * *, der du mir neulich einen so herzerschütternden Brief schriebst, du hättest nicht vergeblich klagen sollen! Und Sie, mein werther Pastor G * *, der Sie sich wegen eines abgebrannten Schulmannes an mich wandten, Sie hätten, außer der Collecte, wenigstens eine noch eben so große Zulage haben sollen! — Schon sehe ich im Geiste, welche glückliche Operationen sich mit einer solchen Casse unternehmen ließen! Prämien für gute Schulbücher aussetzen, an denen es uns noch so sehr fehlt; Schulmännern bey ihrem ersten, oft so sauren Etablissement unter die Arme greifen; Schulen, die oft nichts haben, als die vier leeren Wände, mit Büchern,

Naturalien, Instrumenten beschenken; emeritirten Schulmännern das Gnadenbrod ertheilen, oder doch verstärken, damit sie nicht bey ihrer unverschuldeten Altersschwäche der Kinderspott und der Ruin der Schule werden! Sind dieß gemeinnützige Ideen, oder nicht? Lohnt es der Mühe, auf diese Art wohlzuthun, oder hieße es das Geld wegwerfen? — Aber wenn, wenn wird diese, auch für noch so nützlich erkannte Anstalt zu Stande kommen? — Ich antworte: heute noch — unter einer einzigen Bedingung! Erst müssen nach §. 3. 10,000 Rthlr. da seyn; 3650 sind da; 400 finden sich, ehe noch dieser Aufsatz zu Ende ist; nun braucht es also nur einen einzigen, aber auch recht reichen und recht großmüthigen Mann meines Vaterlandes, dem ich auf gut biblisch zurufen darf: Nimm deinen Brief, und schreib für die Wittwen-Casse 6000, so hat die Noth- und Hülfs-Casse schon 50 Rthlr. Capital, und das Weitere wird sich finden, wie es sich bey der Wittwen-Casse gefunden hat! — Doch nun genug von diesen süßen — nicht Träumen, sondern Hoffnungen, und ich fahre fort, die weitern Grundsätze zu erläutern, und hin und wieder zu rechtfertigen. — Mit den Maßregeln zur Sicherheit des Capitals wird das Publicum hoffentlich ganz zufrieden seyn. Auf einem andern Wege, als dem der Pfand-

briefe, wäre vielleicht ein halbes pro Cent mehr zu gewinnen: aber wie, wenn ich einmal ein ganzes Capital verlöre? Wenn mir andere eine Zeitlang müßig liegen bleiben, aber nur 2 pro Cent brächten? Wenn die Zinsen nicht ordentlich eingingen, und ich deshalb klagbar werden müßte? Nein, nein, nichts als Landschaft; obgleich der Verfasser der patriotischen Wünsche eines Schlesiers ganz kürzlich den lauten Wunsch geäußert hat, der König möchte die Pfandbriefe vernichten! Aber auch auf diesen mir undenkbaren Fall versteht es sich ja wohl von selbst, daß die Administration der Schles. Sch. W. Casse dann ganz den nämlichen Weg einschlagen würde, wie es die Pupillen-Collegia mit ihren Deposital-Capitalien zu halten pflegen. — Welche Wittwen perceptionsfähig sind, ist klar und deutlich gesagt. Bisher hat sich bey mir manche unrechte gemeldet; ich wünsche, daß ich künftig nicht mehr nöthig habe, die statutenmäßig abschlägliche, aber immer schmerzhafte Antwort zu ertheilen. Daß selbst der beytragende Schulmann keine rechtlichen Ansprüche für seine Wittwe bekommt, könnte nur dem auffallen, der gleich den zweyten §. nicht aufmerksam genug gelesen hat. Wohlthätigkeit allein, freye Wohlthätigkeit, ist die Quelle und soll es stets bleiben; eine Wohlthat aber erwirbt wohl moralische Ansprüche auf Dank,

aber

aber nie juriſtiſche Anſprüche auf Wiedervergeltung! Wer mir aber dagegen einwenden wollte, nun werde der Schulſtand nichts zur Caſſe beytragen, da ſeine Wittwen auch ohnedieß perceptionsfähig ſind, der hat kein freundliches Geſicht von mir zu erwarten. Das heißt den Schulſtand bey ſeiner Ehre angreifen, welche zu vertheidigen ich mir jederzeit zur Pflicht machen werde! — Doch ich muß zum Schluſſe eilen, da ich mit meinem Nachfolger noch ein langes, vertrauliches Wort zu reden habe! In die Hände der nämlichen verehrungswürdigen Patronen, die mich ſelbſt von Liegnitz hierher riefen, die ex officio meinen Nachfolger als Lehrer zu berufen haben, habe ich auch die Adminiſtrator-Wahl meines Nachfolgers reſignirt! Ich bin Eliſabethaniſcher Profeſſor: allein ich erkenne Maria Magdalena für unſer Schweſter-Gymnaſium, und habe es folglich in die Wahl eingeſchloſſen. Nicht die Profeſſoren bloß, ſondern auch die Lehrer (oder Collegen) ſollen wahlfähig ſeyn; denn wenn auch bey jenen immer höhere Gelehrſamkeit vorauszuſetzen wäre, ſo erfordert doch die Verwaltung der Schl. W. Caſſe Eigenſchaften von ganz anderer Art, die ich jetzt ſchon bey Männern ohne Profeſſor-Titel entdecke. Aber von dem Punkte der Heirath kann ich nichts ablaſſen! Ich kenne unter den ſogenannten Hageſtolzen ſehr würdige Charaktere;

und warum sollte nicht selbst einmal einer unter ihnen seyn, der die Schulwittwen-Casse mit wahrem Enthusiasmus administrirte: aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge muß ich auf den Sporn des eigenen Interesses mitrechnen! Wer selbst in dem Falle ist, eine Wittwe in eben nicht glänzenden Umständen zu hinterlassen, dem muß ich nothwendig ein zärteres, mitleidigeres Gefühl gegen Schulwittwen zutrauen, als dem, den kein Weib ins eheliche Band zu fesseln vermochte! Weiter aber: Mein Nachfolger ist frey von Caution, er hat nur hundert Rthlr. mit seinem Vermögen zu vertreten; und wenn er ein prompter Rechner, und ein genauer Aufbewahrer des baren Geldes ist, so kann er von dem Seinigen keinen Heller verlieren. Aber, aber — um den Gehalt sieht es schlimm aus! Da ist überall weder Fixum, noch Accidenzien, weder Tantieme, noch pot de vin! Selbst für Schreibmaterialien ist nichts ausgeworfen, und wie könnte ich es hier verschweigen? — es giebt sogar einige Auslagen, die in einer Reihe von Jahren immer etwas betragen, welche nach strengem Rechte der Schulwittwen-Casse angerechnet werden können, die ich mich aber nie habe entschließen können, ihr wirklich anzurechnen. Der Himmel verhüte, daß ich hier — vor den Augen des Publicums — mit Großmuth prahlen wollte;

ich weiß aus der Moral und Geschichte besser, wie hoch diese seltene Traube der Menschheit hängt! Es ist bloß von dem Princip die Rede, das Asmus in seiner drolligt-ernsten Manier aufstellt: Ein Docent der freyen Künste muß kein Filz seyn! Ich habe Gott Lob Brod; mein Nachfolger wird es auch haben; die paar Brosamen, welche die Administration aufzehrt, werden wahrlich keine Hungersnoth anrichten. — Hiermit scheide ich für dießmal, und nur noch eine Nachricht! Wenige Wochen nach der Königl. Bestätigung erhielt ich von einer Hochpreißl. Oberamtsregierung in Glogau folgendes:

Wir Friedrich Wilhelm ꝛc. Urkunden hierdurch, daß die zu Goldberg verstorbene Kunigunde Elisabeth, verwittwet gewesene Burgemeisterinn Giese, geb. Böhme in ihrem am 11ten v. M. bey Unserer hiesigen Oberamts-Regierung publicirten Codicill der Schul-Wittwen-Casse zu Breslau nachstehendes Legat von 400 Rthlr. ausgesetzt hat, mit den Worten:

Die Schul-Wittwen-Casse zu Breslau soll Vierhundert Reichsthaler erhalten und wird sich bey Auszahlung dieses Vermächtnisses an den Vorsteher gedachter Casse, den Herrn Prorector Schummel zu wenden seyn.

Wenn nun erforderlich seyn will, daß sothane milde Stiftung von Uns allerhöchst com-

firmirt werde, als confirmiren und beſtätigen Wir dieſelbe hiermit ꝛc.

Welcher meiner Leſer, der meinem Inſtitute wohl will, ruft nicht mit mir aus: Ein glückliches Omen! Die Königliche Beſtätigung bringt neuen Segen! — Sie bringe ihn dann noch ferner; der höchſte Segen aber ſey für den König, der dieſe geringe gemeinnützige Bemühung mit ſeinem huldreichen Beyfalle krönte, und fernerhin dieſes Inſtitut mit ſeiner Allerhöchſten Protection begnadigen wird.

VII.

Patriotiſche Rüge.

2.

Ueber ein ungeziemendes Schimpfen und ein Mittel zur unfehlbaren Verhinderung alles Bücher-Nachdrucks.

„In Betracht, daß die Producte des Genies „das ſchätzbarſte und heiligſte Eigenthum ſind, „ſollen — ſo decretirten die Cisalpiniſchen Ge„ſetzgeber — die Verfaſſer von Schriften aller „Art, die muſikaliſchen Componiſten, die Mahler „und Zeichner, die Gemählde oder Zeichnungen „in Kupfer ſtechen laſſen, ihr ganzes Leben hin„durch das ausſchließende Recht haben, ihre „Werke auf dem Cisalpiniſchen Gebiete zu ver„kaufen, verkaufen zu laſſen, zu vertheilen und „deren Eigenthum ganz oder zum Theil abzutre„ten. Die Erben, oder die, denen die Schrift„ſteller oder Künſtler ihr Eigenthum abgetreten „haben, ſollen daſſelbe Recht noch 10 Jahre „nach dem Tode des Verfaſſers genießen. Die

„hierzu beauftragten Magistrats-Personen sollen „gehalten seyn, unverzüglich und zum Vortheil „der Künstler und Schriftsteller, so wie der „Erben oder der durch Abtretung in den Besitz „ihres Rechts gekommenen Personen alle ohne „förmliche Erlaubniß gedruckte Auflagen ihrer „Werke zu confisciren. Alle Nachdrucker sol„len gehalten seyn, dem wahren Eigenthümer „die Summe von 2000 Exemplaren der Original„Ausgabe zu bezahlen, alle Verkäufer eines „Nachdrucks sollen, im Fall der Nachdrucker „nicht bekannt ist, gehalten seyn, dem wahren „Eigenthümer die Summe von 400 Exemplaren „der Original-Ausgabe zu bezahlen. Jeder ei„genmächtige Herausgeber von edirten Schriften, „Zeichnungen und Musikalien Cisalpinischer Au„toren sollen zum Schaden-Ersatz gegen sie an„gehalten werden. Alle Bürger, die eine Schrift, „einen Kupferstich oder dergleichen bekannt ma„chen, sollen gehalten seyn, zwey Exemplare „davon an die National-Bibliothek abzuliefern, „gegen Quitung von dem Bibliothekar, ohne „welche sie gegen die Nachdrucker nicht sollen in „Schutz genommen werden dürfen.“

Anstatt daß die Deutschen bey Lesung dieses Rechtsspruches in der Sache der Nachdrucker denken sollten: wir leben in Deutschland, nicht in Cisalpinien; wir sind im Gan-

;en hier schon, was man dort erst werden will — glücklich; wir können, sofern wir nur guten Willen dazu haben, das Gute aller Art aus eigener Kraft-Anstrengung bewirken, und bedürfen dazu keiner neuen, theuer erkauften Regierungen — anstatt dessen erklären die „Theilhaber der Verlags-Handlung für die neueste Literatur“ diejenigen Obrigkeiten unsers Deutschen Vaterlandes, welche den Bücher-Nachdruck ferner in Schutz nehmen würden, öffentlich *) für „die ersten und größesten Räuber-Banden.“

„Wir werden jede Obrigkeit — sagen sie — „und jede Staats-Regierung, welche privilegirte „oder unprivilegirte Nachdrucker unserer Schrif„ten in ihrem Gerichts-Bezirke oder in ihrem „Staate duldet, in öffentlichen Blättern gera„dezu der Anarchie anklagen; denn Nach„druck ist offenbarer Diebstahl. Und „jeder Staat muß, wenn er selbst Gesetze hand„haben will, auch den Bürger jedes andern „Staates bey seinem Eigenthume schützen und „für jede Verletzung desselben haften. Im ent„gegengesetzten Falle verletzt er selbst in der Per„son des Einzelnen den ganzen Staat, welchem „dieser angehört, und unter dessen Schutz er „sich befindet (und welcher eben darum auch

*) Reichs-Anzeiger 1800. Stück 96. S. 1249.

„ſeines Staatsgliedes gegen jenen Staat ſich „annehmen ſollte) und ſtellet ſich ſelbſt „als den erſten und größeſten Räuber „auf. — Demnach muß jede Obrigkeit mit „allen ihren Habſeligkeiten für jeden unter ihr „durch den Bücher-Nachdruck veranlaßten Scha„den verantwortlich ſeyn; und man hat ſich kei„neswegs an den Nachdrucker, ſondern geradezu „an die Obrigkeit ſelbſt zu halten: dieſe muß „allen Schaden erſetzen.“

„So ſollten es alle ſolide Verleger machen — „Publicität iſt der unbeſtechlichſte „Areopag! — dann würde der Nachdruck ein „Ende nehmen und die guten Schriftſteller beſſer „bezahlt werden können.“

Der Herausgeber bezweifelt die Wirkſamkeit dieſer Sprache zur endlichen Hemmung des Bücher-Nachdrucks aus triftigen Gründen. Er iſt der Meinung, daß überall kein guter Bürger irgend eines im Ganzen wohlregierten Staates das Recht habe, mit ſeiner Obrigkeit öffentlich ſo umzuſpringen. Es iſt ein geſetzverachtender, unehrerbietiger Ton, welchen der Vertheidiger einer gerechten Sache um ſo weniger hätte anſtimmen dürfen, da er ſelbſt die Beſchützer des Nachdrucks der Geſetzloſigkeit anklaget. Gute Unterthanen reden die Sprache der Beſcheidenheit und der Ehrfurcht

gegen Vorgesetzte auch dann, wenn Obrigkeiten, über der Menge ihrer Obliegenheiten, eine gerechte Klage eine Zeitlang überhöret hätten. Schon die Klugheit erheischt dieß von ihnen; denn welcher Machthaber wird jemals auch nur die billigsten Erwartungen des trotzenden Ohnmächtigen erfüllen?

Noch weit mehr fordert die Billigkeit von uns, daß wir weder von der Ungeduld, noch von dem kecken Geiste des Zeitalters uns hinreißen lassen müssen, unbescheiden zu verlangen, daß die Obrigkeit jedem unserer Wünsche zuvorkomme, da sie in unsern Tagen des Fortschreitens zur allgemeinen Vervollkommnung so unzählige Staats-Mängel, Mißbräuche und Unvollkommenheiten abzustellen und zu verbessern hat, und nach und nach wirklich abstellet und verbessert.

Aber neben der Billigkeit legt uns auch selbst die Gerechtigkeit aus einem dreyfachen Grunde die unerläßliche Pflicht auf, jene ungeziemende Sprache gegen diejenigen nicht zu führen, welche Recht und Gerechtigkeit im Staate handhaben sollen.

1. Angenommen, der Bücher-Nachdruck in Deutschland wäre nicht bloß, was er ist, ungerecht, sondern auch, was er nicht ist, ohne allen Nutzen: dennoch gehen die

„Theilhaber der Verlagshandlung“ keinesweges folgerecht zu Werke, wenn sie eine Auctorität, von welcher sie Schutz gegen Ungerechte fordern, durch Anschuldigung der Anarchie und selbst verübter Ungerechtigkeiten verächtlich machen. Was in aller Welt soll aus dem Staate, aus unsern Landes-Dicasterien und öffentlichen Auctoritäten werden, wenn diese unverzeihlich freche Bücher-Sprache, bey unserer jetzigen Lesesucht, nach und nach an die Tages-Ordnung kommen, und alle Ehrfurcht vor dem Ersten und vor den untergeordneten Auctoritäten mit Stumpf und Stiel ausrotten sollte? — —

2. Dazu kommt, daß, wenn auch nicht die Mehrheit, doch die Einzelnen, den Bücher-Nachdruck als einen rechtmäßigen Erwerbs-Zweig in Schutz nehmen. Zwar erwies erst neuerlich ein Sachverständiger mit Kant und gegen Jakob die Unrechtmäßigkeit des Bücher-Nachdrucks *), und überzeugte jeden Unbefangenen von der Wahrheit seiner Behauptung. Indessen so unrechtmäßig der Nachdruck unleugbar ist, eben so nützlich nennen ihn Viele. Wie so mancher Leser, sagen diese Viele, ist allein durch ihn in den Stand gesetzt, sich Geistes-Genuß zu verschaffen! Wie viele, welche die kostbaren Original-Ausgaben

*) Reichs-Anzeiger 1801. Nr. 63.

anzuschaffen, nicht das Vermögen haben, können nun, vermittelst des Nachdrucks, ein Bedürfniß edler Art dennoch befriedigen? Wie viel trägt er also zum Geistes-Anbau des Menschen-Geschlechts bey! — — Wenn daher der Nachdruck in manchem Lande wenig oder gar nicht durch die Gesetze des Staats eingeschränkt ist, und in einigen Gegenden Deutschlands zum Nachdrucke sogar privilegiret wird: so müssen wir unter die mitveranlassenden Ursachen dieses Unfugs, die übertheuren Preise rechnen, wofür die Buchhändler ihre litterarischen Waaren feil bieten. Es ist wirklich unverantwortlich, wie weit es einige von ihnen treiben. Mancher druckt seine Exemplare absichtlich so, daß nur das Buch anschwillt: ein möglichst breiter weißer Rand, weitläuftige Zeilen, raumverschwenderische Absätze, unnöthig vertheuernde Kupfer, kostbares Papier — und dann Publicum zahle du — für anderthalb Alphabete zwey Reichsthaler!! Das Publicum ließ gutmüthig sich schröpfen, so lange der heilloseste Franzosen-Krieg seine Finanzen nicht erschöpft hatte. Jetzt bleiben die theuren Bücher Ladenhüter, und dann erheben die Gebieter derselben ein jämmerliches Klage-Geschrey: aber mit welchem Rechte? — Vielleicht duldeten die nämlichen Staaten, deren Erste man die größesten Räuber zu nennen wagt, eben darum den Nach-

druck als ein nothwendiges Uebel, weil außerdem mancher Buchhändler noch unverschämter in seinen Forderungen gewesen seyn würde, und weil es sonst manchen Menschen, die ihren Geist zu cultiviren und Kenntnisse zu erlangen wünschen, fast unmöglich wäre, diesen Zweck zu erreichen. Aber freylich wäre es viel besser, wenn sich dieser Zweck auch ohne den Nachdruck erreichen ließe, und die Buchhändler belieben wollten, die Mittel dazu, welche sie in Händen haben, zu benützen. Dieß führt mich auf die

3te Bemerkung, daß es doppelt unrechtlich sey, dem Bücher-Nachdrucke durch die ohnmächtige Sprache des Eifers und Trotzes gegen Vorgesetzte steuern zu wollen, so lange man ohne Mitwirkung der höchsten Auctoritäten durch eigene Thätigkeit und Kraftanstrengung zum erwünschten Ziele gelangen kann.

Es giebt einen vollkommenen Schutz vor den Schurkereyen der Nachdrucker in der Errichtung einer Verlags-Versicherungs-Anstalt.

Ich lasse bloß dem guten Willen und der Solidität unserer vorzüglichsten Buchhändler Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich glaube, daß sie diesen Gedanken nicht immerfort ungeprüft lassen und als unausführlich verwerfen werden.

Nicht, um ihnen vorzugreifen, sondern, um die Prüfung zu erleichtern, zeichne ich hier die Grund-Linien eines Projects zur Errichtung einer Verlags-Versicherungs-Anstalt zur endlichen und gänzlichen Ausrottung alles Bücher-Nachdrucks:

1.

Es vereinige sich eine möglichstgroße Zahl solider Buchhandlungen in allen Gegenden Deutschlands zu einem doppelten Zwecke:

a) Zum gemeinschaftlichen Ersatz des Schadens, welchen der Nachdruck eines Buchs dem rechtmäßigen Verleger desselben verursacht;

b) zur Verhinderung des Nachdruckes selbst.

2.

Behufs dieser Schadloshaltung und der ersten Einrichtung des Instituts errichte man eine Casse:

a) durch ein Antritts-Geld eines jeden der Gesellschaft beytretenden Buchhändlers;

b) durch gewisse Procente, welche von jedem versicherten Verlags-Artikel von dem Eigenthümer desselben nach Maßgabe des Kosten-Aufwands so lange zu bezahlen sind, als die Gefahr, nachgedruckt zu werden, vorhanden ist.

3.

Die Gesellschaft übertrage die Direction und die Casse ihres Instituts solchen Männern aus

ihrer Mitte, deren Wohlstand und uneigennützige Denkungsart sie über kostspielige Ansprüche auf Dienst-Gehalt erhebt, und deren allgemein anerkannte Unbescholtenheit und Redlichkeit den Mitgliedern volle Sicherheit gewährt.

4.

Wegen der Schwierigkeiten, welche die zuverlässige Angabe der Kosten der ganzen Auflage eines Verlags-Artikels haben möchte, und besonders weil manche Handlung das dem Schriftsteller bezahlte Honorar nicht gern bekannt werden läßt, wird eine nach der Beschaffenheit des Verlags-Artikels sich abändernde Summe (etwa zwey Drittel dessen, was an den Verleger eingehen müßte, wenn die ganze Auflage im Buchhandel debitirt würde) als so lange verzinsbar angenommen, wie die Gefahr des Nachdrucks noch statt findet. Die Procente, welche von dieser Summe in die Versicherungs-Anstalt gegeben werden, sind nach den Grundsätzen der bewährtesten, schon bestehenden Versicherungs-Anstalten anderer Art zu berechnen.

5.

Da nicht ein jedes Buch in Gefahr ist, nachgedruckt zu werden: so muß es auch einem jeden Verleger freystehen, welche von seinen Verlags-Artikeln er in der Anstalt versichern lassen will.

6.

Sobald von einem versicherten Buche ein Nachdruck erscheint, nimmt die Direction alle noch vorhandenen Exemplare der rechtmäßigen Auflage in Beschlag; und debitirt sie überall, besonders aber in den Gegenden, wo der Nachdruck erschienen ist, unter lauten Ankündigungen zu dem Preise, was dem Nachdrucker (nach Maßgabe des Papiers und der Druckpreise seiner Gegend) jedes seiner Exemplare selbst gekostet haben muß, folglich jederzeit noch etwas wohlfeiler, als das Exemplar des Nachdrucks angekündiget worden. So wird dann nicht nur das ehrliebende und gerechte, sondern selbst das eigennützige Publicum unstreitig das auf besseres Papier gedruckte, rechtmäßige Exemplar kaufen, und der Nachdrucker ziehet unfehlbar den Kürzern.

7.

Sobald die rechtmäßige Auflage zu dem herabgesetzten Preise abgesetzt und Zahlung für die von der Direction in Empfang genommenen Exemplare eingelaufen ist, bezahlt die Gesellschaft dem Eigenthümer die zu dem herabgesetzten Preise debitirten Exemplare so, als wären sie zu dem von der Verlags-Handlung angesetzten Preise verkauft worden, wobey dann aber natürlich 33 $\frac{1}{3}$ pro Cent und einige andere immer unvermeidliche Ausgaben in Abzug kommen müssen.

8.

Man verpflichte den auf diese Art schadlos gehaltenen Verleger, wieder eine neue Auflage auf Nachdrucker-Papier zu veranstalten, die (durch ihren beygedruckten, auch noch ein Wenig unter dem Preise des Nachdrucks stehenden Verkaufs-Preis) dem Nachdrucker fortdauernd ein Hinderniß bleiben, seine gestohlne Waare noch hinterher mit einem der Rede werthen Vortheile zu debitiren.

9.

Damit die Versicherungs-Anstalt nicht durch Speculation und unbescheidene Gewinnsucht ihrer Glieder leiden möge, setze sie fest:

a) daß die Stärke der Auflage eines versicherten Buchs ein gewisses Maximum nicht übersteigen dürfe;

b) daß der Preis des Buchs in dem namhaft zu machenden Schranken der Billigkeit bleibe; und

c) versichere sie niemals Pracht-Ausgaben.

10.

Nur solche, schon vor Errichtung der Anstalt erschienene Bücher, welche der Nr. 9. a. und b. entsprechen oder so, als entsprächen sie ihr, sich berechnen lassen, dürfen versichert werden u. s. w.

Die hier projectirten Maßregeln zur gänzlichen

Um

Unterdrückung der Nachdrucker verursachen freylich Kosten; aber wie lange würde man fortfahren müssen, sie vom reinen Gewinne eines Verlags-Artikels in Abzug zu bringen? Nur so lange, bis der Nachdrucker ein Wagstück, welches ihm — Trotz seinen Frey- und Schutzbriefen — theuer zu stehen kommt, überdrüßig wird. Und wenn die Herren Buchhändler in einer Sache, die ihrem eigenen Wohle gilt, einstimmig, und einmal mit dem ihnen sonst mangelnden Esprit du Corps zu Werke gehen, so bürge ich dafür, daß dieser Ueberdruß bey dem Nachdrucker-Gesindel sehr bald eintreten wird.

Da es indessen schwer ist, viel Köpfe unter Einen Hut zu bringen: so würde ich den einzelnen Edlen, die sich zuerst für das Gesammtwohl des Buchhandels durch ihren Beytritt zu der in Rede stehenden Assecuranz-Gesellschaft interessiren, den unmaßgeblichen Rath geben, dieses Zusammentreten der Herren Buchhändler im Stillen zu bewirken, damit kein Nachdrucker wissen möge, welche Buchhandlungen er nicht ungestraft dürfe berauben wollen. Auf diese Art werden die Verläumdeten zugleich edel um diejenigen Buchhändler sich mitverdient machen, die, vielleicht nur aus Unvermögen, und aus übelberechneter Oekonomie, dem Bünd-

niſſe gleich anfangs beyzutreten, noch nicht wagen mochten.

Dieß ſcheinen mir die weſentlichen Punkte zu ſeyn, worauf es bey einer Verſicherungs-Anſtalt für Bücher, welche der Gefahr, nachgedruckt zu werden, ausgeſetzt ſind, ankommt. Ich kenne zu viel rechtliche Buchhändler, als daß ich zweifeln könnte, man werde dieſem Projecte Aufmerkſamkeit gönnen, und daſſelbe zu vollenden und mit den nöthig erachteten Abänderungen zu realiſiren ſuchen.

Rathenow im November
1801.

S. C. Wagener.

Patriotiſche Wahrheiten.

I.

Inconſequenz des Zeit-Geiſtes.

Jünglinge! mit Einem Rieſenſchritte wollt ihr den ungeheuren Raum überſpringen; aber die Leidenſchaften des Ehrgeizes, der Wolluſt, der Rachſucht, die wie zentnerſchwere Gewichte an euren Füßen hangen, wollt ihr nicht ablegen. Alles, was ihr thut, iſt, daß ihr euren Leidenſchaften den Namen der Tugenden gebt, euren Ehrgeiz Muth zu edlen Thaten, eure Wolluſt Liebe, und eure Rachſucht Gerechtigkeit nennt. Ihr möchtet gern den tugendhaften Sonderling machen, und da auch das zu ſchwer, zu unſcheinend iſt, ſo thut ihr das Leichte, was der Tugendhafte that — Thorheiten. Ihr geht in Cato's nackten Füßen ohne Cato's Herz, kriecht in Diogenes genügſame Tonne, und ſpähet durch die Ritzen nach den bewundernden Blicken der Welt, laßt eure Kinder mit geſchornem Kopfe und bloßer Bruſt gehen, ohne für ihre Bildung zu ſorgen, gebt zwey Schüſſeln

oder eine nur, und ſchwelgt in Kupferſtichen und Prachtgeräthen, verachtet die Karten, und verläumdet in der Zeit, ein ſchlechteres Spiel; ſprecht von Humanität, Weltbürgerſinn, Negerſclaven, und tyranniſirt eure Domeſtiken, redet von Freyheit und ſeyd die Sclaven eurer Eitelkeit, ſeyd grob gegen die Großen, mit denen ihr nicht in Verbindung ſteht, und kriecht nach dem Lobe und den Schmeicheleyen eines Bekannten.

Lafontaine.

2.

Bürgerlicher Verein.

In dem bürgerlichen Vereine haben ſich Menſchen anheiſchig gemacht, ihre Rechte gegenſeitig zu beſchirmen, alſo ſich auf keine Weiſe einander daran Abbruch zu thun. Der Bürger ſoll folglich, mehr noch als der Menſch, dahin ſehen, daß er in keiner ſeiner Unternehmungen in die Rechte ſeiner Mitbürger Eingriffe wage; ſoll aber der Anſchläge, ſelbſt aller Gedanken, wodurch Unrecht eingeführt werden könnte, ſich ſorgfältig entſchlagen; ſoll keinen Privat-Nutzen, ſey er noch ſo groß, auf Koſten des Rechts ſuchen; ja ſoll feſt überzeugt ſeyn, daß jeder Vortheil, den er durch Unrecht gegen ſeinen Mitbürger er-

langt, kein wahrer, sondern ein bloß scheinbarer Vortheil ist. Er soll alles, wodurch der bloßen Willkür, den thierischen Gelüsten, der despotischen Gewalt, der Sieg über das Recht verschafft wird, auf das geflissentlichste meiden; soll aber Trennung zwischen eigenem Interesse und dem allgemeinen Rechte mehr als die Pest selbst verabscheuen und meiden. Je größer unter den Bürgern das gegenseitige Zutrauen, die gegenseitige Zuneigung, das allgemeine Wohlwollen ist; je friedlicher und freundschaftlicher sie unter einander leben, desto größer ist unfehlbar die allgemeine und besondere Glückseligkeit eines Jeden.

Welches höhere Erdenglück könnte man wünschen, als in einem Staate zu leben, wo alle Mitbürger traulich, heiter, und zuthätig gegen einander, wie die Glieder einer wohlgesitteten Familie, mit einander lebten? Wo von keinem Streite, keinem Zanke, keinem Processe, keinem Betruge, keiner Ueberlistung gehört würde? Welche Menschen könnten und müßten sich mehr ausbilden, und an Herz und Geist mehr hervorragen, als die, welche in dem tiefsten Frieden, und in der vollkommensten Eintracht einander ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Gesinnungen mittheilten, und nur darin mit einander wetteiferten, wer der Bessere und Edlere seyn sollte? — —

Tiedemann.

Alphabetisches Sachregister

über alle

vier Quartalstücke

des

zweyten Jahrganges des Patr. Archivs.

(NB. Die Römische Zahl weiset auf das Stück; die Deutsche auf die Seite in diesem Stücke hin.)

A.

1. Adel, Ungerechtigkeit in Frankreich. I. , , Seite 25
2. Aenderungen im Staate müssen vorbereitet werden. I. , 15
3. Aphorismen eines Schlesischen Bauers. I. , , 58
4. Arkinson's Freyheit in England. I. 74
5. Aufklärung des Volks: ob sie Empörung bewirke? beantwortet durch die Beyspiele
   a. Griechenlands. IV. 309
   b. Roms unter Tarquin. IV. 309
   c. — Cäsar. IV. 311
   d. der Schweiz. IV. 312
   e. der Niederlande. IV. 313
   f. Roms unter Rienzi. IV. 315
   g. Frankreichs. IV. 316

h. Genf's. IV. Seite 324
i. Nordamerika's. IV. 324
k. der Türkey. IV. 325
l. Reckahns. III. 28

B.

1. Bienen, die, eine Fabel. II. 267
2. Blumenthal und Schindler. I. 176
3. v. Böhmers Beytrag. I. 155
4. Bruchstücke (patriotische):
a. Monarchie. I. 256
b. Westphälischer Friede. I. 257
c. Religion, nicht Unglaube, nicht Polemik. I. 258
d. Das Hinschauen auf Glücklichere. I. 261
e. Vollkommenheit ist nicht der Menschen Loos. I. 263
f. Aechte Eroberungen. I. 264
g. Der Krieg. II. 519
h. Revolutions-Wuth. II. 520
i. Unterthanen- und Fürstenglück. II. 524
k. Verschiedenheit der Regierungen. II. 526
l. Inconsequenz des Zeitgeistes. IV. 523
m. Bürgerlicher Verein. IV. 524

C.

1. Campe's Beytrag. I. 34
2. Charakterzüge (patriotische) und zwar: Zwey Anecdoten zur Ehre des Preußischen Militairs. I. 136
3. Zufriedenheit mit Gott und dem Könige, wo man sie kaum erwarten möchte. I. 139
4. Ein Kind bessert seinen Vater. I. 146
5. Ein Deutscher Bürger. I. 147
6. Joseph, von der Liebe eines seiner Unterthanen ergriffen. I. 149
7. Fürst und Unterthanen im schönsten Bunde der Menschenliebe. I. 150

8. Paul von Gonzenbach, ein seltener Patriot. I. Seite 153
9. Keine Belohnung, wo die Menschenliebe zu helfen gebietet. I. ‚ 161
10. Die Odenwalder und Lecourbier. I. ‚ 163
11. Schmidt und Sippel, die Menschenretter. I. ‚ 168
12. Unterthanen-Gutmüthigkeit. I. 173
13. v. Stern und die Empörer. I. 174
14. und 15. Zwey edle Aerzte. I. 176
16. Der Fähnrich, Bild der Uneigennützigkeit. I. ‚ ‚ 179
17. Erfüllte Bekenntnisse eines ächten Landesvaters. II. ‚ 410
18. Friedrich der Einzige. II. 417
19. Die Bauern der Mark und Frohen. II. ‚ 421
20. St. Bonnet und seine Getreuen. II. 423
21. Das Regiment Kalkstein. II. 425
22. Prittwitz bey Kunersdorf. II. 426
23. Der sterbende Grenadier. II. 428
24. Die Landesstände in Pommern, der Mark und dem Magdeburgischen. II. ‚ ‚ 429
25. Bürger und Bauern im siebenjährigen Kriege. II. ‚ 431
26. Das Dorf Brunn im Clevischen. II. ‚ ‚ 432
27. Patriotismus der Preußen neuerer Zeit. II. ‚ ‚ 435
28. Der Sergeant Charrier. II. 437
29. Der Husar Kartusch. II. 438
30. Jaey, die treueste Gattinn. II. 439
31. Großmuth auf dem Throne. II. 441

32. Freyherr von Brenken. II. Seite 442
33. Selbstverleugnung Friedrich Wilhelms des Großen. II. 445
34. Selbstverleugnung Friedrich Wilhelms des Ersten. II. 450
35. Handhabung der Gerechtigkeit im Deutschen Reiche, selbst gegen Fürstliche Gegner. II. 453
36. Ein Fürst voll hoher Weisheit und Würde. II. 456
37. Fr. Ulrich von Braunschweig. II. 457
38. Maximilian Joseph der Gesetzgeber. II. 459
39. Schreiben aus Bayern. II. 462
40. Churfürst Johann Georg. II. 464
41. König Friedrich der Erste. II. 466
42. Degen. II. 467
43. Johann Friedrich von Sachsen. II. 470
44. Der edle Stellmacher in Costnitz. III. 125
45. Fouquet und sein Reitknecht Trauschke. III. 131
46. Graf M. und seine böhmischen Unterthanen im Aufruhr, III. 135
47. Ulrich von Huttens hohes Gefühl vom Nationalwerth. III. 137
48. Männlicher Uebermuth — weiblicher Heldenmuth. III. 141
49. Weise Sparsamkeit auf dem Throne. III. 147
50. Die Leibeigenschaft im Preußischen Staate. III. 151
51. Ende der Leibeigenschaft auf Hohen-Brünzow. III. 153
52. Freywillige Aufhebung der Leibeigenschaft am rechten Rheinufer. III. 156

53. v. Günther — Preußens Schutzengel. III. , Seite 159
54. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg. III. , 162
55. Selbstverleugnung auf dem Throne. III. , , 172
56. Liebe der Deutschen zu ihren Regenten. III. , 175
57. Hickert. III. , 178
58. Friedrich Wilhelm und Türenne. III. , 179
59. Friedrich II. als Lehrer des Christenthums. III. , 184
60. v. Knobelsdorfs patriotisches Beyspiel. III. , 185
61. Fürstendankbarkeit gegen Reder. III. 188
62. Preußen, eine Freystätte für Bedrängte. III. , 189
63. Ein katholisches Fürstenmuster aus unsern Tagen. III. , 195
64. Helden-Größe. IV. , 447
65. Ein Landarzt, wie dergleichen überall angestellt werden sollte. IV. 451
66. Der edle Landrath. IV. 453
67. Ein seltener Vaterlands-Tod. IV. 455
68. Der ehrliche Invalide. IV. 457
69. Rudolph von Habsburg. IV. 458
70. Der edle Gutsherr in Pommern. IV. 469
71. Mund, ein ächter Sachse. IV. 470
72. Landesherrliche Sorgfalt zu Wernigerode. IV. , 472

E.

1. Egoismus und Staatsbürger-Sinn. II. 340
2. Eins ist nöthig zur Erhaltung des Ganzen. III. , 24

3. Einzelne (jeder) bessere an sich, so ist das Ganze gebessert. II. Seite 283
4. Engel's Beyträge. IV. 297 bis 330
5. Engländer: sind sie freyer als die Deutschen? I. 70
6. Ewalds Beyträge. IV. 303
7. Erzdemokrat: dessen Meinung vom Revolutioniren. III. 5

F.

1. Fawcett: der Mensch ist des Menschen ärgster Feind. II. 376
2. Fortschreiten (allmähliges) verhindert am sichersten das gewaltsame Umwälzen. I. 9
3. Freyheit: deren Name wird oft der wahren Freyheit vorgezogen. I. 47
4. Freyheit und Wohlfahrt am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. II. 288
5. Friesacks musterhafte Sicherheits-Anstalt gegen Landstreicher und Diebe. I. 106
6. Führer der Nation! Regenten, Richter, Lehrer, Schriftsteller! sind Eins! I. 15

G.

1. Garve's Beyträge. II. 343. 382.
2. Gedichte (patriotische):
a. Voß Vaterlandsliebe und Parodie. I. 220
b. Der Patrioten-Bund. II. 491
c. Volkslied bey Friedrich Wilhelms III. Huldigung. III. 224
d. Preußen, der glücklichste Staat. IV. 483
3. Gerechtigkeits-Liebe. II. 374
4. Gronau's Beytrag. I. 39
5. Gutraths, des Schlesischen Bauers, Beyträge. I. 59

6. Gutsherrschaft: deren Einfluß auf den Geist der Unterthanen. III. Seite 32

H.

1. Hack's Beyträge. I. 136. 137
2. Hanstein's Beytrag. III. 47
3. Henke's Beytrag. III. 24
4. Hindernisse der völligen Freyheit. II. 291
5. von Hinkelbey's Institut. III. 243

J.

1. Irreligion und Sittenlosigkeit der niedern Stände. IV. 372

K.

1. Kants Beytrag. III. 21
2. Kinderzucht in der Volks-Classe. IV. 332
3. Krieger-Ehre. IV. 330
4. Küster's Beytrag. III. 232

L.

1. Lafontaines Beytrag. IV. 524
2. Lehren aus der Vergangenheit. III. 43
3. Leitung des Revolutions-Geistes durch Lehr- und Erziehungs-Anstalten. IV. 300
4. Lesesucht, deren Einfluß auf das bürgerliche Wohl. II. 345
5. Litteratur (patriotische):
   a. Krügers Garnison-Schul-Nachricht. I. 183
   b. Ribbecks Werth des öffentlichen Gottesdienstes. I. 194
   c. Hansteins dergleichen. I. 198
   d. Stephani's Erziehung für den Staat. I. 205
   e. Gemälde aus der Preußischen Geschichte. II. 478
   f. Belehrung, Beyspiel, Ermunterung. II. 484

g. Vaterländisches Lesebuch. II. Seite 485
h. Wilmsens Brandenburgischer Kinderfreund. II. „ 486
i. Winke für Nationen. II. 489
k. Salzmanns Revolutions-Gespräche. III. „ 213
l. Salzmanns Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlands-Liebe. III. 214
m. An alle Deutsche Hausväter. III. 216
n. Schlez Verhinderung der Rindvieh-Pest. III. „ 218
o. Ewalds Gemeingeist. IV. 479
p. Meine Todsünden. IV. 478
6. Luther imponirte: wir sollen durch Eintracht und Weisheit Thaten thun. I. 12
7. Luther über Freyheit und Gleichheit. I. 75

M.

1. Marwede's Beytrag. I. 106
2. Monarchie oder Republik? IV. 326

N.

1. Nachruhm — als Ermunterung zum Patriotismus. IV. „ 297
2. Nicolai's Beyträge. I. 24. III. 101

P.

1. Parisius Beyträge. I. 139. 150. 161 II. 345. IV. 271
2. Patriotismus: wie ist er von Vaterlands-Liebe unterschieden? III. 1
3. Polen, woher ihre Disharmonie mit den Deutschen. I. „ 39

R.

1. Reformation (über) im Ganzen. I. 1
2. Reformiren (das) steht dem Revolutioniren entgegen. I. „ 1

3. Reich der Moralität: zu dessen Begründung soll ein Jeder beytragen. IV. Seite 271
4. Religions-Parteyen und Religiosität. II. " 268
5. Resourcen sollten Pflanzschulen des Patriotismus seyn. I. " 89
6. Revolution in Religions-Angelegenheiten. I. " 31
7. v. Rochows Beyträge. II. 267. 268. 271
III. 43
8. Rügen (patriotische):
a. Mißdeutung des Worts: Patriot. I. 236.
b. Revolutions-Sprache eines Deutschen Buchs. I. " 239
c. Verletzung des Patriotismus. I. 250
d. Der Deutschen Vorliebe für das Ausland. II. " 508
e. Das Verleumden der Fürsten. II. 516
f. Das Marionetten-Spiel. II. 517
g. Mangel an National-Stolz unter Deutschen. III. " 259
h. Bücher-Nachdruck, und Vorschläge, ihn zu hemmen. IV. 509

S.

1. Salzmanns Beyträge. IV. 267. 326. 406
2. Schul-Plan — allgemeiner. II. 271
3. Selbstliebe als Princip der Moralität ist unzureichend zum Staats-Wohle. IV. 359
4. Sievekings Beytrag. I. 132
5. Splitter von Milterberg's Beytrag. III. " 243
6. Staatsbürger-Sinn und Egoismus. II. " " 340
7. Staatsbürgerinnen-Pflichten. I. 34

8. Stiftungen (patriotische):
a. Märk. Oekon. Gesellschaft zu Potsdam. Seite I. 224
b. Göttingische Rettungs-Anstalt. I. 233
c. Ellrichs Schul-Stiftung von England aus. II. 499
d. Lübecks Stiftungen. II. 502
e. Magdeburgs Töchterschule. III. 232
f. Löwensteinsche Diener-Wittwen-Societät. III. 243
g. Guy's Hospital für Unheilbare. IV. 487
h. Schummels Schulwittwen-Stiftung. IV. 488

T.

1. Tiedemanns Beytrag. IV. 524
2. Treumann's Beyträge. I. 76. IV. 332. 372.

U.

1. Unverletzlichkeit des Ersten im Staate, von Kant. III. 21

V.

1. Verbesserung und Umwälzung. IV. 267
2. Vernunft-Religion oder Christenthum? III. 47
3. Verpachtung der Gerichts-Verwaltung. III. 101
4. Vorrechte: sollte man sie jetzt strenge behaupten? II. 382
5. Vorschläge (patriotische):
a. Wie ist die öffentliche Sicherheit zu vermehren? I. 106
b. Wie der Getreidetheurung ohne Ausfuhr-Sperre zu steuern? I. 120
c. Wie sind schlüpfrige Bücher zu unterdrücken? I. 131

d. Wie kann man den Staat von erschöpfenden National-Bedürfnissen losreissen? I. Seite 123
e. Wie ist dem Weinbaue aufzuhelfen? I. 125
f. Wie die Wein-Verfälschung zu hindern? I. 125
g. Wie das Schulwesen zu verbessern? I. 127
h. Die wohlthätigste nicht drückende Auflage. I. 132
i. Eine ganz allgemeine leicht ausführbare Wittwen-Versorgung. II. 394
k. Wie ist der willkürlichen Ehelosigkeit vorzubeugen? II. 397
l. Wie dem Unglücke außerehelicher Geburten? II. 404
m. Unfehlbares Mittel, die Landstreicher nützlich zu machen. III. 114
n. Wie ist die Arbeitsscheu zu verbannen? III. 117
o. Hemmung der Rindvieh-Pest. IV. 401
p. Beglückung verlassener Kinder. IV. 406
q. Land-Schulen-Verbesserung. IV. 422
r. Vorbeugung der Folgen selbstverschuldeter Theurung. IV. 431
s. Versorgung der stehlenden Armen ohne Arbeitshäuser im Großen. IV. 442
6. Vorurtheil und Aberglaube. I. 76
7. Vorzüge des Zeitalters in Absicht der bürgerlichen und der Religions-Freyheit. III. 61
8. Voß Beytrag. IV. 300

W.

1. Wilmsens Beyträge. I. 89. II. 376.

Z.

1. Zufriedenheit und Unzufriedenheit (politische). II. 281

Digitized by Google

Digitized by Google

1.1.2 + 2.1.2 = 1500:-

Okt. 84

Aug 85

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google